
 Inhaltsverzeichnis

	VORWORT VON STEPHAN QUENSEL.....	8
1	NOTWENDIGKEIT UND BEDARF DES HILFEANGEBOTES. .	18
2	ZU DEN ZIELGRUPPEN DER EINRICHTUNG.....	20
2.1	ALTERSGRUPPEN.....	20
2.2	PROBLEMLAGEN IM UMGANG MIT DROGEN.....	20
2.3	PROBLEMBÜNDELUNGEN UND ENTWICKLUNGSDEFIZITE.....	21
2.4	RESSOURCEN UND STÄRKEN.....	24
2.5	VORAUSSETZUNGEN FÜR DIE AUFNAHME.....	24
2.6	AUFENTHALTSDAUER.....	25
2.7	AUSSCHLUSSKRITERIEN.....	26
3	LEISTUNGSVERPFLICHTUNGEN FÜR DAS HILFEANGEBOT.....	27
3.1	§1 SGB VIII SOWIE EMPFEHLUNG VON JA 31.....	27
3.2	§§34 UND 35 KJHG, INSBESONDERE §35 A.....	28
3.3	§§39 UND 40 BSHG.....	28
3.4	§72 BSHG.....	29
3.5	SGB II.....	30
4	DER ORGANISATORISCHE RAHMEN.....	31
4.1	EINRICHTUNG UND STANDORT.....	31
4.2	AUSGANGSPUNKT: UNTERSCHIEDLICHE PROBLEMLAGEN.....	32
4.3	ZUR GRÖÖE DER EINRICHTUNG.....	33
4.3.1	Verhältnis große Einrichtung und kleine Bereiche.....	33
4.3.2	Die Binnenstruktur der Einrichtung.....	34
4.3.2.1	Die Struktureinheiten.....	34
4.3.2.2	Bereiche innerhalb der Struktureinheiten.....	35
5	UNSER VERSTÄNDNIS VON JUGENDALTER.....	36
6	DROGENKONSUM UND DIE LEBENSPHASE „JUGEND“.....	40
7	ZIELE DER ARBEIT UND BETREUUNGSaufTRAG.....	42
8	LEITLINIEN UND PRINZIPIEN DER ARBEIT.....	44
8.1	PRINZIP „ALLTAGS- UND LEBENSWELTORIENTIERTE ARBEIT“.....	44
8.2	PRINZIPIEN SYSTEMISCHEN BETRACHTENS UND ARBEITENS.....	48
8.3	PRINZIPIEN DER OFFENHEIT DER EINRICHTUNG.....	49
8.4	PRINZIP DER MULTIMODULARITÄT.....	51
9	SOZIALPÄDAGOGISCHE BEREICHE UND METHODEN.....	52

9.1	LEBEN IN DER GEMEINSCHAFT.....	52
9.2	ZUR PÄDAGOGISCHEN ARBEIT MIT GRUPPEN.....	54
9.3	PÄDAGOGISCH BETREUTE WOHNGRUPPEN.....	56
9.4	UMGANG MIT KONFLIKTEN.....	59
9.5	DIE FÖRDERUNG VON COPINGKOMPETENZEN.....	60
9.6	LERN- UND BILDUNGSPROZESSE IN DER EINRICHTUNG.....	63
9.7	LERNEN IN ERLEBNISPÄDAGOGISCHEN SETTINGS.....	65
9.8	TIERE IN DER PÄDAGOGISCHEN ARBEIT.....	67
9.9	ZUM UMGANG MIT MACHT UND GEWALT.....	68
9.10	BEWÄLTIGUNG JUGENDLICHER ENTWICKLUNGSAUFGABEN.....	72
9.10.1	Beziehungs- und Kommunikationsfähigkeiten.....	72
9.10.2	Entwicklung eines eigenen Normen- und Wertesystems.....	72
9.10.3	Auseinandersetzung mit körperlichen Veränderungen.....	72
9.10.4	Erste Liebesbeziehungen und sexuelle Kontakte.....	73
9.10.5	Entwicklung von Konsumentenmündigkeit.....	74
9.10.6	Auseinandersetzung mit dem Drogenkonsum.....	75
9.11	FREIZEIT.....	78
9.12	AUFBAU NEUER BEKANNTEN- UND FREUNDESKREISE.....	79
9.13	ELTERN- UND FAMILIENARBEIT.....	80
9.14	PROPHYLAXE VON ABRUCH UND UMGANG MIT RÜCKFALL.....	82
10	DIE PHASEN SOZIALPÄDAGOGISCHER ARBEIT.....	85
10.1	AUFNAHMEPHASE.....	85
10.2	DIE CLEARINGPHASE.....	86
10.3	ORIENTIERUNGSPHASE.....	88
10.4	PHASE DER BEWÄLTIGUNG VON ENTWICKLUNGSAUFGABEN.....	90
10.5	PHASE DER VERSELBSTÄNDIGUNG.....	91
10.6	PHASE DER ABLÖSUNG.....	95
11	INTEGRATION DER EINRICHTUNG IN DIE REGION.....	97
	LITERATUR.....	100
	LEITLINIEN FÜR DIE ARBEIT IN DER EINRICHTUNG – C. STOLZ.....	102
	BEGRIFF UND METHODE VON SOZIOThERAPIE – M. SANDER.....	111
	RESSOURCEN UND PROBLEMLAGEN DROGEN KONSUMIERENDER JUGENDLICHER – P. VATTHAUER.....	118
	ZUM UMGANG MIT DOPPELDIAGNOSEN – M. KLAUS.....	124
	GRUPPENKONFLIKTE ALS LERNFELDER – S. THON.....	131

TIERE IN DER PÄDAGOGISCHEN ARBEIT – J. KORTUNG..	136
ZUR PÄDAGOGISCHEN ARBEIT MIT GRUPPEN – K. LAU..	141
ZUM UMGANG MIT MACHT UND GEWALT – D. REICHENBACH.....	150
ZUM VERSTÄNDNIS VON ENTWICKLUNG IN DER PÄDAGOGISCHEN ARBEIT – K. SCHOLZ.....	157
PROBLEMLÖSUNGSSTRATEGIEN UND ENTWICKLUNGSAUFGABEN – K. SCHOLZ.....	163
NORMEN, SANKTIONEN UND DAS ZUSAMMENLEBEN: DIE HAUSORDNUNG – J. NISCHIK-WITTIG.....	174
ZUR KONZEPTIONELLEN EINBINDUNG VON ERLEBNISPÄDAGOGIK – J. NISCHIK-WITTIG.....	185
LERN- UND BILDUNGSPROZESSE – J. BERGER.....	192
ELTERN- UND FAMILIENARBEIT IN DER EINRICHTUNG – M. SANDER.....	203
ENTWICKLUNG UND ENTWICKLUNGSAUFGABEN IM JUGENDALTER – J. ZIELICH.....	217
DIE CLEARING-PHASE – K. HELLMUTH.....	228

Das vorliegende Konzept wurde unter Leitung von Prof. Dr. habil. Gundula Barsch im Rahmen eines Projektseminars der Fachhochschule Merseburg von Studierenden des Fachbereichs Soziales, Medien und Kultur in den Jahren 2002 erarbeitet und 2004 im Rahmen der Schwerpunktausbildung weiterentwickelt.

2004 wurde der Arbeitsprozess von Kollegen von LEIF, gGJS für Jugend- und Suchthilfe mbH Gr. Offenseth-Aspern, begleitet.

Vorwort von Stephan Quensel

Zehn Anmerkungen zum „Konzept einer sozialpädagogischen Einrichtung für Drogen konsumierende Jugendliche“

Beim Lesen des hier dargestellten Einrichtungskonzepts wurde ich lebhaft an zwei eigene vergleichbare Projekte erinnert. Einerseits an unsere frühen Versuche in einem zweijährigen Forschungsprojekt in einer Abteilung einer Jugendstrafanstalt mit 25 Jugendlichen mit gruppenspezifischen Methoden so etwas wie ein >therapeutisches Milieu< aufzubauen, das zuletzt dann zwar erfolgreich war, doch die organisatorisch geschlossenen Grenzen einer solchen Anstalt nicht überwinden konnte¹. Und andererseits an unsere sehr viel späteren Erfahrungen aus der Begleitforschung eines innovativen, offenen ländlichen Wohnprojektes mit 5-7 ‘schwer gestörten Drogenjugendlichen’ im Kontext eines großen Heimverbundes, das aus eben solchen ‘gruppenspezifischen’ Schwierigkeiten heraus zwei Mal scheitern musste².

In beiden Fällen suchten wir, unseren Vorbildern Aichhorn, Redl, Makarenkow und Johnson folgend, nach einem neuen Weg im Umgang mit diesen weithin aus der Gesellschaft ausgeschlossenen Jugendlichen, wobei wir unsere *Ausgangsbasis* in vier Punkten zusammenfassen könnten:

- 0 Wir begannen im ‘Hier und Jetzt’, bei den vorhandenen Fähigkeiten dieser Jugendlichen, auf die Zukunft ausgerichtet und waren nur wenig an einer rückwärts gewandten Ursachen-Suche interessiert; so sehr auch das Gewicht früherer fehlgeschlagener Interaktionen bei unzulänglichen Ressourcen und fortgesetzter Stigmatisierung diese Art der Zusammenarbeit für beide Seiten belasten kann.
- 1 Wir betonten die eigenständige Subjektivität und Handlungsfähigkeit der Jugendlichen, für die auch die aktuellen – offiziell als störend, abweichend, krankhaft, süchtig interpretierten – Verhaltensweisen eine funktionale, d.h. der aktuellen Situation angepasste Bedeutung besitzen.

¹ Quensel, St., Quensel, E. (1975): Gruppendynamische Behandlungsmethoden im Jugendstrafvollzug. Ergebnisse eines Forschungsprojektes. In: Praxis der Kinderpsychologie, S.64-70

² Quensel, St., Westphal, H.(1996): Drogen in der Heimerziehung. Grenzen sozialer Arbeit“. Verlag Dr. Kovac, Hamburg

- 2 Wir akzeptierten die Jugendlichen als Person und Partner, in einer komplexen Macht-Ohnmacht-Beziehung, so wenig wir auch einzelne ihrer Verhaltensweisen akzeptieren wollten.
- 3 Wir begriffen das >Behandlungsgeschehen< (i. w. S.) als gruppendynamische Interaktion zwischen Partnern in dreifacher Gestalt: (a) als Beziehung zwischen Erwachsenem und Jugendlichen, (b) deren wesentlicher Teil zwischen den Jugendlichen ablief, wofür die Erwachsenen geeignete >settings< schaffen konnten; (c) wobei solche Interaktionen in kleineren und größeren gruppendynamischen Konstellationen verlaufen, die in unterschiedlichem Maße ihren Mitgliedern Schutz und Entfaltungsmöglichkeit bieten.

Diese Ausgangsbasis, die eigentlich nicht mehr voraussetzte, als den >Anderen< als >Alter-Ego< zu verstehen und ihm damit ebenso wie sich selbst Subjektivität und soziale Fähigkeiten wie Defizite zuzusprechen, führt nun zu einer Reihe recht grundsätzlicher Anforderungen an solche Projekte, die ich in zehn Punkten zusammenfassen will, wobei ich zunächst auf die Jugendlichen selbst und dann auf die möglichen Projekt-Strategien eingehen will:

1. Auch diese Jugendlichen wollen – so wie alle anderen Jugendlichen und auch wir selbst – *sozial anerkannt* werden; und zwar sowohl von ihren gleichaltrigen Freunden, Freundinnen, Gegnern und Konkurrenten, wie auch von uns, den Erwachsenen, mit denen sie in unmittelbarem Kontakt stehen; so sehr sie dies auch selber verdrängen und gelegentlich durch ihr Verhalten konterkarieren. Sie wollen, wie wir, Erfolg haben, gelobt werden, ihr Dasein als sinnvoll erleben, Spaß und Freude haben, was wir dann häufig aus unserer Sicht vorschnell als >Hedonismus< >Jugendkriminalität< oder >Drogenabhängigkeit< definieren.
2. Zwei einander ergänzende Flanken *kanalisieren* dieses Streben: Auf der einen Seite die sich ständig wiederholende und anhäufende Erfahrung, dabei zu scheitern; also nicht akzeptiert, nicht geliebt und stigmatisiert zu werden. Und auf der anderen Seite das >kulturelle< Angebot alternativer Lösungswege. Angebote von Seiten ihrer jeweiligen Jugendkultur (die wir rasch als schlechte Peergruppe definieren). Und Angebote von uns, den erwachsenen Experten, vor allem dadurch, dass wir mit unseren Diagnosen und den darauf bezogenen Praktiken (Gefängnis, Therapie u. a. m.) ihnen die typischen Modelle >abweichender Karrieren< nahe legen. Was uns dann wiederum im Rahmen unserer professionellen Theorie erlaubt, solche (vorgeschriebenen und erwarteten) Verhaltensweisen als ‘irrational’, ‘krankhaft’ oder ‘süchtig’ auf hereditäre oder früh erworbene

Persönlichkeits-Schäden, zumindest aber auf individuell zuschreibbare Fehlfunktionen zurückzuführen.

3. Diese von uns als 'störend' definierten >neo-funktionalen< Verhaltensweisen schaukeln sich in längeren *teufelskreisartigen Prozessen* dadurch hoch, dass einerseits die von uns als angepasst geforderten, von den Jugendlichen dagegen als erfolglos erlebten Verhaltensweisen (z. B. gute Noten nach Hause zu bringen) verkümmern, wodurch die darauf aufbauenden altersentsprechenden Ressourcen stets weiter eingeengt werden. Und dass zugleich andererseits die uns störenden Kompensationen immer besser ausgebaut werden und neue andere Ressourcen erschließen können – wobei sie keineswegs selten typische, in der Allgemein-Kultur vorgegebene Erwartungen bis hin zur Karikatur überziehen können: in der Macho-Gewalt, im Drogenkonsum, beim Einbrechen, auf der Treibe und als minderjährige Prostituierte. *Kompensationen und Ressourcen*, wohlgemerkt, die von uns erwartet, angeboten und – wie besonders deutlich bei den Prostituierten – auch genutzt werden.

Tatsächlich findet man deshalb bei solchen Jugendlichen relativ selten solche Drogen-Süchte (was das immer auch sei), wie wir sie etwa beim erwachsenen Alkoholiker antreffen, sondern zumeist nur erratisch ausuferndes 'Normal-Verhalten' – sei es in 'irrsinnigen' Drogenkombinationen, sei es im für uns kaum noch nachvollziehbaren 'Körper-Design' oder sei es bei 'Auto-Spritztouren'; Verhaltensweisen, aus denen sie dann häufig – sofern es ihnen noch möglich ist und noch möglich gemacht wird, recht reumütig zurückkehren. Was seinerseits die beste Basis für eine vorangehende 'Rückfall-Prophylaxe' und ein anschließendes gemeinsames Aufarbeiten bieten kann.

4. Wenn dieses Streben nach Anerkennung – sei es auf die angepasste oder auf die 'gestörte' Art ihres Verhaltens – misslingt, kann es emotional, im Selbstbild wie im erwarteten Fremdbild gegenüber der eigenen Identität, zu erheblichen Verstörungen führen, in eine *depressive*, fatalistische, hoffnungslose Selbstbewertung, die vor allem dann gravierend ausfällt, wenn zugleich auch noch der alternative 'störende' Weg scheitert oder (insbesondere bei denjenigen Gleichaltrigen, auf die man sich >beziehen< möchte, von denen her man sich selber definiert) negativ bewertet wird.

Man gerät so in eine >soziale Isolation<, die im Kreise ähnlich 'behinderter' und zugleich auf ähnliche Weise konkurrierender Jugendlicher, mit denen man zusammen leben muss, zu Recht besonders gefürchtet ist, da sie auch diese Rückzugsposition bedroht. Es verbleibt dann nur noch entweder der – leicht psychiatrisierbare – Rückzug (>psychotische< Verhaltensweisen, suizidales Verhalten u. ä.) oder aber ein konkurrierendes

Überziehen der als jeweils 'geltend' angesehenen sozialen Verhaltensweisen.

Für beide Fälle sieht sowohl die Insassen-Kultur wie aber auch die dazu passende Experten-Kultur wiederum sehr typische, das Verhalten weiter verfestigende *Rollen* vor – etwa die des gefürchteten Schlägers und Ausrasters, des >Muselman< (im KZ) oder des >Irren<.

Und in allen diesen Fällen tendieren die Jugendlichen dazu, um in dieser Welt keine ausnutzbare Schwäche zu zeigen, eben diese Hoffnungslosigkeit, die ja immer noch mit Hoffnungen verbunden ist, hinter ihrem Verhalten zu *verbergen*; weswegen selbst die Psychoanalyse so lange lehren konnte, dass solche Jugendlichen ohne Leidensdruck lebten.

5. In einer Welt, in der die Schutz spendenden Institutionen – Familie, Schule, Sportvereine – weithin fehlen, gehört es zur primären Überlebens-Technik, solche *sozialen Techniken* zu entwickeln, mit denen man physisch und psychisch in der jeweils vorgegebenen Situation überleben kann; physisch, indem man etwa zuerst zuschlägt und dann nachdenkt; und psychisch, indem man seine Erfolgserwartungen nicht zu hoch schraubt und grundsätzlich den anderen, die einen so oft enttäuscht haben, misstraut, bzw. – scheinbar umgekehrt – beides, die Zukunftspläne oder das leichtfertige Vertrauen so überzieht, dass es, auch ohne eigenes Zutun, „auf jeden Fall schief laufen musste“.

Zwei dieser sozialen Fähigkeiten, die wir fast immer im Kontakt mit solchen Jugendlichen als höchst problematisch einschätzen, wirken hier funktional als besonders erfolgreich: Die *'überzogene Sensibilität'* für 'offenbares Unrecht', in der sich nicht nur die früheren eigenen Erfahrungen sammeln, sondern mit denen man doch auch selbst noch geringfügig kleine Vorteile wahrnehmen kann. Und auf der anderen Seite die psychologisch erstaunlich gut ausgebildete Fähigkeit, den anderen und insbesondere den Erwachsenen dadurch zu *'manipulieren'*, dass man seine Schwachpunkte erkennt und für die wenigen Gratifikationen nutzt, die allein diese scheinbar so mächtigen Erwachsenen einem bieten können.

Und wiederum gilt, dass es sich hierbei keineswegs um 'krankhafte', 'irrationale' betrügerische Charakterstrukturen und dergleichen handelt, sondern um zumeist höchst sinnvoll auf die jeweilige Situation bezogene Fähigkeiten. *Soziale Fähigkeiten*, die, und das ist entscheidend, wir oder dann auch diese Jugendlichen selber in anderem Kontext (eines zumeist privateren Umfeldes) höchst 'positiv einsetzen' könnten; und zwar auch dann, wenn wir nicht auf genuin und offensichtlich charismatische Bandenführer o. ä. zurückgreifen können. Die Sensibilität für Ungerechtigkeiten etwa dann, wenn sich solche Jugendliche um andere, schwächere Gruppen-

mitglieder >kümmern< können; die Fähigkeit, Schwächen erkennen zu können, etwa dazu, zu >verstehen<, was momentan im anderen vorgeht oder wie man ihm aus seiner verkorksten Situation heraushelfen kann.

6. Bisher bin ich in den ersten fünf Punkten auf die Jugendlichen eingegangen, weil allein eine solche 'neue' Sichtweise einen möglichen Zugang zu ihnen öffnen kann. Und weil eigentlich nur ein 'Professioneller' aus einer gewissen geschulten 'neutralen' Position heraus einen solchen neuen Blick wagen kann. Wobei er sich ständig auf einem Grat zwischen Identifikation und Helfersyndrom einerseits und manipulierender Professionalität andererseits bewegen wird.

Es sind tatsächlich *diese* beiden Seiten, die das Gelingen oder Misslingen eines solchen Projektes entscheidend bedingen – und nicht das in solchen Vorhaben 'zusammengeballte destruktive Potential' dieser Jugendlichen.

Man kann diese Gratwanderung auch als *Spiel zwischen Macht und Ohnmacht* verstehen. Als Grenzen setzende *Macht*, mit Diagnosen, Sanktionen, Behandlungsplänen und Entscheidungen wie auch mit vielfach nicht eingehaltenen Versprechungen (gleich wie diese jeweils subjektiv interpretiert werden), willkürlichen Regelungen und permanenten Ungerechtigkeiten'. Eine misstrauisch bäugte und zu bäugende Macht, die immer nur 'mein Bestes will', mich bedrängt, zensiert, aber auch mir das Lob vorenthält und die mich ablehnt, missachtet oder aber nur manipulieren will. Alles Dinge, die wir tun müssen oder in den (häufig projektiv blickenden) Augen der Jugendlichen ihnen gegenüber durchsetzen und demonstrieren.

Weitaus problematischer, weil zumeist weniger ehrlich beantwortet, ist unsere 'Ohnmacht'. Nahe liegend, und gerne verwendet: „Die äußeren Umstände“, die Leitung, die Finanzen, das Team. Dann jedoch als Machtlosigkeit gegenüber der Raffinesse mancher Jugendlicher, gegenüber deren scheinbar irrationalen Ausrasten oder dem ständigen Einfluss der Drogen, die diese Jugendlichen 'in ihrem Griff halten' und unsere Arbeit mit ihnen torpedieren. Vor allem aber im Misserfolg, im Versagen und in den kleineren und größeren – inneren und äußeren – Feindseligkeiten, die so wenig unseren professionellen Erwartungen entsprechen, vor allem, wenn man neu in solche Projekte einsteigt.

7. Es wäre deshalb sicher hilfreich, sich darauf zurück zu besinnen, dass wir in dieser soziodynamischen Situation eben nur *der eine Partner* sind, dessen Position – von der Bezahlung und der formalen Macht-Beziehung abgesehen – allein durch den doppelten Vorteil akzentuiert wird, einmal eine zumeist etwas bessere 'Sozialisations'-Basis gehabt zu haben und zum anderen – nicht immer ganz zureichend – professionell ausgebildet worden zu sein.

Mit zwei für solche Vorhaben zentralen Ergänzungen: Auf der einen Seite ist dieser 'Vorteil' keineswegs stets ein solcher. Häufig scheint es nämlich so zu sein, dass sich der Sozialisations-Vorteil als schicht-milieu-spezifische *Barriere* im Zugang zu solchen Jugendlichen erweist. Und zum anderen erleben wir immer wieder, dass sogenannte '*Natur-Talente*' – etwa in der handwerklichen Ausbildung oder als in der Küche hantierende ältere Hauswirtschafterin oder als Aufsichtsbeamte in unserem ersten Projekt – häufig einen 'natürlicheren' und mehr sachbezogenen Umgang zu solchen Jugendlichen mitsamt ihren Problemen finden als wir, die eigentlichen Professionellen.

Eine solche 'Partner-Situation' zeigt sich jedoch vor allem auch *untereinander* im >Team<, im Verhältnis zum Leiter, bei der unterschiedlichen Bezahlung und im unterschiedlichen Engagement, bei der Frage der Zuständigkeit für einzelne Jugendliche oder der Ordnung des Schichtdienstes. Lauter Fragen, die für ein solches Vorhaben überlebenswichtig sind, auch wenn sie nicht immer zureichend zuvor geplant werden können.

Und, Last but not least, gelten für diese Partner häufig eben dieselben problematischen Züge der Suche nach Anerkennung, im Streit um die Behandlung von Lieblingen oder in der Art, bestimmte Jugendliche, versprochene Termine, Vorhaben, Zusagen einfach zu 'vergessen', ohne sich dafür entschuldigen zu können usw.

Kein Wunder, sind beide Partner ja eben doch >Subjekte<, die in ihrer Welt überleben wollen und müssen; eine Tatsache, die man leicht vergisst, selbst, wenn man den 'Anderen' doch in seiner eigenständigen Subjektivität als Klient oder dgl. anerkennen will.

Und eben deswegen geht es auch bei diesem Team, bei der Gesamtheit der Mitarbeiter darum, die dort vorhandenen *Fähigkeiten* wie die – häufig nur subkutan ablaufende – *Dynamik* in eben derselben Weise wirksam werden zu lassen, wie wir dies oben bei den Jugendlichen ansprachen. Das kann, ebenso wie dort, durch Intra- wie durch Super-Vision geschehen, sofern man nur das alltägliche Beispiel in den Vordergrund stellt und die 'wissenschaftliche' Interpretation dem 'Neutralen' überlässt. Was jedoch sicher seine Zeit brauchen wird.

8. *Lerneffekte* – vor allem im soziodynamischen Feld, ergeben sich (nicht nur) bei diesen Jugendlichen sehr viel weniger in dem von vielen Therapeuten geschätzten kognitiv-verbalen Bereich, sondern sehr viel mehr an Hand *emotional besetzter konkreter Erfahrungen*.

Also im Alltag der familiären Wohngruppe, bei gemeinsamen ('fast obligatorischen') Mahlzeiten, bei der Sorge für seinen eigenen Hund (der ja in der Szene deswegen auch eine so große Rolle spielt) oder bei der

Erledigung von häuslichen Pflichten, die für die eigene Zukunft so überlebenswichtig sind (wie brate ich ein Spiegelei). Solche Erfahrungen – vor allem auch mit den begrenzt fähigen Erwachsenen – kann man zum beiderseitigen Vorteil auch in erlebnispädagogischen Exkursionen machen; aber auch im Sport, und hier insbesondere in Turnieren, die auch der Gruppen-Identität dienen, oder im ‘geregelten’ Kampfsport wie Judo, Fechten oder Boxen. Das ist bekannt. Doch wichtiger noch sind die weithin unterschätzten kleinen kuscheligen Feste und größere Festivitäten, die auch Übergänge, Geburtstage, Erfolge unterstreichen, und die zugleich Gelegenheit bieten, bisher unbekannte Fähigkeiten in der Festgestaltung (Kochen, Gitarre, Einladen, Aufhören) zu erlernen und zu demonstrieren.

Zwei sehr typische Probleme treten dabei immer wieder auf:

Einmal die *Struktur unstrukturierter Freizeit*, die in dreifacher Weise belastet ist: Zunächst durch die erlernte Unfähigkeit, gemeinsam oder allein ‘langweilige’ Stunden ‘sinnvoll’ auszufüllen; und zwar insbesondere dann, wenn solche Freizeiten mangels anderer strukturierter Aktivitäten (Schule etc.) überhand nehmen; was gerade für diese Jugendlichen auch in solchen Institutionen immer wieder vorkommt; und weshalb man sie gerne in gewohnter Weise ‘drogal’ anreichert. Hinzukommt die ‘ländliche Umgebung’, die großstädtisch ‘erzogene’ Jugendliche in die nahe gelegene Großstadt treibt, und zwar mit oder ohne geklautem Auto, und wo sie dann, wie wir, die gewohnten Aktivitäten absolvieren; es sei denn, es gelänge, sie dort (auch) an Sportvereine o. ä. anzubinden.

Nicht zuletzt trägt zu dieser Problematik dann auch das ‘Freizeit-Interesse’ der Mitarbeiter bei. Insofern diese nur ungern in ihrer Freizeit im Hause ‘Dienst schieben’ wollen und vielfach eine solche ‘Freizeit’ eigentlich nicht als ‘Behandlungszeit’ wahrnehmen können, denn als Sozialpädagoge ist man schließlich nicht zugleich auch noch Freizeit-Animator.

Das zweite große Dilemma, das uns schon zum nächsten Punkt führt, ergibt sich aus der Notwendigkeit eines *Behandlungsplanes*. Auf der einen Seite brauchen nämlich diese Jugendlichen in ganz besonderem Maße eine realistisch überschaubare Perspektive, und zwar auch, um die so nahe liegende >Zeitfolter< des „jetzt wollen wir erst mal sehen...“ auszuschalten. Eine geplante Zumutung, die dann auch die Mitarbeiter als Kontroll-Instrument akzeptieren sollten, um dadurch eine Richtlinie für ihr Handeln zu erhalten. Auf der anderen Seite scheitert jedoch der große Teil dieser Pläne sowohl an äußeren Bedingungen (der Ausbildungsplatz wurde wegrationalisiert) wie am so nahe liegenden, doch niemals ‘eingeplanten’ >Rückfall< des Jugendlichen.

Wie bei jeder Planwirtschaft brauchen wir also eine grobe Zielstruktur, die möglichst genau sowohl auf die Fähigkeiten des Jugendlichen wie aber auch auf die Angebotsstruktur der Umgebung abgestimmt ist – wofür sich eine entsprechende frühe externe Beratung anbietet. Und zugleich (!) brauchen wir die Festlegung einer Fülle kleiner Zwischen- und Neben-Schritte, an Hand deren man sowohl die notwendigen ‘kleinen’ Erfolge ablesen wie aber auch die jederzeit nahe liegenden Misserfolge rasch wieder wett machen kann.

Entscheidend ist dabei jedoch der – tatsächlich dann auch ernst genommene – *Vertrags-Charakter* solcher Pläne, der *beide* Partner verpflichtet, und zwar vor allem auch bei den ‘kleinen Schritten’. Diese Grundbedingung wird vielfach im ‘verhaltenstherapeutischen’ Vorgehen übersehen. Dazu gehört dann auch, dass man jederzeit *gemeinsam*, ggf. mit Hilfe eines neutralen Dritten, solche Pläne auch abändern kann.

9. Alle Mitarbeiter – von der Sekretärin bis zum psychologischen (?) Leiter sind *Generalisten*, >Case< – und Organisations-Manager sowie >Ersatzeltern< und >Erwachsene<. Weswegen heute die noch immer unverständlich unterschiedliche Bezahlung nur durch verstärkte soziale Anerkennung und Beteiligung an den angestrebten und erreichten Erfolgen (mehr oder weniger) ausgeglichen werden kann.

Spezialisten sucht das Projekt daher zu Recht außerhalb des Hauses. Das ist gut so. Therapie, Berufsberatung, Schule, Ausbildung verfolgen jeweils eigene Strategien und Ziele. Diese passen freilich nur selten in die Philosophie derjenigen Einrichtungen, die sich mit denen abgeben, die zuvor sehr schlechte Erfahrungen mit solchen Institutionen gemacht hatten. Und zwar insbesondere dann, wenn es sich um >Drogen< handelt.

Da diese Institutionen jedoch für diese Jugendlichen vielleicht noch wichtiger werden könnten, also die zuvor genannten Alltags-Fähigkeiten, seien hier drei Problemfelder etwas näher angerissen:

- (1) Eine *realitätsnahe adäquate Planung* (mit einem gewissen langfristigen Optimismus-Zuschlag) – die vor allem solche Wege sucht, die einerseits über Zwischenschritte modular weiter ansteuerbare Ziele nicht ausschließt – sollte solche Ziele vermeiden, die fast zwangsläufig zum Misserfolg in unserer Bildungsgesellschaft führen. Was manchen Mitarbeitern schwer fällt. So wäre es etwa besser, kombiniert mit einem Auslandsaufenthalt gut englisch zu lernen, als einen zweifelhaften Hauptschulabschluss zu erreichen, es sei denn, dieser zeigt, dass er/sie „auch noch mehr kann“ etc.

- (2) Ziele, die man 'draußen' ansteuert, brauchen 'drinnen' eine besondere *Unterstützung* – durch Hausaufgaben-Hilfe etwa oder durch Fördern einer Freundschaft, die ihn/sie in die fremde 8. Klasse mit nimmt.
- (3) Vor allem aber muss ein generalistischer Case-Manager ständig mit dem 'Draußen' in Kontakt bleiben, mit dem Lehrherren oder den Lehrern reden und gelegentlich auch dem Therapeuten seine unsinnig impliziten Ziele ausreden. Aufgaben, die dasselbe diplomatische Geschick voraussetzen, mit solchen Interaktionspartnern zu verhandeln, wie man es braucht, um einen störrischen Faulenzer morgens aus dem Bett zu bringen.
10. Das gesamte soziale Geschehen in einer solchen Institution ist ein *dynamischer Prozess*. Ein Prozess, den sämtliche Beteiligte zu ihrem Schaden so rasch wie möglich durch Regeln, Strukturierungen und Sanktionen zum Stillstand bringen wollen, weshalb ich hier abschließend drei Probleme ansprechen will:

- (1) Da ist zunächst die auch im Konzept angesprochene Ebene des *>Konflikts<*. Solche Einrichtungen bersten vor Konflikten, und sie leben davon. Konflikte in und zwischen den Gruppen, im Team, zur Leitung wie zwischen diesen und den Jugendlichen und zwischen den Jugendlichen selbst sowie vor allem zwischen der Einrichtung und ihrer Umwelt, mit der sie mehr oder weniger 'vernetzt' ist. Man lebt von solchen Konflikten. Denn das ist das Material, mit dem man arbeiten kann. Konflikte durch Regeln still zu stellen ist ebenso unmöglich wie auch sinnwidrig.

Gewiss braucht man 'Grenzen', Sanktionen, *Regelungen* – und zwar vor allem in den kleineren Dingen („Du hast heute nicht abgewaschen, also ...“). Doch, von einigen zentralen Ausnahmen abgesehen – etwa *>Gewalt<* (doch, was ist jeweils *>Gewalt<?*) – können alle Regeln zur Disposition gestellt werden, wenn – und dieses 'wenn' ist zentral – dies einsichtig, gemeinsam, sine ira et studio, und begründbar geschieht (unter Rücksicht auf und in Arbeit mit der oben genannten besonders 'Sensibilität gegenüber Ungerechtigkeit'): „... bei diesem armen Schwein ...“; „aber er hat doch ...“; „lass ihr noch etwas Zeit“; „das habt ihr aber toll mit einander gelöst“³.

Gesamtgesellschaftlich hat man dafür übrigens erfolgreich zwei Institutionen vorgesehen: Eine Appellations-Instanz mit neutraler Position sowie die Ombuds-Frau mit Handy-Adresse, die gelassen ent-

³ Meine Verwunderung darüber, wie differenziert scheinbar schwer gestörte Jugendliche solche Konflikte in einer entlasteten Situation (!) lösen können, war einer der Auslöser für unseren neuen Ansatz.

sprechende Beschwerden anhört und ggf. weiter gibt. Ein >Beschwerde-Kasten< reicht hier kaum aus, weil man dafür 'schreiben' müsste und mit einem gewissen Recht der versprochenen Anonymität misstraut.

- (2) Wenn eine solche Institution erfolgreich arbeitet, wird sie zunächst Unruhe produzieren. Sie wird und muss, will sie erfolgreich sein, die alten verharschten Rollen und Verhaltenspanzer aufbrechen, mit denen vielfach eine noch kaum zu ordnende Ursuppe an Hoffnungen, Wünschen und Verletzlichkeiten zugedeckt wurde – bei den Jugendlichen wie aber auch bei den noch 'innovations-freudigen' Mitarbeitern.

Diese an sich wünschenswerte Situation wird besonders riskant, wenn eine Institution *ex nihilo* von Neuem beginnt. Weshalb es empfehlenswert ist, hier schrittweise vorzugehen, zunächst mit kleineren Interaktionsgruppen von Mitarbeitern und Jugendlichen (nicht: mit lediglich 'planenden' Mitarbeitern ohne Jugendliche!) um sodann möglichst viele 'alte Hasen' (unter den Jugendlichen wie den Mitarbeitern!) zu integrieren – sofern diese nicht in allzu traditionellen Institutionen sozialisiert wurden. Ein Prozess, der zunächst leider Zeit und Geld kosten kann.

- (3) Wir müssen schließlich – vielleicht nicht nur hinsichtlich der Jugendlichen – davon ausgehen, dass ein erfolgreicher Prozess sich eigentlich nur schrittweise von verarbeitetem Misserfolg zum zu bearbeitenden künftigen Misserfolg empor arbeiten kann. Man muss es wirklich immer wieder sagen: Ohne >Rückfall< lässt sich kaum ein Fortschritt erreichen, denn wie sonst könnten die aktuell noch wirksamen Probleme (nicht die längst vergangenen, die man ohnehin nicht mehr angehen kann, weshalb man sie ja so gerne aufsucht und zitiert) so zum Vorschein kommen, dass man sie gemeinsam angehen kann?

1 Notwendigkeit und Bedarf des Hilfeangebotes

Für Kinder und Jugendliche, deren Entwicklung durch erhebliche Probleme im Umgang mit legalen (Alkohol, Medikamente) und illegalen Drogen (Cannabis, Ecstasy, Kokain, Heroin, Amphetamine) belastet ist, die gefährdet sind, Abhängigkeit zu entwickeln oder aber bereits eine Abhängigkeitssymptomatik aufweisen, gibt es im Dreiländereck Thüringen, Sachsen und Sachsen-Anhalt kaum geeignete Hilfe- und Unterstützungsangebote. Einrichtungen, die sich auf die Behandlung von Abhängigkeitserkrankungen spezialisiert haben, sind vielfach konzeptionell auf Erwachsene ausgerichtet, fokussieren stark auf psychotherapeutische Ansätze der klassischen Suchttherapie und berücksichtigen weder die besondere Lebensphase, in der sich Kinder und Jugendliche befinden, noch die besondere Bedeutung, die der Drogenkonsum in dieser Lebensphase für die gesamte biographische Entwicklung hat. Durchaus erprobte und erfolgreiche pädagogische Ansätze in der Arbeit mit exzessiv konsumierenden Jugendlichen⁴ sind bisher wenig berücksichtigt worden, genauso wenig, wie den Ursachen des Scheiterns von bereits etablierten Angeboten dieser Art in der Region differenziert nachgegangen wurde. Damit fehlen in der Region wesentliche Elemente eines effizienten Hilfesystems!

Insbesondere dort, wo es über niedrighschwellige und ambulante Einrichtungen in den Städten und Kommunen gelingt, Kontakt zu exzessiv Drogen konsumierenden Kindern und Jugendlichen herzustellen, können passende weitergehende Hilfestellungen nicht vorgehalten werden. Oftmals bleiben diese Jugendlichen deshalb länger als gewollt und verantwortbar in sozialen Bezügen, in denen sie keine optimalen Angebote an Hilfe und Unterstützung erhalten (Kinder- und Jugendpsychiatrie), gegebenenfalls geraten sie sogar noch weiter in verhängnisvolle Entwicklungen.

Diese Situation ist nicht nur für die betroffenen Kinder und deren Familien unhaltbar. Sie bedroht immer wieder auch den Erfolg der ohnehin schwierigen Arbeit in den niedrighschwelligen und ambulanten Einrichtungen vor Ort. Diese stehen in der Gefahr, wegen fehlender weiterreichender Angebote gerade für Drogen konsumierende Kinder und Jugendliche zu einem Ort der Elendsver-

⁴ Dazu u. a. Kantonales Jugendheim Aarburg (vgl. Brandstetter, Kuntsche 2001).

wahrung zu werden, in dem zaghaft sich entwickelnde Veränderungsmotivationen unter dem Druck von Peers immer wieder zunichte gemacht werden.

Werden exzessiv Drogen konsumierende Jugendliche in Notsituationen schließlich in Einrichtungen aufgenommen, die an den Bedürfnissen Erwachsener oder stark suchttherapeutisch orientiert sind, so findet die jugendliche Klientel kaum angemessene Hilfsangebote. Damit stehen Haltekraft und Erfolg einer solchen Therapie in Frage. Frühe Therapieabbrüche und schnelle Rückfälle bei sehr jungen Klienten werden zum Beleg für diese Zusammenhänge. In Expertenkreisen wird deshalb mit Nachdruck diskutiert, ob Wahrnehmungsmuster und Problematisierungsstrategien, die problematischen Drogenkonsum im Jugendalter als Abhängigkeit verstehen und behandeln, tatsächlich angemessen und geeignet sind (vgl. Stellungnahme der Drogen- und Suchtkommission 2002, S. 7).

Tragischerweise werden ungeeignete Therapien oder das Scheitern an unzureichend altersgerechten therapeutischen Anforderungen für die Jugendlichen zugleich zu einer erneuten belastenden Sozialisations erfahrung, durch die Zweifel am eigenen Vermögen und damit fatalistische Lebenseinstellungen bestärkt werden. Das heißt, einrichtungsstrukturell angelegtes Scheitern wird von den Jugendlichen (oft auch von den Therapeuten) als ihr eigenes individuelles Versagen gedeutet und damit deren Bereitschaft, weitere Hilfsangebote zu akzeptieren und für sich in Anspruch zu nehmen, nachhaltig geschädigt.

Vor diesem Hintergrund ist die Aufgabe gestellt, für diese Versorgungslücke mit einem Angebot Abhilfe zu schaffen. Angesichts des vorliegenden Bedarfs wurde eine Einrichtung konzipiert, die auf jüngste Drogenkonsumenten und damit auf die Lebensphase „späte Kindheit“ und „Jugend“ mit all ihren Besonderheiten ausgerichtet ist. Das vorliegende Konzept beschreibt eine sozialpädagogisch strukturierte stationäre Einrichtung für Kinder und Jugendliche mit Drogenproblemen, zu der zugleich angeschlossene Außenwohngruppen und später evtl. freie Wohnungen gehören.

2 Zu den Zielgruppen der Einrichtung⁵

2.1 Altersgruppen

Die Einrichtung offeriert sozialpädagogische⁶ Angebote für Kinder und Jugendliche im Alter zwischen 12 und 25 Jahren, deren Problemlagen wesentlich durch destruktiven Drogenkonsum geprägt sind. Gestalten sich Entwicklungen im Einzelfall langsamer und/oder komplizierter, kann diese Altersgrenze auch überschritten werden.

2.2 Problemlagen im Umgang mit Drogen

In der Einrichtung wird von einem breiten Verständnis von Drogenkonsum ausgegangen. Darunter werden legale als auch illegale psychoaktive Substanzen verstanden, die auf das Nervensystem wirken, Wahrnehmungen, Informationsverarbeitung und in der Folge auch Verhalten verändern. Unabhängig davon, um welche Stoffklasse es sich handelt, kann ein exzessiver Drogenkonsum zu Problemen in unterschiedlichen Bereichen und auf vielen Ebenen des Lebens der Jugendlichen führen und Entwicklungsperspektiven nachhaltig beschränken.

Um destruktiven Entwicklungen zuvor zu kommen, zählen zu den Zielgruppen der Einrichtung Jugendliche:

1. die sich mit ihrem Drogenkonsum in komplexen destruktiven Lebensmustern (z. B. Straßenkinder, Schulversager, „Broken-Home-Situationen“) befinden. Die Situation der jungen Menschen ist nicht nur durch die einhergehende Nichtbewältigung jugendspezifischer Entwicklungsaufgaben

⁵ Zu erläuternden Hinweisen bezüglich Problemlagen, Aufnahmekriterien, Ressourcen und Aufnahmemodalitäten siehe Anhang „Zu Ressourcen und Problemlagen Drogen konsumierender Jugendlicher, an die sich die Einrichtung mit ihren Angeboten richtet“

⁶ In diesem Konzept wird der weiter Begriff „sozialpädagogisches Know How“ genutzt. Dazu gehören auch Methoden, die in anderen Zusammenhängen als Soziotherapie benannt werden. Die Schwierigkeiten, die sich aus der sehr unterschiedlichen Verstehensweise von Soziotherapie ergeben, waren Anlass, in diesem Konzept bewusst auf diesen Begriff zu verzichten (vgl. dazu Anlage „Zur Auseinandersetzung mit Begriff und Methode von Soziotherapie“). Dies schließt einen Rückgriff auf entsprechende Methoden, wie sie im sozialarbeiterischen Arbeiten längst selbstverständlich sind, auf keinen Fall aus.

- gekennzeichnet. Oftmals sind zugleich Folgeprobleme ihres bisherigen Lebensstils wie Delikte, Strafen, Schulden, Obdachlosigkeit, Ausbildungsabbrüche, Krankheiten, Traumata etc. entstanden. Die Einrichtung unterstützt Jugendliche, die für die Bearbeitung der entstandenen Problembündelungen Stabilisierung und Orientierung benötigen und die die komplexen Problemlagen nicht selbständig und ohne Hilfe erfolgreich auflösen können
2. die durch den exzessiven Konsum von legalen und illegalen Drogen gefährdet sind, einen compulsiven Drogenkonsum/eine Abhängigkeitssymptomatik zu entwickeln, für die aber das Betreuungsangebot einer Fachklinik oder therapeutischen Einrichtung nicht oder noch nicht erforderlich ist
 3. mit einer Doppeldiagnose, soweit diese in ihrer Schwere die Handlungskompetenzen der Einrichtung nicht überfordert⁷ und über Kooperation zu jugendpsychiatrischen und -psychotherapeutischen Einrichtungen ausreichende spezifische Kompetenzen und Angebote erschlossen werden können.
 4. mit polyvalenten Konsummustern
 5. die nach einer Entgiftung im Krankenhaus noch nicht in der Lage sind, ohne Betreuung ihre eigene Entwicklung erfolgreich in die Hand zu nehmen, sondern für die nächsten Schritte zunächst Stabilisierung und Unterstützung durch Orientierung, Sondierung und Lebensplanung benötigen
 6. deren festgestellte Abhängigkeitsproblematik in einer Entwöhnungsbehandlung bearbeitet wurde und die einer nachsorgenden Betreuung bedürfen.
 7. die wegen Rückfallgefährdung stationäre Hilfe benötigen
 8. die eine Auflage nach §35 BtmG erhalten haben.

Allen Gruppen ist gemeinsam, dass es sich um Jugendliche handelt, deren aktuellen Problemlagen drohen, bei Nichtbearbeitung zu einer einschneidenden Benachteiligung bei der Gestaltung eines selbständigen, integrierten und glücklichen Lebens in der Gemeinschaft zu werden und deren bereits eingetretenen Belastungen (z. B. Strafen, Schulden) und Defizite bei der Bewältigung von Entwicklungsaufgaben die zukünftige Lebensgestaltung erheblich gefährden.

2.3 Problembündelungen und Entwicklungsdefizite

Häufig befinden sich diese Jugendlichen in desolaten Lebenssituationen, die durch eine komplexe physische, psychische und soziale Verelendung geprägt sind. In Abhängigkeit von den jeweiligen individuellen Biographien können dazu folgende physische, psychische und soziale Merkmale gehören:

⁷ Zur Problematik von Doppeldiagnosen siehe Anhang „Zur Problemstellung von Doppeldiagnosen“

Physische Problemlagen:

- Allgemein schlechter körperlicher Zustand mit Mangelernährung, nicht heilenden Wunden, Erschöpfung, Krankheitsanfälligkeit, Parasitenbefall
- Erworbene Infektionskrankheiten, die einer kontinuierlichen längeren Behandlung bedürfen (Hepatitiden, HIV, sexuell übertragbare Erkrankungen, Pilze, TBC)
- Retardierung in der körperlichen Entwicklung

Soziale Problemlagen:

- Nachhaltige Störung des Systems der Herkunftsfamilie und der weiteren familiären Beziehungen
- Soziale Entwurzelung in Bezug auf Freundeskreise und gleichaltrigen Gruppen
- Erfahrungen mit Polizei und Justiz, bereits anhängende Gerichtsverfahren und Strafen
- Schulden
- Ungeklärte soziale Absicherung

Schulprobleme:

1. Fehlende Bildungsabschlüsse durch:
 - Ungeeignete Wahl von Schul- und Ausbildungseinrichtungen
 - Abgebrochene oder unterbrochene Schulbildung
 - Abgebrochene oder unterbrochene berufliche Ausbildung
 - Ausgrenzung und Mobbing
 - Unregelmäßigen Schulbesuch oder Schulschwänzen
 - Disziplinarischen Verweis von der Bildungseinrichtung
2. Gestörte schulische Entwicklung durch:
 - Mangelnde Motivation und mangelndes Interesse an den Bildungsinhalten
 - Fehlende fähigkeitsgerechte Unterrichtsmethoden
 - Zu hohen Leistungsdruck und Versagensängste
3. Verlust der Schulfähigkeit in Form von:
 - Schwierigkeiten in der Konzentrations-, Aufmerksamkeits- und Lernfähigkeit
 - Schwierigkeiten, Kontakte und Beziehungen anzunehmen und zu entwickeln
 - Unzureichender Gruppenfähigkeit
 - Problemen in der Wahrnehmung von und angemessenen Reaktion auf vorgegebene Normen und Werte

Psychosoziale Problemlagen:

- Durch zeitweises Herausfallen aus herkömmlichen Hilfeangeboten entstandene Abwehr und Widerstand, Misstrauen und Vorbehalte gegen einrichtungsgebundene Hilfeangebote

-
- Negative, kränkende Erfahrungen mit Erwachsenen allgemein, vor allem mit Sozialarbeitern, Pädagogen, Ärzten u. a.
 - Gefahr der Entwicklung einer resignativen Lebenseinstellung und einer inneren „Aushaltstrategie“, durch die sich mit den desolaten Lebenssituationen arrangiert wird
 - Fatalismus, durch den vorhandene Ressourcen nicht wahrgenommen werden können, blockiert werden oder nach und nach verkümmern
 - Mehr oder weniger ausgeprägte Defizite in der Ausprägung eines tragfähigen Selbstkonzeptes, das sich u. a. an fehlender Bindungs- und Beziehungsfähigkeit, unzureichender Affekt- und Impulskontrolle, fehlender Affektdifferenzierung, unzureichender Prüfung auch der äußeren Realität festmachen lässt
 - Dyssoziales Verhalten und soziale Verwahrlosung als Muster, um in einer als bedrohlich erlebten Umwelt überleben zu können
 - Erhöhte Vulnerabilität durch frühzeitig erlebten Verlust bedeutsamer Bezugspersonen, häufige und intensive Erfahrungen von Gewalt und emotionalen und physischen (auch sexuellen) Missbrauch
 - Gestörte oder nie erworbene Fähigkeit, vorgegebene Normen und Werten wahrzunehmen, angemessen darauf zu reagieren und sich an diese anzupassen
 - Nichtkennen oder Fehleinschätzung der eigenen Fähigkeiten und Fertigkeiten, Talente und Begabungen
 - Fehlende Fähigkeit zur Tagesstrukturierung
 - Verloren gegangene oder nie erworbene alltagspraktische Fähigkeiten und Fertigkeiten (Gesundheit, Hygiene, Selbstversorgung, Haushaltsführung, Umgang mit Geld)
 - Störungen in der Wahrnehmung der eigenen Körperlichkeit
 - Schwierigkeiten, die eigenen Gefühle wahrzunehmen und damit umgehen zu können
 - Probleme, körperliche Nähe zuzulassen und sich eine lustvolle und angstfreie Sexualität anzueignen

2.4 Ressourcen und Stärken

Auf Drogen konsumierende Jugendliche wird häufig mit pauschalen Vorurteilen und Abwertungen reagiert. Leben sie zudem auf der Straße, dann reagiert die Gesellschaft mit ordnungspolitischen Maßnahmen, Disziplinierung und Bestrafung. Der Blick richtet sich auf die Probleme, die die Jugendlichen bereiten und auf die Defizite, die sie aus der Sicht der Gesellschaft haben.

Die Einrichtung stellt dieser Sichtweise einen ressourcenorientierten Ansatz entgegen. Auf diese Weise soll der Blick für die vorhandenen Ressourcen und Stärken der Jugendlichen und für die jeweils bedeutsamen Bezugspersonen offen bleiben. Dazu gehören beispielsweise:

- Fähigkeiten der Selbstbehauptung in und der Meisterung von Lebenskrisen und widrigen, anforderungsreichen Situationen im Alltag
- Elan, Kraft, Ideenvielfalt, Organisationstalent und Durchhaltevermögen, um mit in der Gesellschaft nicht bekannten Mangelsituationen umgehen zu können (u. a. Obdachlosigkeit, fehlende finanzielle Absicherung)
- Mut, vorgegebene Wege zu verlassen, Neues in Angriff zu nehmen und eigene Vorstellungen auszuprobieren
- Vergleichsweise weiter Entwicklungsstand sowohl im Bereich der Ablösung vom Elternhaus und von betreuenden Personen, im Bereich Emanzipation sowie in Bezug auf das Erproben und Praktizieren von Selbständigkeit
- Lebenserfahrung durch überstandene Lebenskrisen und bereits erzielte Erfolge (z. B. bereits erfolgter Entzug, Entscheidung für die Einrichtung)
- Entwicklungsfähiger familiärer Rückhalt und Freundesbeziehungen.

Indem der junge Mensch mit seinen Stärken, seinen biographisch geprägten Erfahrungen, den familiären Hintergründen, den alltäglichen Lebenswirklichkeiten mit all ihren Konflikten und Notlagen, mit seinen Wünschen und Bedürfnissen sowie mit seinen Ideen, Vorstellungen und Zukunftsvisionen gesehen wird, wird dem einzelnen nicht nur Respekt und Anerkennung entgegen gebracht. Hier finden sich auch bedeutsame Ansatzpunkte, an die wir mit Strategien des Empowerments anknüpfen, die Handlungsmöglichkeiten der Jugendlichen wieder herstellen und neue Akzente im Umgang mit Drogen konsumierenden Jugendlichen setzen.

2.5 Voraussetzungen für die Aufnahme

Zentrale Voraussetzung für eine Aufnahme in der Einrichtung ist die freiwillige Entscheidung der Jugendlichen, Angebote der Einrichtung anzunehmen. Zu diesem Ziel sollten alle an der Hilfeplanung Beteiligten durch entsprechende

Motivationsarbeit und Aushandlungsprozesse beitragen. In diesem Zusammenhang wird auch angestrebt, dass der Jugendliche persönlichen Kontakt zur Einrichtung aufgenommen hat.

Die Entscheidung des Kindes bzw. des Jugendlichen sollte in Übereinstimmung mit der/den sorgeberechtigten Person/en stehen. Differieren die Vorstellungen der Jugendlichen und die der Sorgeberechtigten, bietet die Einrichtung Unterstützung bei der gemeinsamen Suche nach geeigneten Hilfsangeboten an. Der Kontakt kann durch Eltern, Jugendämter, Beratungsstellen oder andere Bezugspersonen und Mitarbeiter von Einrichtungen vermittelt werden.

Die Frage der Kostenübernahme muss mit den zuständigen Kostenträgern (Krankenkassen, Sozialhilfe, Jugendhilfe) geklärt sein. Auch hierbei bietet die Einrichtung Unterstützung an.

Bei exzessivem Drogenkonsum und/oder beim Vorliegen von Doppel Diagnosen wird zugleich eine bis zu vierwöchige Entgiftung der unmittelbaren Aufnahme vorgeschaltet, in der jedoch bereits intensiv Kontakte zu dem Jugendlichen entwickelt werden.

In der Einrichtung gelten alle gültigen deutschen Gesetze, an die sich die Jugendlichen ebenso wie das Personal zu halten haben. Die Aufnahme der Jugendlichen ist somit an die Bereitschaft gebunden, diese Normative während seines Lebens in der Einrichtung einzuhalten.

Notaufnahme

Auf das Angebot einer speziellen Notaufnahme bereitet sich die Einrichtung nicht gezielt vor.

2.6 Aufenthaltsdauer

Der Aufenthalt in der Einrichtung ist zeitlich begrenzt.

Die Aufenthaltsdauer richtet sich nach der psychosozialen Situation der einzelnen Jugendlichen, dem daraus resultierenden Gesamtplan, den jeweils erreichten Teilzielen sowie der Erfolgskontrolle. Mitentscheidend für die notwendige Aufenthaltsdauer sind zum einen Zahl und Schwere der Probleme, die der Jugendliche in verschiedenen Lebensbereichen hat sowie der Grad der Verfestigung von Fehlverhalten, zum anderen aber auch die erschließbaren Ressourcen und Entwicklungspotentiale, die für notwendige Veränderungs- und Entwicklungsprozesse aktiviert werden können. In der Regel ist davon auszugehen, dass der Aufenthalt in der Einrichtung um so kürzer sein kann, je mehr positive Sozialisationserfahrungen der Einzelne bereits hat und je weniger Entwicklungsdefizite eingetreten sind.

Der Regelaufenthalt sollte nicht weniger als sechs Monate betragen. Werden Schul- und Ausbildungsabschlüsse angestrebt, verlängern sich die Aufenthaltszeiten, um Kontinuität und Stabilität der eingeschlagenen Entwicklung nicht durch vorschnelle Umsetzungen zu gefährden. In Abhängigkeit von den Entwicklungsfortschritten der Jugendlichen und ihren Bedürfnissen wird eine stufenweise Verselbständigungsphase mit Ablösung aus der Einrichtung angestrebt. Folgerichtig können sich in dieser Zeit Betreuungsbedarf und -aufwand wesentlich ändern. Generell gilt jedoch die Devise: „So lange wie nötig, so kurz wie möglich.“

2.7 Ausschlusskriterien

Die Einrichtung bietet ein sozialpädagogisches Angebot an. Aus diesem Setting leiten sich die Kriterien für die Entscheidung ab, bestimmte Drogen konsumierende Kinder und Jugendliche nicht aufnehmen zu können:

- Es erfolgte keine Entgiftung.
- Angesichts der gegenwärtig unter Jugendlichen stark verbreiteten Muster, oft sehr verschiedene psychoaktive Substanzen in Kombination, als Ergänzung, zur Überbrückung etc. zu konsumieren, sind Entgiftungsprozesse so kompliziert geworden, dass sie kaum noch in eigener Regie und ohne ärztliche Hilfe durchgeführt werden können. Deshalb werden Drogen konsumierende Kinder und Jugendliche erst nach einer abgeschlossenen Entgiftung aufgenommen.
- Es erfolgt keine Notaufnahme.
- Kinder und Jugendliche, die aus Notsituationen heraus aufgenommen werden müssen, weisen in der Regel nicht nur ein polyvalentes Konsummuster auf, mit dessen Entgiftung die Einrichtung überfordert wäre. Oftmals liegen zugleich erhebliche Erkrankungen vor (z. B. Hepatitiden, Abszesse, Veneninfektionen, Psychosen), die einer fachärztlichen Behandlung bedürfen. Auch hierfür kann die Einrichtung keine entsprechenden Kompetenzen vorhalten.

Aufnahmelimits für körperlich und geistig behinderte Kindern und Jugendliche, wenn die jeweils vorliegende Behinderung das Wahrnehmen der Angebote der Einrichtung nicht zulässt.

3 Leistungsverpflichtungen für das Hilfeangebot

Die konzipierte Einrichtung offeriert sehr verschiedenen Jugendlichen Angebote an Hilfe und Unterstützung. Deshalb sind auch sehr unterschiedliche Kostenträger mit jeweils spezifischen Leistungsverpflichtungen an der Finanzierung der Angebote zu beteiligen.

3.1 §1 SGB VIII sowie Empfehlung von JA 31

Recht auf Förderung der Entwicklung und auf Erziehung zu einer eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit sowie Durchführung erzieherischer Hilfen für Minderjährige, die Drogen konsumieren, vom 02.02.00

Exzessiver Drogenkonsum im Jugendalter kann dazu führen, dass sich die Betroffenen in schwierige Lebenssituationen manövrieren, sich erhebliche Entwicklungsrückstände bei der Bewältigung jugendspezifischer Anforderungen ergeben und sie durch zusätzliche gesundheitliche und soziale Folgeprobleme des Drogenkonsums (z. B. Haftstrafen, Schulden, Schulabbrüche) belastet sind. Oftmals entwickeln sich Problembündelungen, deren Bearbeitung und Auflösung nicht nur die Jugendlichen selbst überfordern. Auch sorgeberechtigte Personen wie Eltern und Erzieher, aber auch Lehrer und Sozialarbeiter erleben gegenüber exzessiv Drogen konsumierenden Jugendlichen vielfach eine große Hilflosigkeit. Diese wird nicht nur aus Unsicherheiten gespeist, wie auf diese Problemlagen zu reagieren ist. In der Regel können der notwendige umfangreiche und spezifische Hilfe- und Unterstützungsbedarf und die besonderen Förderungen, die exzessiv Drogen konsumierende Jugendliche für eine Rückkehr in die Gemeinschaft benötigen, unter den gegebenen Rahmenbedingungen nicht vom Elternhaus, von der Schule und durch Jugendarbeit erbracht werden.

Bleiben Drogen konsumierende Jugendliche jedoch ohne geeignete Unterstützung und Hilfe, so können sich daraus nachhaltige soziale und seelische Behinderungen ergeben, die das Entwickeln produktiver Zukunftsperspektiven und das Leben als selbstverantwortliche und gemeinschaftsfähige Person in der Gesellschaft erheblich einschränken, torpedieren oder sogar unmöglich werden lassen. Vor diesem Hintergrund orientiert sich das Angebot

der Einrichtung am §1 SGB VIII und ist als Hilfe zur Erziehung von den Trägern der Kinder- und Jugendhilfe zu finanzieren.

3.2 §§34 und 35 KJHG, insbesondere §35 a

Stationäre Aufnahme

Ausgehend von den oben beschriebenen eskalierten Problemlagen exzessiv Drogen konsumierender Jugendlicher und den beschränkten Handlungsmöglichkeiten der Eltern und anderer sozialisierender Instanzen bietet die Einrichtung mit ihrem Angebot Hilfen und Unterstützung in Form von betreuten Wohnformen und anderen Förderbereichen an, die eine Verbindung:

- Von Alltagsleben
- Schützendem Umfeld für jugendspezifische Entwicklung und
- Pädagogischen und therapeutischen Ansätzen sind.

Auf diese Weise sollen Angebote offeriert werden, mit denen sich Jugendliche auf ein selbständiges Leben vorbereiten, sich schon verschüttet geglaubte Zukunftsperspektiven erschließen und bei der Suche nach produktiven Formen der Lebensführung, einer geeigneten Ausbildung und befriedigender Beschäftigung Unterstützung erhalten können. Mit diesen Zielstellungen und dem konzeptionell verankerten methodischen Vorgehen können die Jugendlichen der Einrichtung Leistungen nach §34 und §35 KJHG geltend machen.

3.3 §§39 und 40 BSHG

Hilfe zur Eingliederung Behinderter oder von Behinderung bedrohter Personen

Im juristischen Sinne gehören abhängigkeitskranke Personen zum Kreis der seelisch Behinderten und Abhängigkeitsgefährdete zum Kreis der von einer seelischen Behinderung Bedrohten. Die oben beschriebenen Zielgruppen exzessiv Drogen konsumierender Jugendlicher, an die sich das Angebot der Einrichtung wendet, gehören damit ohne Zweifel zu Anspruchsberechtigten, für die sich eine Reihe von Leistungsverpflichtungen der Sozialhilfe ableiten lassen.

Dabei kann sich insbesondere auf den §39 BSHG gestützt werden:

- Nach §39 Abs. 1 BSHG haben exzessiv Drogen Konsumierende einen Anspruch auf Eingliederungshilfe.
- §39 Abs. 2 BSHG schreibt fest, dass auch von der Behinderung bedrohte Personen Anspruch auf Eingliederungshilfe haben, sofern vorbeugende

Gesundheitshilfen nach §36 BSHG sowie Kranken- und sonstige Hilfe nach §37 BSHG erfolglos waren.

Nach §39 Abs. 3 ist die Aufgabe der Eingliederungshilfe, den Betroffenen in das alltägliche Leben und in die Gemeinschaft einzubinden, ihm die Ausübung einer angemessenen Tätigkeit zu ermöglichen und die drohende bzw. bestehende Behinderung und ihre Folgen zu beseitigen.

§40 Abs. 1 BSHG erläutert die Maßnahmen der Hilfe im einzelnen. Sie umfassen demnach z.B. ärztliche Versorgung, berufliche Aus- und Weiterbildung sowie die Teilnahme in der Gemeinschaft.

Das von der Einrichtung vorgehaltene Gesamtangebot als auch die vorgesehenen Teilmaßnahmen und Förderungsbereiche orientieren sich an diesen Zielstellungen und offerieren Angebote, mit denen zielgerichtet aktuelle Problemlagen überwunden, der einzelne auf Anforderungen an ein selbstverantwortetes und gemeinschaftsfähiges Handeln vorbereitet und wesentliche Startpunkte für ein geglücktes und in der Gemeinschaft integriertes Leben geschaffen werden.

3.4 §72 BSHG

Hilfe in besonderen Lebensverhältnissen und bei besonderen sozialen Schwierigkeiten

Die Einrichtung hat ihr sozialpädagogisches Angebot für Mädchen und Jungen im späten Kindes- und Jugendalter konzipiert, die in besonderen Lebensverhältnissen leben. Sie sind mit vielfältigen sozialen Schwierigkeiten konfrontiert, die der Teilnahme am Leben in der Gemeinschaft entgegen stehen. Es handelt sich dabei z. B. um Jugendliche, deren Biographie schon von Brüchen und Trennungen gekennzeichnet ist, von bereits erfolgter Isolation und Ausgrenzung durch Drogenkonsum, von Beziehungslosigkeit sowie von fehlenden Voraussetzungen, eigenverantwortlich und gemeinschaftsfähig tragfähige Perspektiven für das Leben zu entwickeln. Aus der Bündelung extremer Problemlagen ragen Probleme mit dem Konsum von legalen und illegalen Drogen besonders heraus; ihre Bearbeitung vor dem Hintergrund notwendiger weiterer Unterstützungsangebote für die Bewältigung jugendspezifischer Entwicklungsaufgaben wird zum wichtigen Arbeitsschwerpunkt. Mit dieser Orientierung ist ein Baustein der Einrichtung als Wohnheim mit interner Betreuung konzipiert, das nach §72 BSHG zu finanzieren ist. Für die aufzunehmenden Bewohner sind beim örtlich zuständigen Sozialhilfeträger Anträge auf Erteilung einer Grundanerkennung nach §72 BSHG zu stellen, über die die Ämter für Versorgung und Soziales zu entscheiden haben. Es obliegt dem Sozialhilfeträger, die erforderlichen ärzt-

lichen, pädagogischen, psychologischen und sonstigen Fachgutachten anzufragen und auszuwerten.

3.5 SGB II

Herstellung und Wiederherstellung der Erwerbsfähigkeit nach SGB II

Die Einrichtung hat ihr Angebot als sozialpädagogische Einrichtung für Mädchen und Jungen im späten Kindesalter und junge Frauen und Männer im Jugendalter mit dem Ziel konzipiert, nicht allein durch die Entwicklung entsprechender physischer, psychischer und sozialer Kompetenzen, sondern auch durch eine den Fähigkeiten der Jugendlichen angepasste Förderung von Schul- und Ausbildungsabschlüssen deren Erwerbsfähigkeit herzustellen bzw. wiederherzustellen. Neben eigenen Unterstützungsangeboten, die speziell an den Problemlagen der Jugendlichen orientiert sind, greift die Einrichtung in Fragen der Berufsfindung und der Vermittlung in die Erwerbsfähigkeit auch auf die Angebote der Bundesagentur für Arbeit zurück, mit der sie eine enge Kooperation auf der Grundlage des SGB II entwickelt. Siehe dazu auch Baustein „Zur konzeptionellen Verankerung von Lern- und Bildungsprozessen in der Einrichtung.“

4 Der organisatorische Rahmen

4.1 Einrichtung und Standort

Die sozialpädagogische Einrichtung ist unmittelbar von den ostdeutschen Ländern erreichbar, die in einigen ihrer Städte mit einer größeren Drogenproblematik/-szene konfrontiert sind: Thüringen, Sachsen und Sachsen-Anhalt. Ihre gute Erreichbarkeit wird nicht nur für die jugendliche Zielgruppe wichtig. Interessant ist die nahe Ansiedlung der Einrichtung bei größeren Städten auch in Bezug auf die Entwicklung enger Kooperationsbeziehungen zu notwendigen Partnern für die medizinische Betreuung, für Lernen und Ausbildung, für die Möglichkeiten bei der Berufsfindung, Freizeitgestaltung u. a.

Dennoch bietet die relative Abgeschiedenheit der Einrichtung, das eher ländliche Milieu und der enge Kontakt zur Natur gute Möglichkeiten, Jugendlichen zunächst eine Phase der Beruhigung ihrer Lebenssituation einzuräumen und ein geeignetes psychosoziales Klima für Orientierung und Strukturierung neuer Lebensperspektiven, das Überwinden konsumorientierter Lebenshaltungen und die Entwicklung einer naturverbundenen Selbstverwirklichung zu schaffen.

Von besonderer Bedeutung für die Einrichtung ist die Tatsache, dass in der nahe gelegenen Stadt eine Förderschule arbeitet, die mit ihren Ansätzen und Unterrichtsmethoden in der Lage ist, auf die besonderen Bedürfnisse, Fähigkeiten und Problemlagen der Jugendlichen einzugehen. Sie kann damit einen wichtigen Teil der schulischen Integration übernehmen.

Ebenso wichtig ist die Nähe zu einem ansässigen Berufsfortbildungswerk, das mit Berufsorientierung und beruflicher Qualifikation zu einer Bereicherung der Möglichkeiten der Einrichtung beiträgt.

Die enge Zusammenarbeit mit beiden Einrichtungen als auch die Notwendigkeit, deren Angebote aufsuchen zu müssen, sorgen dafür, dass die Jugendlichen die Einrichtung zu wichtigen Aktivitäten verlassen und Plätze und Gemeinschaften aufsuchen, in denen sie Kontakt zu Altersgefährten haben. Auf diese Weise wird eine Gettoisierung innerhalb der stationären Einrichtung verhindert und ein Prozess der Normalisierung und der Bewährung in alltäglichen Situationen angestoßen.

Das Areal des Heimes besteht aus einem größeren Grundstück, das Möglichkeiten zu Sport und Spiel, zur Landschaftsgestaltung, Gartenarbeit, Tierhaltung und zu diversen handwerklichen Arbeiten bietet.

Die Gesamtnutzfläche der Gebäude bietet neben Räumen für Unterbringung, sanitäre Einrichtungen, Gemeinschaftsräume und Küchen auch einen (Theater-) Saal sowie genügend Räumlichkeiten für Werkstätten und arbeits-, beschäftigungs- und ergotherapeutische Angebote.

Die Unterbringung erfolgt in 1- oder 2-Bett-Zimmern mit Dusche und WC, in den Verselbständigungsphasen auch in eigenen Appartements.

Das Wohnheim soll in der letzten Ausbaustufe für 45-60 Kinder und Jugendliche ein wichtiger Ort ihrer Entwicklung werden.

4.2 Ausgangspunkt: unterschiedliche Problemlagen

Die Einrichtung hat ein Angebot strukturiert, das sich mit sehr verschiedenen Formen und Ansätzen darum bemüht, exzessiv Drogen konsumierenden Jugendlichen Hilfe und Unterstützung zu geben, die bei der Bewältigung lebensphasenspezifischer Entwicklungsaufgaben in bedrohliche Krisen geraten sind⁸.

Die Ausgangslagen der Jugendlichen, an die sich dieses Angebot wendet, sind in ihrer Komplexität und Dramatik sehr unterschiedlich, so dass sich bezogen auf die unterschiedlichen Zielgruppen auch die Grundziele der Arbeit dahin differenzieren lassen:

- Probleme und Schwierigkeiten bei der Integration in die Gesellschaft zu bearbeiten,
- schon drohende Isolation und Ausgrenzung abzuwenden oder
- bereits eingetretene Ausgrenzung aufzuarbeiten
- und alle Kinder und Jugendlichen auf ihrem Weg in ein geglücktes und zufriedenstellendes Leben als eigenverantwortliche und gemeinschaftsfähige Persönlichkeit zu begleiten.

In der Einrichtung wird davon ausgegangen, dass Jugendliche in der heutigen, so komplex gewordenen Gesellschaft bestimmte Ressourcen benötigen, um selbstbestimmt und selbstwirksam ihren eigenen Weg in ein zufriedenstellendes und sozial akzeptiertes Leben finden zu können. Dazu gehören (vgl. Keupp 2004, S. 538):

- Sie müssen einen kohärenten Sinnzusammenhang herstellen können.

⁸ „Eine Krise ist dadurch gekennzeichnet, dass Menschen aus der Normalität ihrer gewohnten und verlässlichen alltäglichen Selbstverständlichkeiten herausfallen.“ /Keupp 2000, S. 535/

- Sie benötigen die Fähigkeit, mit widerstreitenden Forderungen nach Grenz-überschreitung und Grenzsetzung produktiv umgehen zu können.
- Sie brauchen „einbettende Kulturen“.
- Sie benötigen eine materielle Basissicherung.
- Sie benötigen die Erfahrung der Zugehörigkeit.
- Sie brauchen einen Kontext der Anerkennung.

Das Mitarbeiterteam steht vor der Herausforderung, diese notwendigen grundlegenden Ressourcen, die alle Heranwachsenden für eine erfolgreiche Bewältigung ihrer Entwicklungsaufgaben brauchen, für die in der Einrichtung lebenden Jugendlichen mit höchster Sorgfalt und in besonderer Weise zu gestalten. Von der Verantwortung für die Bereitstellung einer hohen Qualität dieser Ressourcen leiten sich alle folgenden Forderungen ab, die an die inhaltliche, organisatorische und räumliche Gestaltung der Einrichtung zu stellen sind.

4.3 Zur Größe der Einrichtung

4.3.1 Verhältnis große Einrichtung und kleine Bereiche

Die Einrichtung arbeitet als größere Einheit mit ca. 45-60 Plätzen, die wiederum in ihren Ansätzen und damit auch in ihrer inneren Struktur sehr verschieden gegliedert ist.

Ziel dieser Strukturierung ist es, in der Einrichtung gruppen- und milieuspezifische Ansätze zum Tragen zu bringen und den Jugendlichen gleichzeitig Möglichkeiten für Individuation und Autonomie zu eröffnen.

Kleinere, in sich geschlossene Einheiten vermitteln den Jugendlichen Überschaubarkeit des Bereiches, in dem sie mit anderen leben, lernen und sich ausprobieren können. Hierhin können sie sich zurückziehen, sich auf diesen beschränken, intensivere Beziehungen gestalten und im geschützten Rahmen der Gemeinschaft⁹ soziales Verhalten erproben und ggf. korrigieren.

Die Einheit als Ganzes bietet die Chance zu lernen, sich in einem größeren Kontext zu bewegen, andere Gemeinschaften mit anderen sozialen Normativen kennen zu lernen, auch hier Freundschaften zu schließen und sich mit anderen Lebensstilen auseinander zu setzen. Auf diese Weise bieten Kontakte zu anderen Gruppen und anderen Bereichen Lernfelder für Individuation und Autonomie, für die Suche nach passenden Formen der Regulation von Nähe und Dis-

⁹ Hauptanliegen der Gemeinschaften ist das Aufheben hierarchischer Strukturen, die sich in einer gemeinschaftlichen Verwaltung der Bereiche konkretisiert (Prinzip der kollektiven Führung). Durch analysierbare Interaktionsprozesse in einem gesicherten Milieu kann besonders gut sozial gelernt werden.

tanz, für Möglichkeiten, sich mit verschiedenen Lebensperspektiven und -stilen auseinander zu setzen und unterschiedlich intensive Beziehungen aufzubauen. Das Leben in einer großen Einheit mit diversifizierten kleinen Strukturen fördert somit einerseits Bezogenheit und Intimität, ohne die Jugendlichen andererseits zu sehr einzuengen und symbiotisches Verhalten einzufordern.

4.3.2 Die Binnenstruktur der Einrichtung

4.3.2.1 Die Struktureinheiten

Die Einrichtung bemüht sich, den unterschiedlichen individuellen Ausgangslagen und dem sich daraus ergebenden Unterstützungsbedarf der Jugendlichen Rechnung zu tragen und darauf mit einem differenzierten Angebot einzugehen. Auf diese Weise sollen Hilfe und Unterstützung als für sie tatsächlich passend und hilfreich erlebt werden.

Mit dieser Zielstellung werden innerhalb der Einrichtung folgende Struktureinheiten vorgehalten¹⁰:

- Leben in familienähnlichen Wohngruppen
- Pädagogisch betreute Wohngemeinschaften
- Alleinwohnen für Mütter mit Kindern und Paare als Sonderform betreuter Wohngemeinschaften
- Betreutes Einzelwohnen als Form der Verselbständigung

Die Mitarbeiter beraten die Jugendlichen bei der Wahl, in welcher Gemeinschaftswohnform sie in der Einrichtung leben wollen. Dabei haben sie die Möglichkeit, in eher hierarchisch strukturierten, altersdurchmischten und eher Familien ähnlichen Formen mit starker Nähe und solidarischem Miteinander zu leben oder aber in eher altersmäßig homogenen, auf Gleichberechtigung orientierten Wohnformen, die mehr Distanz zulassen und in denen eher zu einem partnerschaftlichen Miteinander zu finden ist.¹¹ Eine in Bezug auf Alter und Problemlagen homogen ausgerichtete Zuordnung der einzelnen Gruppenmitglieder zu Wohngemeinschaften fördert zugleich die Intensität der Auseinandersetzung mit Verhaltensweisen und Handlungsstilen sowie das Wiedererkennen, Konfrontieren und Verändern rigider Muster.

¹⁰ Die Einrichtung kann durch Außenwohnungen und Außenwohngruppen nochmals weitere Angebote anbieten, die beispielsweise Verselbständigungsprozesse unterstützen helfen.

¹¹ Zu den unterschiedlichen Wohngruppenformen siehe Anhang „Zur Arbeit mit Gruppen in der Einrichtung“

Für jede dieser Struktureinheiten wird auf eine Größenordnung von jeweils ca. 16-25 Plätzen mit einer Gruppengröße von jeweils 5-7 Personen orientiert. Die Wahl einer solchen Größenordnung für die einzelnen Struktureinheiten erfolgt in der Absicht, auf diese Weise den Jugendlichen die Möglichkeit einzuräumen, sich noch mit dem jeweils eigenen Bereich identifizieren zu können.

Jede Struktureinheit ist zwar für sich organisiert; großer Wert wird jedoch auch auf Durchlässigkeit und Offenheit für den alltäglichen Kontakt zu Jugendlichen aus anderen Bereichen gelegt.

Darüber hinaus werden in der Einrichtung als Ganzes z. B. eigene Plenarsitzungen und Großveranstaltungen durchgeführt, in denen u. a. Möglichkeiten und Schwierigkeiten des Zusammenlebens besprochen werden.

4.3.2.2 Bereiche innerhalb der Struktureinheiten

Bis auf den Bereich des betreuten Einzelwohnens sind die genannten Struktureinheiten jeweils in 3-4 Wohngruppen unterteilt. In diesen Wohngruppen leben wiederum 5-9 Jugendliche (in Familien ähnlichen Formen) bzw. 5-7 Jugendliche (in Wohngemeinschaftsform) zusammen. Auch für Mütter mit Kindern und für Paare werden betreute Wohngemeinschaftsformen vorgehalten.

In allen Bereichen werden die inneren Abläufe, die Muster und Rituale der Beziehungen und der jeweils notwendigen sozialpädagogischen Formen der Hilfe und Unterstützung ausgehandelt und gestaltet.

Alle Gruppen innerhalb eines Bereiches werden von einem möglichst gemischtgeschlechtlichen Mitarbeiterteam rund um die Uhr betreut, das sich gegenseitig auch über die einzelnen Einheiten hinaus unterstützt. Auf diese Weise verbleibt auch mitarbeiterseitig jeder Bereich in einem engeren pädagogischen Zusammenhang.

5 Unser Verständnis von Jugendalter

Während man früher „späte Kindheit“ und „Jugend“ als bloße Phasen des Übergangs vom Kind zum Erwachsenen auffasste, wird in der neueren sozialwissenschaftlichen und jugendhilfetheoretischen Literatur davon ausgegangen, dass in der heutigen modernen Gesellschaft Jugend eine eigenständige Lebensphase ist, in der umfassende Entwicklungsprozesse¹² stattfinden.

Der besondere Lebensabschnitt „Jugendalter“ ist dadurch gekennzeichnet, dass der einzelne eine Vielzahl ganz spezifischer Entwicklungsaufgaben physischer, psychischer und sozialer Art zu meistern hat¹³.

Dazu gehören:

- Die Bewältigung wachsender und komplizierter werdender Ansprüche an Tätigkeiten und Rollen (z. B. Schulwechsel und damit einher gehende wachsende Ansprüche in der Schule, Verlusterfahrungen, Neuorientierung in Gleichaltrigengruppen).
- Aktive Entwicklung von Wertvorstellungen und Kriterien für moralisches, ethisches, politisches und soziales Handeln durch Wissensaneignung, Erprobung und Erfahren, z. T. auch über Provokation, Grenzüberschreitung, Tabuverletzung.
- Bedeutungszuwachs außerfamiliärer Bereiche, durch Niederbruch alter und Entwickeln neuer Beziehungsstrukturen, die nicht nur zur Familie und zu einem konkreten Kollektiv (Schulklasse) bestehen, sondern einen breiten Kreis gesellschaftlicher Beziehungen und teilweise divergierende soziale und emotionale Bezüge umfassen.
- Aneignung des Systems sozialer Normen der Erwachsenenrolle und Ablösung von Normativen, die für die Rolle des Kindes gelten; damit verbunden massives Streben aus der passiven Rolle des umsorgten Kindes und Ablöse- und Emanzipationsversuche von den Eltern und anderen betreuenden Personen.

¹² Zum Verständnis von Entwicklung, mit dem in der Einrichtung gearbeitet wird, siehe Anhang „Zum Verständnis von Entwicklung in der pädagogischen Arbeit“.

¹³ Weiterführendes dazu „Entwicklung und Entwicklungsaufgaben im Jugendalter“

- Entwicklung einer eigenen Geschlechtsrolle und einer Identität als Frau oder Mann.
- Ausprobieren und Aufbau sexueller und/oder partnerschaftlicher Beziehungen und Erschließen von Sexualität als eine Möglichkeit der Wahrnehmung von Lust für sich selbst und als Form, sich nach außen auszudrücken.
- Auseinandersetzung mit dem Konsum psychoaktiver Substanzen und Integration bestimmter Drogen in Form eines selbstkontrollierten, sozialverträglichen und genussorientierten Konsums in den Alltag.
- Entwicklung eigener Lebensperspektiven und damit einher gehend bewusste Wahl bestimmter Tätigkeiten und Rollen mit dem Ergebnis, auf eine Vielzahl anderer verzichten zu müssen (Beruf, Partner, Familienformen).

Die Bewältigung dieser Entwicklungsaufgaben erfordert einen hohen Eigenanteil an Such-, Experimentier- und Veränderungsbereitschaft, für die in der Einrichtung Raum und ein stützendes soziales Milieu zu schaffen ist.

Die vielfältigen und raschen gesellschaftlichen Veränderungen haben dazu geführt, dass diese Entwicklungsaufgaben **erstens** sehr komplex miteinander verflochten sind und sich in wechselseitigen Interdependenzen befinden. Das bedeutet nicht nur, dass insbesondere im Lebensabschnitt der Pubertät individuell sehr unterschiedliche Eintrittsalter in bestimmte Reifeprozesse genauso berücksichtigt werden müssen, wie die darin vollzogenen Entwicklungsgeschwindigkeiten. Beide Prozesse bringen jeweils höchst individuelle Biographien hervor.

Konsequenz ist zugleich, dass bestimmte Entwicklungshindernisse und -probleme in einem Bereich in der Regel auch andere Bereiche der Persönlichkeitsentwicklung tangieren, sich hier förderlich oder hinderlich auswirken können.

Erschwerend für die Bewältigung von Entwicklungsanforderungen der Jugendphase wird **zweitens** die Tatsache, dass viele traditionelle Schemata für die Lebensgestaltung heute ihre Gültigkeit verloren haben. Längst ist z. B. die Abfolge „erst Schulabschluss, dann Ausbildung und Berufstätigkeit, schließlich Heirat und Familiengründung“ – in anderen Generationen durchaus ein erstrebter Lebenslauf – zu Gunsten sehr verschiedener Lebensstile in Frage gestellt. Die heute mögliche Vielzahl von Optionen räumt zwar dem einzelnen größere Gestaltungsmöglichkeiten ein, beinhaltet aber zugleich auch einen erheblichen Konkurrenz-, Selektions- und Flexibilisierungsdruck, dem sich die Jugendlichen stellen müssen.

Mit den allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen von tiefgreifender Individualisierung einerseits und explosiver Pluralisierung andererseits ist **drittens** zugleich verbunden, dass die Zahl der möglichen Lebensformen und damit die möglichen Vorstellungen von Normalität und Identität wächst; Grenzüberschreitungen nicht mehr ein Devianzproblem darstellen,

sondern beginnen zu normalen Erfahrungen zu werden. Jugendliche müssen sich damit auf neue Weise mit den widerstreitenden Forderungen auseinandersetzen, zum einen die bislang gesetzten Grenzen überschreiten zu müssen, um im gesellschaftlichen Wettbewerb um Chancen und Macht erfolgreich sein zu können, zum anderen aber Grenzen in Bezug auf normative Eckpunkte der Gesellschaft zu respektieren – sie müssen also diesbezüglich ein Grenzmanagement betreiben können (vgl. Keupp 2004).

Die Lebensphase „Jugend“ in der modernen Gesellschaft ist **viertens** dadurch geprägt, dass heute eine frühere soziokulturelle Verselbständigung der jungen Menschen stattfindet – Jugend damit früher beginnt. Dies wird insbesondere an Prozessen der Ablösung und Abgrenzung von traditionellen Werten, der frühen Neuorientierung in Gleichaltrigengruppen und Cliques sowie an der Erprobung vielfältiger generationseigener Lebensformen im Freizeit- und Konsumbereich deutlich.

Fünftens verschieben sich andererseits auch bestimmte Entwicklungsaufgaben von Jugendlichen nach hinten. Jugendliche sind heute durch verlängerte Schul- und Ausbildungszeiten, Phasen von Arbeitslosigkeit, Berufsorientierung und -vorbereitung länger ökonomisch abhängig. Das bedeutet auch, dass sie länger auf die Unterstützung der Eltern oder auf staatliche Transferleistungen angewiesen sind.

Die dargestellten gesellschaftlichen Veränderungen bergen für die Jugendlichen sowohl Chancen, als auch Risiken. Längst ist „Jugend“ nicht mehr einfach ein „Schonraum“, in dem es vorrangig um Identitätsbildung geht. Vielmehr ist diese Lebensphase belastet mit den Problemen der Lebensplanung und der alltäglichen Lebensbewältigung in einer risikobehafteten Zeit, in der gesellschaftliche Krisenphänomene wie Arbeitslosigkeit, Umweltzerstörung, Vereinzelung und Isolation, Orientierungsverlust in Bezug auf Werte und Normen etc. zu wichtigen Sozialisationserfahrungen geworden sind¹⁴.

Die plurale Gesellschaft bietet Optionen, die die Fähigkeit voraussetzen, aus einer Fülle von Möglichkeiten und Angeboten auf allen Ebenen auswählen zu können. Diese Chancen erweisen sich jedoch zugleich auch als ein hohes Risiko, an diesem Druck zur Selbstorganisation zu scheitern. Verlierer sind diejenigen, die diese pluralistischen Optionen nicht nutzen können. Die Ursachen dafür können wieder ganz verschiedener Natur sein: Jugendliche verfügen nicht über entsprechende Fähigkeiten und Fertigkeiten für erfolgreiches Handeln, sie konnten keine Interessen, Perspektiven und damit Motivationen entwickeln, sich aktiv für die eigene Lebensgestaltung einzusetzen, sie leben in sozialen Rahmenbedingungen, die alle bisherigen Versuche der Bewältigung von Ent-

¹⁴ Dazu auch im Abschnitt „Erlebnispädagogik“ im Anhang

wicklungsaufgaben zum Scheitern verurteilten – meistens wird es eine komplizierte Mixtur aus all diesen Facetten erfolglosen Bemühens sein.

Deutlich wird, dass diejenigen Hilfe- und Unterstützungsangebote für Jugendliche, die einen einzelnen Entwicklungsbereich dieser Lebensphase herausgreifen und separiert zu bearbeiten versuchen – z. B. Drogenkonsum – zu kurz greifen. In den Blick muss vielmehr die gesamte Biographie des einzelnen rücken, sein ganz persönlicher Reifeprozess, der wesentlich durch seine Erfahrungen und Ressourcen, Stärken und Defizite, seine bedeutsamen Bezugspersonen sowie durch den Kontext, in dem er lebt, geprägt wird. Ausgehend von ihren Träumen, Wünschen und Zukunftsperspektiven gilt es, benachteiligten Jugendlichen Schutzräume zu gewähren, in denen Fähigkeiten, Interessen und Motivationen wachsen und soziale Ressourcen entwickelt werden können. Damit steigen die Chancen, dass die anforderungsreiche und in vielerlei Hinsicht schwierige Lebensphase „Jugend“ erfolgreich gemeistert und der Start in das selbst gewählte und zufriedenstellende Leben als Erwachsener mit möglichst wenigen Nachteilen und Defiziten erfolgt.

Konzeptionell wird in der Einrichtung davon ausgegangen, dass es in diesem jugendspezifischen Entwicklungsprozess für einige Jugendliche hilfreich sein kann, diese vorübergehend aus der bisherigen Umgebung herauszunehmen („Time out“). Auf diese Weise können sich wiederholende selbst- und fremdschädigende Entwicklungsmuster, die die Gefahr einer Perturbation in sich tragen, nicht nur unterbrochen werden. Durch gezielte Vermittlung neuer Erlebnisse und Erfahrungen, kognitiver und emotionaler Bewertungsstrategien und durch das Initiieren anderer Handlungsmuster können vielmehr zugleich individuelle Entwicklungsblockaden aufgelöst, Fehlentwicklungen revidiert und Rückstände aufgeholt werden. Hierin liegt der besondere Vorteil des hier vorgestellten stationären Angebots mit seinen daran gekoppelten Angeboten an eine begleitete stufenweise Verselbständigung der Jugendlichen.

6 Drogenkonsum und die Lebensphase „Jugend“

Ausgehend von den oben dargestellten Interdependenzen der Entwicklungsaufgaben des Jugendalters kann auch der Drogenkonsum von Jugendlichen nicht isoliert betrachtet werden. Es gilt, die Funktionen ebenso wie die Risiken des Konsums psychoaktiver Substanzen vor dem Hintergrund der Besonderheiten dieser Lebensphase zu verstehen. Durch ein Übertragen von Ansätzen, mit denen Drogenprobleme von Erwachsenen erklärt und bearbeitet werden, werden die spezifischen Motivlagen, mit denen sich Jugendliche dem Drogenkonsum nähern und die besonderen Anforderungen und Rahmenbedingungen, unter denen dies geschieht und die an einem Scheitern beteiligt sein können, übersehen.

Drogenkonsum erfüllt in der Lebensphase „Jugend“ sehr spezielle Funktionen:

- Als Demonstration und Antizipation des Erwachsenenverhaltens kann er als Symbol für „Erwachsen-Sein“ fungieren.
- Als bewusste Verletzung der von den Erwachsenen gesetzten Grenzen wird er Teil des Ablöseprozesses sowohl vom Elternhaus als auch von anderen Sozialisationsinstanzen.
- Drogenkonsum kann als eine der vielen Spielarten exzessiven Verhaltens von Jugendlichen bei ihrem Streben nach intensiven Grenzerfahrungen in Form von Körperlichkeit und Rausch verstanden werden.
- Drogenkonsum kann den Zugang zu bestimmten Freundeskreisen eröffnen, schafft Anerkennung in Gleichaltrigengruppen und symbolisiert Teilhabe an einem erstrebten subkulturellen Lebensstil.
- Bestimmte Formen des Drogenkonsums werden zugleich symbolisch als Form des sozialen Protests gegen gesellschaftliche Strukturen inszeniert.
- Drogenkonsum kann Signal für eine Überforderung in Bezug auf spezifische Entwicklungsaufgaben sein, in dem er zur Ersatzhandlung für nicht einlösbare Anforderungen (z. B. Entwicklung einer befriedigenden Sexualität, Anerkennung in Peer-Groups) stilisiert oder aber als Mittel zu Lösung aus frustrierenden Situationen des Alltags genutzt wird.

Die Auseinandersetzung mit dem Konsum psychoaktiver Substanzen und die Integration bestimmter Drogen in Form eines selbstkontrollierten, sozialver-

träglichen und genussorientierten Konsums in den Alltag ist als eine wesentliche Entwicklungsaufgabe allen Jugendlichen gestellt. Sie erfolgreich zu meistern, ist keineswegs voraussetzungslos, sondern setzt sowohl beim einzelnen als auch bei den Gleichaltrigengruppen Erfahrungen, Fähigkeiten und Ressourcen voraus. Als Entwicklungsaufgabe kann sie nur über einen längeren Prozess bewältigt werden. Es gehört zu den Besonderheiten des Jugendalters, dass dabei ebenso mit Tabus gebrochen, Grenzen überschritten und durch Verhalten provoziert wird, wie sich immer wieder auch Gefahren ergeben, an diesem anspruchsvollen Prozess phasenweise zu scheitern.

Deutlich wird, dass sich durch das Herstellen eines Bezuges zu den weiteren Entwicklungsaufgaben neue Einblicke in den Hilfe- und Unterstützungsbedarf Drogen konsumierender Jugendlicher ergeben.

Problematischer Drogenkonsum von Jugendlichen kann nicht für sich genommen und bearbeitet werden. Es gilt vielmehr, die vielfältigen Schwierigkeiten bei der Bewältigung jugendspezifischer Entwicklungsaufgaben in den Blick zu nehmen, die den problematischen Drogenkonsum hervorgebracht haben oder aber durch diesen bedingt sind. Unabhängig von deren jeweiliger Genese als Ursache oder Folge von Drogenkonsum gilt es, den Jugendlichen Hilfe und Unterstützung zu geben, um bisher versäumte Entwicklungen zu beginnen, Entwicklungsrückstände nachzuholen und Anschlüsse an den Entwicklungsstand Gleichaltriger herzustellen. In der Einrichtung sollen sowohl Hilfe und Unterstützung, als auch ein besonderer Schutz angeboten werden, um komplexen Prozessen von Wachstum, Entwicklung und Reifung einen Entfaltungsraum und die gebührende Zeit für ein erfolgreiches Ausschreiten selbst gewählter Lebensstile und -perspektiven zu geben.

Dieses Verständnis korrespondiert zugleich mit den Zielen und Methoden, als auch mit den Leitideen der Arbeit in der Einrichtung.

7 Ziele der Arbeit und Betreuungsauftrag

Ziel des Aufenthaltes in der Einrichtung ist es, die Jugendlichen auf ein „Leben in der Gemeinschaft“ vorzubereiten und erste Startbedingungen für ein glückliches selbständiges Leben, Arbeiten und Haushalten zu schaffen.

Hierfür müssen Ressourcen der Jugendlichen erkannt, entwickelt und gefördert, Defizite im sozialen Bereich, destruktive Erfahrungen aus der bisherigen Biographie und soziale Folgeprobleme des Drogenkonsums aufgearbeitet sowie jugendspezifische Entwicklungsaufgaben bewältigt werden. Zu den Zielen der Arbeit gehören deshalb im einzelnen:

- Ausstieg aus exzessivem Drogenkonsum
- Neuorientierung, Heranführen und Auseinandersetzung mit verschiedenen Formen des Zusammenlebens, unterschiedlichen Lebensstilen und bisher nicht beachteten oder nicht gekannten Werten und Normen
- Herstellung der seelischen und geistigen Gesundheit durch das Aufarbeiten einschneidender Ereignisse und seelisch verletzender Erfahrungen, durch Entwicklung einer gesteigerten Wahrnehmung für die eigenen inneren Prozesse, durch das Ausprägen der Fähigkeit zur Übernahme von Verantwortung für die eigenen Gefühle, durch das Entwickeln von Selbstakzeptanz und Wertschätzung des eigenen Körpers, der „eigenen Geschichte“ und „Autonomie“
- Entwicklung personaler Kompetenzen, darunter Erarbeiten einer realistischen Selbsteinschätzung durch das Entdecken und Fördern eigener Fähigkeiten, Neigungen, Begabungen, Talente, Stärken einerseits und durch die Auseinandersetzung mit Schwächen, Schwierigkeiten und Unzulänglichkeiten andererseits,
- Entwicklung lebenspraktischer Kompetenz, darunter Erarbeiten von Fähigkeiten zur erfolgreichen Bewältigung des Alltagslebens, das Erlernen und Hineinwachsen in eine glückliche und gemeinschaftsfähige Selbständigkeit sowie das Entwickeln einer aktiven Freizeitgestaltung und nicht zuletzt von Lebendigkeit, Spontaneität und Kreativität
- Entwicklung alltagspraktischer Fähigkeiten und Fertigkeiten, darunter Fähigkeiten zur Selbstversorgung, zur gesunden Ernährung, Gesunderhaltung, Hygiene, angemessener Kleidung, Wohnfähigkeit, Haushalts-

führung, Umgang mit Finanzen, Umgang mit Behörden sowie zu einer positiven Gestaltung des eigenen Lebensraumes

- Entwicklung sozialer Kompetenzen, darunter Entwicklung der Fähigkeiten, soziale Situationen adäquat wahrzunehmen und zu strukturieren, das Beherrschen angemessener Interaktion, Aufbau und Erproben von Integrationsmöglichkeiten und -fähigkeiten in Bezugsgruppen und in die Gemeinschaft als Ganzes, Entwicklung von Beziehungs- und Bindungsfähigkeit, von Empathie und Fürsorge für andere und von Konfliktfähigkeit und sozialer Verantwortung, Aufbau neuer Bekannten-, Freundes- und Interessengemeinschaften sowie Auflösung und Abschied nehmen von einer destruktiven Fixierung auf einzelne Personen (u. a. auch aus der Herkunftsfamilie)
- Entwicklung von Genussfähigkeit
- Förderung schulischer Bildung, Wiedereingliederung bis hin zum Abschluss schulischer Ausbildung
- Berufliche Orientierung und Beginn einer beruflichen Ausbildung bis hin zum Abschluss von Ausbildungsgängen
- Entwicklung einer eigenen Lebensperspektive und Erarbeiten einer realistischen Lebensplanung
- Unterstützung bei den ersten Schritten in eine selbständige Lebensweise

Oberstes Ziel alle Bemühungen ist es, den Kindern und Jugendlichen Möglichkeiten der Eingliederung in die Gesellschaft und die Befähigung zur Teilhabe am gesellschaftlichen Leben aufzuzeigen und sie auf ihrem Weg dahin zu begleiten.

Dieser Weg dahin wird als individuelle Entscheidung jedes einzelnen gesehen. Das Mitarbeiterteam begleitet die Jugendlichen dabei mit verschiedenen, aufeinander abgestimmten Hilfen, die zu unterschiedlichen Zeiten und in verschiedenen Formen angeboten werden. In der Einrichtung sollen die Jugendlichen eine vorübergehende Heimat finden, die ihnen eine Atmosphäre der Geborgenheit, des Schutzes und der Akzeptanz der für sie wichtigen Lebensziele vermittelt. Eine solche Grundhaltung leitet sich folgerichtig aus den Leitideen der Arbeit der Einrichtung ab.

8 Leitlinien und Prinzipien der Arbeit

Für die Arbeit mit den Jugendlichen, für das Zusammenwirken innerhalb des Mitarbeiterteams¹⁵ und für die Kooperation mit anderen Einrichtungen und Institutionen werden grundlegende Prinzipien vorangestellt, die sich als Leitideen durch alle Bereiche und Ebenen der Arbeit ziehen.

Diese Prinzipien und Leitideen leiten sich nicht allein aus der Tatsache ab, dass die tiefgreifenden Veränderungen in der Gesellschaft, insbesondere ihres Wertekorsetts, nicht ohne Auswirkungen auf das Konzept der Einrichtung und damit auf den Umgang der Erwachsenen mit den Jugendlichen, aber auch der Erwachsenen und der Jugendlichen untereinander bleiben können.¹⁶ Sie stützen sich zugleich auf moderne Ansätze in der sozialpädagogischen Praxis, die ihre Eignung auch schon in anderen Praxisfeldern unter Beweis gestellt haben.

Als diese Leitlinien der Arbeit werden herausgestellt:

- Prinzipien der alltags- und lebensweltorientierten sozialen Arbeit
- Prinzipien systemischen Betrachtens und Arbeitens
- Prinzipien der Offenheit der Einrichtung
- Prinzipien der Multimodularität in Form eines mehrdimensionalen, integrativen Betreuungsprogramms

8.1 Prinzip „Alltags- und lebensweltorientierte Arbeit“

Ausgehend von dem ganzheitlichen Verständnis der Entwicklungsphase „Jugend“ leitet sich ab, dass eine Beschränkung pädagogischen Wirkens auf spezifische Themen und damit eine Reduzierung auf die Bearbeitung von

¹⁵ Die Prinzipien und Leitideen sind im Handeln aller Mitarbeiter der Einrichtung und damit nicht nur von den Pädagogen, sondern auch von den Mitarbeitern innerhalb der Verwaltung und der technischen Abteilungen zu berücksichtigen.

¹⁶ Angesichts der Tiefe des Wertewandels der Nachkriegszeit wird diesbezüglich auch von einer „Kopernikanischen Wende“ gesprochen: „Dieser Wertewandel musste sich in Form der Abwertung des Wertekorsetts einer (von der Entwicklung längst ad acta gelegten) religiös gestützte, traditionellen Gehorsamkeits- und Verzichtsgesellschaft vollziehen. Abgewertet und fast bedeutungslos geworden sind „Tugenden“ wie Gehorsam und Unterordnung“, „Bescheidenheit und Zurückhaltung“, „Einfühlung und Anpassung“ und „Fester Glaube an Gott.“ (Gensicke 1994, S. 47).

„Schlüsselproblemen“ (wie z. B. problematischer Drogenkonsum) den komplexen und miteinander verwobenen Problemlagen der Jugendlichen nur unzureichend entspricht. Vielmehr ist die generelle Zielstellung der Einrichtung, die Jugendlichen bei der Suche nach den ihnen entsprechenden Formen sozialer Integration und nach einer von ihnen lebbarer Normalität¹⁷ in der Gesellschaft zu unterstützen, über ein Setting zu realisieren, in dem größtmögliche Normalität erfahren, der Umgang mit ihr erprobt und Auseinandersetzungsmöglichkeiten in Konfliktfällen erlernt werden können.

Deshalb versteht sich die Einrichtung als Lebensort für Jugendliche und orientiert sich an dem Konzept der alltags- und lebensweltorientierten sozialen Arbeit.

Lebensweltorientierung als Normalisierung

Unter Lebensweltorientiertheit wird die Ausrichtung auf und die Arbeit mit heutigen Lebenswelten von Jugendlichen verstanden. Dieser Ansatz folgt damit

¹⁷ Normalität wird hier als Konkretisierung von Werten verstanden, die in einer sozialen Gemeinschaft sowohl als Pflicht als auch als prinzipielle Erwünschtheit in Bezug auf das Handeln des einzelnen erwartet und eingefordert werden. Normalität ist in diesem Sinne sowohl Ausdruck von Regelmäßigkeit des Verhaltens als auch Geregeltsein als Ergebnis bewusster normierender Tätigkeit. Die Tatsache, dass Normalität immer normen- und damit wertgebunden ist, führt folgerichtig dazu, dass in den unterschiedlichen sozialen Milieus der Gesellschaft sehr unterschiedliche Normalitäten existieren, die zum Teil von der Gesellschaft als Ganzes akzeptiert oder toleriert werden, zum Teil aber auch konflikthaft zueinander sein können: So bekommen Jugendliche beispielsweise durch ihre Einbindung in „Drogen- oder andere subkulturelle Szenen“ eine sehr eigene „Normalität“ dazu vermittelt, wie in bestimmten Lebenssituationen zu handeln ist und Krisen zu bewältigen sind. Diese Normalität, die sie in ihren sozialen Milieus als prinzipiell erwünscht und eingefordert erlernt haben, zu leben und weiterzugeben, widerspricht allerdings in wesentlichen Aspekten gesellschaftlich akzeptierten Standards. Diese gesellschaftlich nicht akzeptierten Normalitätsvorstellungen und das daraus abgeleitete soziale Verhalten der Jugendlichen ist in Frage zu stellen und ein breiteres Spektrum von Möglichkeiten zu aufzeigen, wie in diversen Lebenssituationen gesellschaftlich konform reagiert/sich verhalten werden kann. Dazu ist es wichtig, dass Jugendliche im Kontrast zu ihrer bisher gelebten „Normalität“ eine andere, gesellschaftsfähige „Normalität“ vorgelebt/vermittelt bekommen.

den Prinzipien der Normalisierung¹⁸, wie sie auch anderen Bereichen sozialer Arbeit zugrunde gelegt werden.

Lebensweltorientierung spiegelt sich zum einen darin wider, dass weder beansprucht noch darauf gezielt wird, Jugendliche durch das Leben in der Einrichtung in eine „heile Welt“ oder in ein „Inseldasein“ entfernt von realen Lebenswelten anderer Jugendliche zu versetzen. Mit dem Bemühen um Lebensweltorientierung wird vielmehr die ganzheitliche Wahrnehmung von Leben und damit die bewusste Auseinandersetzung mit Problemen, Schwierigkeiten und Konflikten, wie sie im Alltag „normalerweise“ auch erfahren werden, angestrebt.

In den Mittelpunkt der Arbeit der Einrichtung rücken damit:

¹⁸ Das hier verwendete Normalisierungsprinzip hebt hervor, dass die Jugendlichen lernen sollen, ein möglichst „normales“ Leben zu führen. Dazu wird in der Einrichtung so viel Raum wie möglich für das Leben gesellschaftsfähiger Normalität in den Bereichen Wohnen, Arbeit, Schule, Freizeit, Lebensstandard, Sexualität eröffnet und so wenig wie nötig mit besonderen Rahmenbedingungen gearbeitet. In vielen stationären Einrichtungen wird das Verhalten Drogen konsumierender Menschen korrigiert; es werden Lehrmeinungen an ihnen vertreten, erprobt und geändert (vgl. Schönwiese 1994). Das Leben ist für die Patienten durch die Heimstruktur, Therapien und die äußeren Rahmenbedingungen der Klinik geprägt. Besonders in vollstationären Einrichtungen ist es den Patienten aufgrund der stundenplanmäßigen und gestrafften Tagesstruktur kaum noch möglich, eigene Interessen zu entwickeln, spontane Ideen zu verwirklichen oder sich gelegentlich - wie bei anderen Jugendlichen selbstverständlich - zurückzuziehen. Diesen Mustern wird in der Einrichtung das Prinzip der Normalisierung entgegen gesetzt, das „...keine neue Ideologie (ist – G. B.), sondern an und für sich ein Antidogma, das sich gegen die Diskriminierung behinderter Personen wehrt.“ (Bank-Mikkelsen 1982, S. 109) Für die Jugendlichen in der Einrichtung bedeutet dies zum einen die Normalisierung der Beziehungsebene. Sie haben bereits vielfältige Erfahrungen damit gesammelt, von verschiedensten Institutionen der sozialen Kontrolle (Schule, Justiz, Medizin, Jugendhilfe) diagnostiziert, prognostiziert und therapiert worden zu sein. Dadurch ist vielfach der Blick auf die Persönlichkeit des Jugendlichen verstellt (vgl. Klee 1980, S. 103); der Blick aller Kontaktpersonen außerhalb, aber schließlich auch innerhalb der Familie, richtet sich von Anfang an auf das Vorhandensein und Beheben bestehender Defizite. Mit ihrem ressourcenorientierten Ansatz verlässt das Mitarbeiterteam der Einrichtung diese Wahrnehmungsmuster. Ziel des Normalisierungsprinzips ist zum anderen, die Jugendlichen mit ihrer schwierigen Sozialisation dahingehend zu unterstützen, sich mit normalen Erwartungen und Normen der Gesellschaft vertraut zu machen, um diesen, wenn auch zunächst mit Unterstützung, im Laufe der Zeit entsprechen zu können, und nicht mehr nur hauptberuflich „schwierig/delinquent“ zu sein. Dazu orientiert sich der Alltag der Jugendlichen in der Einrichtung so weit wie möglich an „normalen“ Lebenswelten von Jugendlichen. Diese haben im Normalfall ihren Lebensmittelpunkt in der Familie. Ihr Verhalten wird unmittelbar und handlungsbezogen von der Familie sanktioniert. Zudem ist der Alltag vom Umgang mit Menschen aus ihrem jeweiligen sozialen Umfeld geprägt: Leben in der Familie, Lernen in der Schule und Ausbildungseinrichtung, Freizeitbeschäftigung in Vereinen der Region und mit Jugendlichen aus der Nachbarschaft, Besuch von Orten, an denen Sozialverhalten erlernt und praktiziert werden kann. Durch ein „normalisiertes Leben“ in der Einrichtung soll den Jugendlichen die Chance eingeräumt werden, durch Nachahmen von anderen sozial verträgliches Verhalten zu lernen. Eine Kontaktpflege nach außen soll zudem die Rückkehr in weniger geschützte Lebensbereiche und damit in die Lebensrealität erleichtern, wenn die Jugendlichen die Einrichtung nach einiger Zeit wieder

- Alle Sozialräume und Lebensverhältnisse, in denen sich Jugendliche entsprechend ihrer biografischen Entwicklung normalerweise bewegen.
- Die in diesen gegebenen jugendspezifischen Verhältnissen geltenden Verständnis- und Handlungsmuster (z. B. Strategien des Umgangs mit Problemen, Techniken des Lebens und Überlebens, Bewältigungsmuster)

Normalisierung und therapeutische Interventionen

Die Orientierung an der Normalität jugendlicher Lebenswelten bedingt konsequenter Weise, dass innerhalb der Einrichtung keine spezifischen therapeutischen Behandlungen angeboten werden. Medizinische und/oder therapeutische Behandlungen können zu einer notwendigen Interventionsform bei akuten und lebensbedrohlichen Krisen bzw. zur kurzfristigen Entlastung und Unterbrechung eskalierender Problemlagen werden. Sie setzen eine strikte medizinische Diagnose auffälligen Verhaltens voraus, dessen Behandlung einer entsprechend spezialisierten Einrichtung vorbehalten ist.

In „normalen“ Lebensbezügen erfolgen therapeutische Interventionen immer außerhalb des Alltags in spezifischen Settings. Diese Leitidee wird auch in die Gestaltung des Lebens in der Einrichtung mit ihrem Fokus auf Normalität und pädagogische Handlungsstrategien übertragen. Indem therapeutische Interventionen nicht im unmittelbaren Lebensumfeld des Jugendlichen stattfinden, sondern alltagsfern und an spezifische Settings gebunden, wird dem lebensweltorientierten Ansatz angemessen Rechnung getragen¹⁹.

Wenn im Einzelfall therapeutische Hilfe benötigt wird, stehen dem Jugendlichen gemeindenahе ambulante therapeutische Angebote zur Verfügung. Für die Jugendlichen bieten sich damit Chancen und Möglichkeiten, auch außerhalb ihrer Lebenswelt und in Abgrenzung zur Einrichtung professionelle Hilfen kennen, annehmen und nutzen zu lernen. Entwickelt werden auf diese

verlassen.

¹⁹ Dem Prinzip der Normalisierung, besonders aber in der Gestaltung von Alltag und therapeutischem Setting kommt insofern überragende Bedeutung zu, als es wesentlich auf die Identitätsentwicklung der Jugendlichen Einfluss nimmt: Der gegenwärtig fast immer praktizierte Ansatz, alle Drogen Konsumierende gleichermaßen einem therapeutischen Regime zu unterwerfen, verhindert nicht nur, die jeweils individuell notwendigen Angebote zu unterbreiten und nötig auch diejenigen in ein therapeutisches Setting, für die diesbezüglich und im konkreten Fall gar kein Bedarf besteht. Es nimmt auch in problematischer Weise Einfluss auf das Selbstbild und die Identitätsbildung der Jugendlichen, da davon ausgegangen werden muss, „dass unsere Identität teilweise von der Anerkennung oder Nichtanerkennung, oft auch von der Verkennung durch die anderen geprägt (wird), so dass ein Mensch oder eine Gruppe von Menschen wirklich Schaden nehmen kann, wenn die Umgebung oder die Gesellschaft ein einschränkendes oder verächtliches Bild ihrer selbst zurückspiegelt. Nichtanerkennung oder Verkennung kann Leiden verursachen, kann eine Form der Unterdrückung sein, kann den anderen in ein falsches, deformiertes Dasein einschließen.“ (Taylor zit. nach Keupp a. a. O., S. 542)

Weise Lebenskompetenzen, die auch für das zukünftige selbständige Leben der Jugendlichen von großem Wert sind.

Folgerichtig wird die Kooperation mit anderen therapeutischen Hilfsangeboten (z. B. Ärzte für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Kinder- und Jugendtherapeuten) zu einer unverzichtbaren Grundlage der Arbeit. Der Aufbau, die Pflege und die kooperative Zusammenarbeit mit verschiedenen Institutionen der Region werden somit zu einem wesentlichen Arbeitsfeld für das Mitarbeiter-team.

Unter dem Gesichtspunkt der Lebensweltorientierung gilt zugleich, auch mit der in der Einrichtung bewusst vorgenommenen Trennung von Alltag und Therapie gezielt und im Sinne einer Normalisierung zu arbeiten. So wäre im Falle einer notwendigen psychiatrischen Betreuung der allgemeine Grundsatz „Ambulant vor Stationär“ genauso zu realisieren, wie im Falle eines stationären Aufenthaltes dieser so kurz wie möglich zu halten ist. Das Bestreben nach Normalisierung setzt sich darin fort, dass bei einem Psychiatrieaufenthalt über die institutionellen Kooperationsbezüge zwischen Klinik und Einrichtung hinaus auch der Kontakt zwischen dem Jugendlichen und der Einrichtung gehalten wird und der Jugendliche nach seiner Entlassung wieder in die Einrichtung, seine Wohngruppe und damit in seine hier gelebte Normalität zurückkehren kann.

8.2 Prinzipien systemischen Betrachtens und Arbeitens

Zu den wesentlichen Leitideen der Einrichtung gehören die Ansätze systemischen Betrachtens und Arbeitens, wie sie sich für den professionellen Umgang in der Sozialarbeit entwickelt haben. Sie ermöglichen nicht nur eine respektvolle und stützende Beziehung zwischen Jugendlichen und Erwachsenen, sondern fundieren zugleich Beratungskonzepte für besondere Fragestellungen der Jugendlichen. Die systemische Perspektive wird in der Einrichtung jedoch nicht als monokausale Methode praktiziert, sondern als eine Art und Weise verstanden, mit der Phänomene wahrgenommen, problematisiert und Unterstützungsmöglichkeiten gefunden werden.

Systemische Ansätze in der sozialen Arbeit haben sich aus einer Variante der Familientherapie entwickelt und richten sich längst nicht mehr nur an Familien, sondern auch an einzelne Personen. Wesentlich für diese Ansätze ist, dass immer in Betracht gezogen wird, dass am Zustandekommen von Verhaltensweisen, Veränderungen oder Lösungen, die scheinbar nur eine einzelne Person betreffen, immer mehrere Personen (Systeme) beteiligt sind. Auf der Grundlage systemischen Arbeitens orientiert sich das pädagogische Handeln in

der Einrichtung folgerichtig darauf, den einzelnen Jugendlichen im Gesamtgefüge seiner verschiedenartigen sozialen Netzwerke und Bezüge zu sehen und in Bezug darauf gezielt Ressourcen für seine Entwicklung zu aktivieren.

Das Menschenbild systemischer Ansätze

Wesentlich für die Arbeit innerhalb der Einrichtung wird zugleich, dass sich auch die Ausgangspunkte systemischen Arbeitens grundsätzlich unterscheiden²⁰. Während viele professionelle Ansätze davon ausgehen, dass das Ziel der Intervention sei, die Entwicklung einer selbständigen, autonomen und eigenverantwortlich handelnden Persönlichkeit erst voranzubringen, gehen systemische Ansätze davon aus, dass Menschen immer als autonom Handelnde verstanden werden müssen, die nicht von außen steuerbar oder gezielt beeinflussbar/manipulierbar sind²¹ (vgl. Herwig-Lempp 1994, S. 144ff).

Die Orientierung des Mitarbeiterteams am Menschenbild systemischer Ansätze führt folgerichtig dazu, sich in der pädagogischen Praxis aktiv mit der Autonomie und dem eigenen Sinn der Jugendlichen und mit Problemdefinitionen, wie sie die Jugendlichen benennen, auseinanderzusetzen. Es gilt zugleich, in den pädagogischen Interventionen möglichst ohne Zwang auszukommen und eher eine Erweiterung der Handlungsmöglichkeiten anzustoßen, wenn Jugendliche oft mit eingefahrenen dysfunktionalen Routinen reagieren. Systemische Perspektiven leiten zugleich dazu über, bei der Erklärung von Verhaltensmustern soweit wie möglich auf Krankheitskonzepte zu verzichten und zusammen mit dem Jugendlichen Lösungsmöglichkeiten zu entwickeln, die auch darin bestehen können, nicht nach einer Korrektur individueller Besonderheiten und Eigenheiten zu streben, sondern nach Möglichkeiten, mit diesen gesellschaftsfähig leben zu können.

8.3 Prinzipien der Offenheit der Einrichtung

Die vorgenannten Prinzipien prägen das Besondere der Einrichtung, das sich nicht nur in ihrer Offenheit zeigt, sondern in der Offenheit ausdrücklich als ein Grundprinzip der Arbeit formuliert ist. Dabei wird Offenheit im weitesten Sinne verstanden – die Einrichtung ist:

²⁰ Siehe dazu Anhang „Zum Menschenbild systemischer Ansätze“

²¹ Besonders markant wird der Wechsel der Denkweisen am Beispiel der Motivationsarbeit. Systemische Ansätze gehen davon aus, dass niemand einen anderen Menschen motivieren, sondern höchstens anregen, inspirieren kann – ein Handeln, unter dessen Einwirken schließlich eine Person ihre eigene Motivation hervorbringt.

- Offen für Jugendliche mit einem unterschiedlichen Reservoir an Ressourcen, Erfahrungen und Vorleistungen. In diesem Sinne versucht die Einrichtung ausgrenzende Mechanismen, wie sie im Hilfesystem immer wieder praktiziert werden, weitestgehend zu vermeiden.
- Offen für individuelle Entwicklungswünsche, -ziele und -wege. Mit den Arbeitsansätzen werden nicht nur Autonomie und Individualität des einzelnen respektiert, sondern den legitimen Suchprozessen Jugendlicher besondere Aufmerksamkeit entgegen gebracht.
- Räumlich offen, d.h. die Jugendlichen werden in der Einrichtung nicht weggesperrt oder in eine Idylle/ein Inseldasein versetzt, das ihnen durch räumliche Distanz den Kontakt zu anderen unmöglich macht. Im Sinne einer Normalisierung und Entstigmatisierung werden den Jugendlichen vielmehr ganz gezielt Zugänge zu ganz normalen jugendlichen Alltagsbezügen eröffnet.
- Beziehungsoffen: Innerhalb der Einrichtung müssen Kontakte zu Menschen aus bisherigen sozialen Bezügen oder neu aufgebaute Freundschaften nicht abgebrochen werden. Vielmehr sollen Jugendliche ihre neu aufgebauten sozialen Bezüge auch innerhalb der Einrichtung pflegen können. Die Öffnung spezieller Angebote der Einrichtung (z. B. Förderunterricht, Freizeitangebote, Sport) auch für andere Jugendliche aus der Region soll zugleich der Entwicklung problematischer Gruppenstrukturen, mit einem sich separierenden, aggressiv abgrenzenden und abwertenden Verhalten gegenüber anderen, entgegen wirken. Die Offenheit der Einrichtung bietet zugleich Ansatzpunkte für die Entwicklung von Offenheit gegenüber anderen Menschen, anderen Lebensstilen und fremden Kulturen als Lebenskompetenz der Jugendlichen.
- Entwicklungsoffen: Entwicklungswege werden nicht vorgegeben, vielmehr werden Jugendliche bei ihrer Suche nach den von ihnen gewünschten und für sie geeigneten Perspektiven begleitet und unterstützt.²²
- Angebotsoffen: sie arbeitet mit einem mehrdimensionalen, integrativen Betreuungsprogramm, das offen für neue und zusätzliche Angebote ist und insofern nicht als eine vorgegebene und unabänderliche Vorgabe/Matrix gehandhabt wird. Die Überprüfung der Praxis durch interne und externe fachliche Begleitung und Beratung, die Entwicklung und Weiterentwicklung der Bausteine/Module, die Bereitschaft zu Veränderung und die Offenheit für Neues werden in besonderer Weise gefördert.
- Sich ihrer strukturbedingten Hierarchie- und Machtgefüge in der Arbeit mit Jugendlichen bewusst. Besonderer Wert wird deshalb auf Offenheit in Bezug auf Kontrolle und Kritik von außen gelegt. Dazu wird sich nicht nur Metho-

²² Siehe dazu auch Anhang „Zum Menschenbild systemischer Ansätze“

den der Kontrolle professionellen Handelns bedient (z. B. Supervision, Fallbesprechung). Über die Installation realer Mitsprache- und ernst genommener Kritikmöglichkeiten für Jugendliche sowie über Fachbeiräte und Arbeitsgruppen, in denen auch Vertreter der Region mitarbeiten, soll die Arbeitsweise der Einrichtung auch für Außenstehende transparent, kontrollier- und auch korrigierbar werden. Diese Offenheit setzt sich zugleich in dem Bemühen fort, durch Kooperation mit Institutionen und Regelangeboten anderer Hilfesystem zu einer Form der Zusammenarbeit zu finden, in der Kritik und Veränderungsbegehren sachlich vorgebracht und ohne Gesichtsverlust akzeptiert werden können. Erst über diese Vielfalt kann es gelingen, sich ein sensibles Instrument für Qualitätskontrolle, -sicherung und schnelle Korrektur zu schaffen.

8.4 Prinzip der Multimodularität

Die Einrichtung mit ihrem ganzheitlichen und multidimensionalen Betreuungsanspruch ist grundsätzlich für alle Themen und Probleme, die ein Jugendlicher zu lösen hat, zuständig. Das bedeutet, dass mit sehr verschiedenen Medien (u. a. kreativ, körperbezogen, Umwelt, Arbeit mit Pflanzen, Umgang mit Tieren) gearbeitet wird und unterschiedliche Erfahrungsräume in und außerhalb der Einrichtung (u. a. Gemeinschaft, Rückzugsmöglichkeiten für den einzelnen, Schule, Berufsbildung, Praktikumseinrichtungen) genutzt werden.

Zum anderen arbeiten die verschiedenen Bereiche eng und in direkter Kooperation zusammen. Auf diese Weise werden die jeweiligen Felder erfahrungsbezogenen Lernens zu einem Gesamtprozess integriert. Deshalb werden die Jugendlichen von ihren Betreuern auch in den unterschiedlichen Betreuungsschwerpunkten in und außerhalb der Einrichtung begleitet, so dass ein hohes Maß an Bindung und Auseinandersetzung möglich wird. Insofern ist die Arbeit des Mitarbeiterteams nicht auf einzelne Fragestellungen und Problemfelder begrenzt (Schulschwierigkeiten, problematischer Drogenkonsum, Gewalterfahrungen, Probleme mit Eltern usw.).

Entsprechend dem bereits dargestellten Ansatz der Normalisierung steht bei den dabei notwendigen Prozessen pädagogischer Beratung, Begleitung, Schaffung strukturell neuer Handlungsmöglichkeiten, Intervention etc. der Bezug zu alltäglichen Problemlagen und -lösungsstrategien im Vordergrund. Insofern werden diese so weit wie möglich nicht als institutionelle Beratung (in spezifischen Beratungssettings) realisiert, sondern als funktionelle Beratung im Alltag des Miteinanderlebens. Diese sollen zwar von dem Mitarbeiterteam ge-

zielt gesucht und professionell durchgeführt, aber möglichst aus Alltagssettings heraus entwickelt werden: beim Frühstück, Kochen, „Abhängen“, Ausflug usw.

Die Angebote sind schließlich so gestaltet, dass sie mit ihren Ansprüchen an Entwicklung die Jugendlichen zugleich fordern als auch fördern. Dazu wird auf folgende Bausteine/Module mit jeweils spezifischen Lernzielen, Maßnahmen und Methoden zurückgegriffen.

9 Sozialpädagogische Bereiche und Methoden

9.1 Leben in der Gemeinschaft

Für viele Jugendliche haben bisherige Lebensstile und Sozialisationserfahrungen dazu geführt, dass sich ihr Verhaltensrepertoire mehr aus sozial inadäquaten Verhaltensstrategien zusammensetzt, während sozial erwünschte Verhaltensweisen teilweise abgebaut wurden. Deshalb gilt es in der Einrichtung bei den Jugendlichen einen notwendigen, aber durchaus schwierigen Veränderungsprozess einzuleiten und sie zu befähigen, diesen auch durchzuhalten. Dieser Lernprozess findet in pädagogisch betreuten Gruppen statt, so dass für notwendige einzelne Interventionen nicht nur die Kompetenzen des Mitarbeiterteams eingebracht werden, sondern zugleich die vielfältigen Möglichkeiten der Gruppe genutzt werden können.

Die Einrichtung ist als Ganzes so strukturiert, dass das Zusammenleben der Jugendlichen in einer pädagogisch betreuten Gemeinschaft erfolgt. Diese wird auf mehreren Ebenen gelebt und ist damit sowohl als die Gemeinschaft aller in dieser Einrichtung lebenden Jugendlichen und Mitarbeiter (Großgruppe), als auch als Gemeinschaft der Jugendlichen, die in kleineren familienähnlichen Gruppen oder betreuten Wohngemeinschaften in der Einrichtung leben (Kleingruppe) zu verstehen.

Das Zusammenleben im Rahmen der Gemeinschaft der Einrichtung erfordert vom Mitarbeiterteam als auch von den Jugendlichen ein hohes Maß an Bereitschaft, das Verhalten im Umgang mit anderen als auch die dabei angestoßenen inneren Prozesse immer wieder zu reflektieren. Die gemeinsame Reflexion der Vorkommnisse und Prozesse in der Gemeinschaft steht im Mittelpunkt der Auseinandersetzung in den Bereichen:

- Großgruppe
- Kleingruppen

Großgruppe

Mindestens ein Mal in der Woche finden Großgruppensitzungen statt. Hier werden aktuelle Themen des Zusammenlebens (Atmosphäre im Haus, Normen und Regeln, Ziele und gemeinsame Vorhaben, Regelverstöße, problematisches Verhalten) diskutiert. Die Großgruppe ist dabei das Diskussionsforum für

Auseinandersetzungen dazu, was nicht funktioniert hat und warum, aber auch welche positiven Entwicklungen und Gruppenprozesse stattgefunden haben, die es herauszuheben und zu verstärken gilt. In diesem Zusammenhang können auch Regelverstöße als besondere Beiträge für die Entwicklung der Großgruppe gewertet und anerkannt werden.

Kleingruppen

Für das Leben in der Gemeinschaft sind durch die einzelnen Kinder und Jugendlichen Pflichten zu realisieren. Dafür sind folgende Bereiche vorgesehen:

- Hauswirtschaft
- Versorgung
- Instandhaltung/Werkstatt
- Gartenbau
- Pflege von und Verantwortlichkeiten für die Tiere der Einrichtung

Die Gemeinschaft der Einrichtung als Ganzes ist über einen Gemeinschaftsraum und einen gemeinsamen Speiseraum verbunden, in dem die gemeinschaftliche Versorgung zur mittäglichen Hauptmahlzeit erfolgt und in dem größere Treffen, Informationsveranstaltungen und Gesprächsrunden sowie festliche Veranstaltungen und Feiern organisiert werden können. Über regelmäßige Plenarveranstaltungen wird auch dieser Gesamtzusammenhang zielgerichtet zu einer sozialen Gemeinschaft verbunden.

In allen Bereichen des Lebens in den Kleingruppen geht es nicht nur darum, ein Übungsfeld für soziale Fähigkeiten und Fertigkeiten für eine gelungene Integration in eine Gemeinschaft (Verantwortungsübernahme, Zuverlässigkeit, Bereitschaft, sich für gemeinsame Interessen und Ziele einzusetzen, Kooperation mit anderen u. ä.) zu eröffnen. Es gilt zugleich, alltagspraktische Fertigkeiten, die für ein selbständiges Leben unabdingbar sind (Wirtschaften, Planen, Einkaufen, Bevorraten, Reinhaltung der Wohnumgebung, Instandhalten, Gartenbau, Tierhaltung) zu lernen und zu praktizieren.

Durch die Bewältigung alltäglicher Anforderungen entsteht ein natürliches Lernfeld, in dem sich destruktive Verhaltensstile aufgreifen und bearbeiten lassen. Dabei wird auf folgende Methoden zurück gegriffen:

- Konsequente Konfrontation dyssozialer Muster der Jugendlichen durch das Mitarbeiterteam oder in Gruppenprozessen mit dem Ziel, soziales Fehlverhalten abzulegen.
- Modellieren dyssozialer Muster, indem in der Einrichtung und durch das Mitarbeiterteam selbst bewusst alternative Muster gelebt und im Kontakt mit den Jugendlichen durchgehalten werden. Eine Übernahme „negativer“ Merkmale der bekannten Elternrolle (z. B. ausschließlich strafende Ver-

haltensstile) sollte dabei unbedingt vermieden werden. Kollegiale Beratung und Supervision unterstützen diesen durchaus schwierigen Prozess.

- Angebot neuer interaktioneller Muster von Seiten der Einrichtung und des Mitarbeiterteam, die das internalisierte Selbst- und Weltbild der Jugendlichen irritieren, die Erfahrungen einer bisher nicht gekannten oder vergessenen Normalität vermitteln, den Unterschied zu den eigenen sozialen Mustern erfahrbar werden lassen und Möglichkeiten der Umdeutung bzw. Neukonstruktion bieten.
- Forderungen nach Einordnung in die Gruppe bestärken eine Abkehr von Mittelpunktstrebigkeit, von Haltungen des Nicht-Abwarten-Könnens, von Fixierung und absoluter Inanspruchnahme anderer Personen, von überzogenen Ansprüchen, Grenzenlosigkeit u. ä.
- Unterstützung von Neuorientierung durch erlebnispädagogische Projektarbeit.

9.2 Zur pädagogischen Arbeit mit Gruppen

Gruppenpädagogik ist eine Methode, die bewusst mit der überschaubaren Kleingruppe arbeitet. Erzieherische Mittel sind dabei gruppenpädagogische Aktivitäten und Interventionen, um gezielt Gruppenprozesse zu beobachten, zu analysieren und zu beeinflussen. Es soll erreicht werden, dass sich jeder einzelne in gemeinsames Handeln einbringt, in der Gruppe selbsterzieherische Möglichkeiten entwickelt und genutzt werden und die Gruppenmitglieder zusammen mit dem pädagogischen Leiter die Entwicklung der Gruppe aktiv mitgestaltet. In diesen Gesamtprozessen erhalten alle Mitglieder zugleich Hilfe bei ihrer individuellen und sozialen Entwicklung.

Mit diesem Grundverständnis wird auch in der Einrichtung gruppenpädagogisch gearbeitet²³. Zentraler Ort gruppenpädagogischen Wirkens sind die Wohngruppen, in denen die Jugendlichen leben. Darüber hinaus werden auch andere Gruppenzusammenhänge (Schule, Ausbildung, Freizeit) aktiv für pädagogische Ziele genutzt.

In zu erarbeitenden Verfahrensregelungen legt das Mitarbeiterteam offen und nachvollziehbar fest, wie die scheinbar zufällige und wenig strukturierte Gruppenarbeit bewusst und methodisch sicher als pädagogische Intervention gestaltet wird.

Für den Erfolg gruppenpädagogischer Arbeit haben sich folgende Rahmenbedingungen als günstig erwiesen (vgl. Kelber 1987):

²³ Ausführlich dazu siehe Anhang „Zur pädagogischen Arbeit in Gruppen“

- Eine überschaubare Gruppengröße (zwischen 5-15 Mitglieder).
- Es gibt nachvollziehbare Absichten und Motive für die Gruppenbildung, die von sachlichem Interesse bis zu emotionalen Bedürfnissen reichen können.
- Die Gruppe selbst wird gezielt als Erziehungsraum und -mittel genutzt. Das setzt voraus, dass das Mitarbeiterteam die Struktur der Gruppe (z. B. im Freizeitclub) und den soziokulturellen Hintergrund der einzelnen Gruppenmitglieder kennt.
- Da die Gruppe für ihr Agieren eine Leitung braucht, ist die Beschäftigung der Gruppe mit verschiedenen Führungsstilen nötig. Das Mitarbeiterteam wirkt aktiv auf das Gruppengeschehen ein und unterstützt das Finden eines gemeinschaftlich-demokratischen Verhaltens. Davon profitiert nicht allein die Gruppe, sondern auch das einzelne Gruppenmitglied in seiner Entwicklung.
- Als unverzichtbare pädagogische Grundsätze für das Mitarbeiterteam gelten:
 - Innerhalb der Gruppenprozesse immer wieder individualisieren.
 - Mit den Stärken der einzelnen Gruppenmitglieder und jeweiligen Gruppe arbeiten.
 - Den Entwicklungsstand der Gruppe beachten und dort anfangen, wo die Gruppe steht.
 - Raum für Entscheidungen geben.
 - Notwendige Grenzen des einzelnen und der Gruppe positiv nutzen.
 - Die Zusammenarbeit der Gruppenmitglieder mehr pflegen als den Einzelwettbewerb.
 - Sich überflüssig machen nach dem Motto „So aktiv wie nötig, so passiv wie möglich“.

Möglichkeiten von Gruppenpädagogik

Ziel der Gruppenpädagogik ist es, in der Gemeinschaft die Kommunikation und Interaktion der Mitglieder untereinander zu fördern. Dabei gilt es, die in der gruppenpädagogischen Arbeit angelegten Ambivalenzen möglichst auszutarieren: Einerseits sollen die Jugendlichen lernen, sich sozial verträglich in der Gruppe einzubringen, zu leben und sich unterzuordnen; andererseits sollen sie aber auch eine eigene Individualität und Selbstständigkeit entwickeln.

Ausgehend von diesen widersprüchlichen Anforderungen wirkt das Mitarbeiterteam aktiv dahin, dass die Jugendlichen lernen, ihre eigenen und die Rollen, Positionen und Standpunkte der anderen Gruppenmitglieder bewusst wahrzunehmen und einzuschätzen. Das setzt zugleich voraus, Kritikfähigkeit zu entwickeln, zuhören zu lernen, den anderen Mitgliedern mit Toleranz zu begegnen und diese immer auch von anderen einzufordern.

9.3 Pädagogisch betreute Wohngruppen

Impulse für die Entwicklung von Selbständigkeit und Verantwortung ergeben sich aus der Art, wie in der Einrichtung das Zusammenleben gestaltet wird.

Mit dem Angebot, in einem gestuften System leben zu können – ausgehend vom Leben in einer familienähnlichen Gemeinschaft, über betreute Wohngemeinschaften und schließlich im betreuten Einzelwohnen – wird ein in seinen Ansprüchen abgestuftes System angeboten, das den Fähigkeiten und altersgemäßen Bedürfnissen der Jugendlichen entgegen kommt und natürliche Übungsfelder für alltagspraktische und wirtschaftliche Fähigkeiten (u. a. Erarbeiten von Haushaltsplänen, Erlernen des Einteilens von Geld, Üben des Einkaufs in Bezug auf die geeignete Wahl von Qualität und Quantität, auf Bevorratung, auf Umgang mit Werbung) vorhält. Auf diese Weise wird im Betreuungsprozess permanent darauf geachtet, dass es nicht zu einer Fixierung der Kinder und Jugendlichen auf die Einrichtung kommt. Sie ist deshalb so strukturiert, dass:

- sie sowohl einen sicheren Rahmen bietet, als auch Anlass für Reibungen und Auseinandersetzungen,
- sie die Wünsche nach autonomer Gestaltung des eigenen Lebens wertschätzt und dafür Raum bietet,
- sie den Prozess der eigenen Entwicklung der Kinder und Jugendlichen unterstützt, ohne ihnen die „Arbeit“ daran abzunehmen.

In den verschiedenen strukturierten Wohngruppen erhalten die Jugendlichen einen sozialen Raum, für den sie selbst Normen und Regeln aushandeln, aufstellen und korrigieren können. Die pädagogischen Mitarbeiter nehmen als Gruppenmitglieder an diesen Prozessen aktiv teil.

Für die erfolgreiche Bewältigung dieser Gruppenprozesse ist eine relativ feste Gruppenstruktur wichtig; ständiges Kommen und Gehen von Gruppenmitgliedern wirkt eher hinderlich und kann für einzelne zur psychischen Belastung werden.

Gruppenpädagogisch wird in der Einrichtung mit drei verschiedenen Wohnarten gearbeitet²⁴:

- Die familienähnliche Wohngruppe
- Die betreute Wohngemeinschaft
- Betreutes Einzelwohnen, darunter auch das Allein- oder Paarwohnen als Sonderform des betreuten Einzelwohnens

²⁴ Ausführlich zur Gestaltung des Zusammenlebens in den einzelnen Wohnformen siehe Anhang „Zur pädagogischen Arbeit mit Gruppen“

9.3.1 Familienähnliche Wohngruppen

Die Familie ist ein lebenswichtiger Schutz- und Entwicklungsraum und eine Primärgruppe, in der die Mitglieder in einer emotionalen, direkten und häufig sehr persönlichen Beziehung zueinander stehen. Sie ermöglicht eine zuverlässige Versorgung mit vielfältigen Leistungen und die Realisierung wichtiger psychosozialer Bedürfnisse (Versorgung, Pflege, Intimität, Solidarität und gegenseitige Hilfe, emotionaler Halt und Wärme, Schutz, Stütze, Orientierung usw.).

Die familieähnliche Wohngruppe soll für die Jugendlichen Funktionen einer Familie erfüllen; in diesem Sinne zu einer sozialen Familie werden. Dazu gehören:

- Klare und regelmäßige Strukturen im Wohngruppenalltag, in dem Platz für Gemeinsamkeit und Kommunikation reserviert werden (Weckzeiten, gemeinsames Frühstück, Hausaufgabenzeiten, Erledigung von Aufgaben im Haushalt der Wohngruppe, gemeinsames Abendbrot, Nachtruhe)
- Gemeinsam entwickelte Regeln und Normen
- Inszenieren und Pflegen von Ritualen (Gruppenabende, Gesprächsrunden, gemeinsame Unternehmungen, gemeinsames Kochen, Geburtstagsfeiern u. ä.), um Beziehungs- und Bindungsfähigkeiten zu entwickeln und zu festigen sowie um emotionalen Halt zu gewähren und eine Kultur uneigennütziger Hilfe- und Unterstützungsleistungen für andere zu pflegen usw.
- Entwickeln einer Wohnatmosphäre, in der nicht alle Situationen pädagogisiert sind, sondern Schutz- und Privaträume der Jugendlichen geschaffen und respektiert werden (z. B. Betreten der Zimmer nach Zustimmung, keine Zimmerkontrollen in Abwesenheit)

Für das Funktionieren familienähnlicher Strukturen ist eine überschaubare Gruppengröße wichtig. Als ideal hat sich eine Gruppenstärke von fünf bis sieben Jugendlichen herausgestellt. Typischerweise sind familienähnliche Wohngruppen in Bezug auf Alter und Geschlecht gemischt zusammengesetzt – eine Sachlage, die im unmittelbaren Zusammenleben auch unterschiedliche Rechte und Pflichten für die jeweiligen Mitbewohner nach sich zieht. Dabei sollte das Geschlechterverhältnis möglichst ausgewogen sein, um den verschiedenen Verhaltensformen und Bedürfnissen sowohl der jungen Frauen als auch der jungen Männer Durchsetzungschancen zu geben.

9.3.2 Betreute Wohngemeinschaften

In der Wohngemeinschaft sind die einzelnen Bewohner stärker auf sich selbst gestellt. In dieser Wohnart sollen die Jugendlichen lernen, selbständig zu werden, ohne leitende Figur in einer Gruppe zu agieren und gemeinsame Angelegenheiten fair zu regeln.

In den Wohngemeinschaften beschränken sich die Gruppenaktivitäten auf notwendige Leistungen für das gemeinsame Wohnen; darüber hinausgehende Gruppenaktivitäten können sich ergeben, sind aber nicht per se angezielt. Insofern hat auch jeder einzelne seine Versorgung selbst zu übernehmen, er bestimmt seinen Tagesablauf selbst, also auch wann er aufsteht, isst und putzt. Die Aufgaben des Mitarbeiterteams beschränken sich eher darauf, zu den einzelnen Jugendlichen Kontakt zu halten, diese bei Problemen zu beraten und zu begleiten und seine Mitsprache bei der Regelung gemeinsamer Angelegenheiten der Wohngemeinschaft wahrzunehmen.

In einer Wohngemeinschaft leben fünf bis sieben Bewohner im Alter von 16-25 Jahren²⁵ zusammen. Das Zusammenwohnen gestaltet sich eher nach partnerschaftlichen Regeln und sieht damit keine besonderen Rechte und Pflichten für einzelne Gruppenmitglieder vor.

Die betreuten Wohngemeinschaften sind geschlossene Gruppen und dürfen deshalb selbst wählen, wen sie in ihre Gemeinschaft aufnehmen.

9.3.3 Allein-/Paarwohnen als Sonderform betreuten Wohnens

Diese Wohnform greift die Bedürfnisse junger Mütter mit Kindern oder in der Einrichtung entstandene oder in die Einrichtungen kommende Paargemeinschaften auf. Es ist ein letzter Schritt der Abnabelung von der bisherigen Gruppe und soll in erster Linie die Selbständigkeit der Jugendlichen fördern. Auch in dieser Wohnform leben Mütter und deren Kinder mit anderen Müttern und deren Kindern zusammen, wie auch Paare mit anderen Paaren zusammen leben. Das Zusammenleben ist dabei ähnlich dem der betreuten Wohngemeinschaft strukturiert. Es verweist damit sowohl die Bewohner als auch das Mitarbeiter-team in die gleichen Rechte und Pflichten.

Damit keine Isolation entsteht, ist auch hier der Kontakt zu anderen Gruppen erwünscht.

Der Wechsel von in der Einrichtung entstandenen Paarbeziehungen in die Wohnform für Paare orientiert sich an der betreuten Wohngemeinschaft, sollte

²⁵ Die untere Altersgrenze ergibt sich aus der Gesetzeslage, die den Grad der möglichen Selbständigkeit an das 16. Lebensjahr bindet.

zunächst auf Probe erfolgen und durch das Mitarbeiterteam intensiv begleitet werden.

Ziel ist, Jugendliche aus einer familienähnlichen Gruppe so weit zu begleiten, dass sie sich aus den Bezügen ihrer sozialen Familie auf Zeit schließlich abnabeln und zunächst in einer betreuten Wohngemeinschaft innerhalb der Einrichtung, später auch in noch größerer Selbständigkeit leben.

Bei Unsicherheiten darüber, wie weit ein Jugendlicher für einen nächsten Schritt in die Selbständigkeit motiviert und in der Lage ist, wird im Vorfeld eine Probezeit festgelegt, nach der über zusätzlichen Unterstützungsbedarf oder aber über eine Revision entschieden wird.

Es ist für die Jugendlichen möglich, die Gruppe wie auch die Art der Gruppenstruktur zu wechseln, wenn trotz Gruppengesprächen und Intervention durch das Mitarbeiterteam keine andere Lösung erarbeitet werden kann.

9.3.4 Betreutes Einzelwohnen – eine Möglichkeit der Nachsorge

Die Einrichtung bietet in zehn nicht möblierten Appartements mit Wohnraum, Küche und Bad Jugendlichen ab dem 18. Lebensjahr die Möglichkeit des betreuten Einzelwohnens an, wenn diese die Einrichtung verlassen können. Auf diese Weise kann Jugendlichen eine Möglichkeit erschlossen werden, über die Form ihrer weiteren Verselbständigung selbst zu entscheiden.

Diese Wohnform ist zum einen durch weiter gesteigerte Anforderungen an Selbständigkeit und Eigenverantwortung geprägt – in diesem Angebot erhalten die Bewohner „Schlüsselgewalt“ und Hausrecht. Die, wenn auch separate, aber doch auch räumliche und organisatorische Einordnung der Wohnungen in die Einrichtung gewährleistet jedoch zugleich noch den Schutz und das Zugehörigkeitsgefühl zu der Einrichtung als Gemeinschaft. Sie unterscheidet sich damit nochmals von Außenwohngruppen, in denen die Jugendlichen schließlich gelöst von der Einrichtung leben.

Das betreute Einzelwohnen ist ein wichtiges Übungsfeld, in dem die in den vorangehenden Wohnformen und Einrichtungsangeboten erworbenen und erprobten Fähigkeiten und Fertigkeiten nunmehr unter den Bedingungen des Einzelwohnens geprüft werden können.

9.4 Umgang mit Konflikten

In der pädagogischen Arbeit der Einrichtung wird bewusst von einer ausschließlich negativen Wahrnehmung von Konflikten Abstand genommen. Oft

übersehen wird mit solcher Sichtweise, dass Konflikte auch Chancen und Notwendigkeiten für Persönlichkeitsentwicklung beherbergen können. Es wird deshalb ausdrücklich von einem konstruktiven Konfliktbegriff ausgegangen, durch den Konflikte als wesentlich für das soziale Lernen von Kindern und Jugendlichen verstanden und durch den der Konfliktbewältigung ein enormes Lern- und Wachstumspotential zugesprochen wird, das pädagogisch aktiv zu nutzen ist²⁶.

Viele Jugendliche kennen als Problemlösungsmittel nur Gewalt. Sie haben dies im Elternhaus, aus den Medien oder in ihrer individuellen Lebensgeschichte als einzig Erfolg versprechende Strategie kennen- und umsetzen gelernt. In der Einrichtung wird deshalb davon ausgegangen, dass die Aneignung von Konfliktlösungskompetenzen ein wichtiger Bereich pädagogischen Arbeitens ist, der gezielt und klar strukturiert zu vermitteln ist. Zu den Lernzielen gehört, dass die Jugendlichen ein Grundwissen über Konflikte, deren Ursachen und Entwicklungsmuster erlernen, Konfliktursachen versachlicht wahrnehmen und analysieren können, fähig sind, Lösungsstrategien ohne Gewaltanwendung zu entwickeln und sich selbst als verantwortlich und fähig für die Bearbeitung von Konflikten, von denen sie selbst und ihr soziales Umfeld betroffen ist, erleben.

Diesen Lernzielen ist auch das pädagogisch-methodische Inventar anzupassen. Im Mitarbeiterteam sind klare Verfahrensregeln dazu aufzustellen, wie in der Einrichtung die Aneignung geeigneter Konfliktlösungskompetenzen aktiv und methodisch gesichert gefördert werden soll. Als eine Form, an die sich dabei angelehnt werden kann, wird hier auf die Mediation verwiesen. Mit ihren Grundideen und ihrem methodischen Ansatz ist sie durchaus geeignet, als Modell für pädagogische Strategien zu dienen, mit denen auch in der Einrichtung gearbeitet werden kann.

9.5 Die Förderung von Copingkompetenzen

Die erfolgreiche Bewältigung von Entwicklungsaufgaben im Jugendalter setzt voraus, dass der Jugendliche im Rahmen der dabei notwendigen Auseinandersetzungsprozesse zugleich wichtige Problemlösungsstrategien kennen lernt, diese weiter entwickelt und sich als Lebenskompetenz aneignet.

Erfolgreiches Coping wird zur zentralen Herausforderung jugendlicher Entwicklung. Der Umgang mit belastenden Situationen und deren Bewältigung durch die Jugendlichen braucht deshalb die besondere Aufmerksamkeit und Unterstützung durch das Mitarbeiterteam.

²⁶ Ausführlich dazu im Anhang „Gruppenkonflikte als Lernfelder“

In der Einrichtung werden die Jugendlichen in diesem Prozess durch das Mitarbeiterteam nicht nur beraten und begleitet. Wenngleich alle Angebote der Einrichtung immer auch die Auseinandersetzung mit Problemen, das Suchen nach geeigneten Bewältigungsstrategien und die Korrektur ungeeigneter Lösungsansätze anregen und unterstützen, erhalten die Jugendlichen darüber hinaus die Möglichkeit, sich über spezielle Methoden mit Lösungsstrategien vertraut zu machen. Diese stützen sich insbesondere auf Konzepte, die rund um das Phänomen „Coping“²⁷ entstanden sind.

Für viele in der Einrichtung lebende Jugendliche kann davon ausgegangen werden, dass ungünstige personale und soziale Bedingungen dazu geführt haben, dass sie über unzureichende oder unangemessene Handlungskompetenzen verfügen, um den konkreten Problemkonstellationen des jugendlichen Individuations- und Integrationsprozesses gewachsen zu sein. In der Einrichtung wird deshalb dem Erlernen von Handlungskompetenzen besondere Aufmerksamkeit geschenkt.

In der konkreten Umsetzung geht es darum, den Jugendlichen gezielt Wissen und Kenntnisse zu vermitteln, wie Probleme wahrzunehmen und zu analysieren sind, damit daraus Lösungsvarianten entwickelt werden können. Darauf kann sich jedoch die Unterstützung der Entwicklung von Copingstrategien nicht beschränken: „Hinsichtlich des kognitionsorientierten Ansatzes kann beispielsweise festgestellt werden, dass ein angemessener Wissensstand zwar eine notwendige, aber keine hinreichende Voraussetzung für den Aufbau adäquaten Bewältigungshandelns ist. ... Daher ist ein Einbezug weiterer Maßnahmen zum Aufbau von Bewältigungskapazitäten neben der Wissensvermittlung geboten.“ (Larisch und Lohaus 1997)

Die Möglichkeiten, die Entwicklung von Coping zu unterstützen, ergeben sich in vielfältigen Alltagsbezügen und können z. B. im Rahmen begleiteter Amtsgänge, über das gezielte Trainieren von Umgangsformen oder auch einfach nur in einer Beratung zu Modefragen vom Mitarbeiterteam aktiv realisiert werden.

Besonders Augenmerk hat zudem der Entwicklung von Selbstwirksamkeit²⁸ zu gelten. Die pädagogische Arbeit des Mitarbeiterteams zielt darauf, die Jugendlichen zu befähigen, auf der Grundlage vorhandenen Wissens über sich

²⁷ Unter Coping wird das „Fertigwerden (mit Problemen)“ und damit das (erfolgreiche) Umgehen mit Anforderungen verstanden. Bezogen auf die Lebensphase Jugend werden in diesem Konzept die Entwicklungsaufgaben des Jugendalters als potentielle Stressoren gesehen, die in Abhängigkeit von ihrer Anzahl, Wichtigkeit und den vorhandenen Handlungskompetenzen tatsächlichen Stress verursachen können, der das physische, psychische und soziale Gleichgewicht erheblich stören kann. Für Gesundheit und Gesunderhaltung sind deshalb die erfolgreiche Entwicklung und Umsetzung von Copingstrategien unerlässlich.

²⁸ Diese beinhaltet z. B. Wissen über die eigene Kompetenz, die Fähigkeit zur Selbstbeobachtung, das Vertrauen in die eigenen Bewältigungsmöglichkeiten.

und die Umwelt realistische Erwartungen aufbauen, Ereignisse interpretieren und eigene Fähigkeiten kalkulieren zu können. Dazu wird gezielt und ausgewogen mit externen Konsequenzen (materielle oder soziale Verstärker) als auch mit internen Verstärkern (Selbstbewertung bzw. Selbstkritik) gearbeitet.

Dabei wird wichtig, dass sich das Mitarbeiterteam bewusst mit der Art und Weise auseinandersetzt, mit der Jugendliche ihre bisherigen Erfahrungen mit fehlgeschlagenen Bemühungen einer Problembewältigung verarbeiten. Immer wiederkehrende Erfahrungen dieser Art beherbergen in sich die Gefahr, dass sie sich in der Selbstwahrnehmung zu Überzeugungen von einer geringen Copingkompetenz verdichten, die in eine geringe Kompetenzerwartung bei der Bewältigung künftiger Belastungssituationen münden. Es ist daher wichtig, den Jugendlichen bei der Suche nach realistischen Zielen und der Entwicklung eines adäquaten Bewertungssystems für Erfolg und Misserfolg zu unterstützen.

Für die Gestaltung von Interventionsmöglichkeiten ergibt sich daraus die pädagogische Aufgabe, immer bezogen auf die jeweils individuell unterschiedlichen Leistungskapazitäten Ziele und Bewertungsmaßstäbe vorzugeben.

Das Methodeninventar eines sozialen Trainings für Jugendliche

Für die gezielte und strukturierte Förderung von Entwicklungsprozessen rund um Coping, Copingstrategien und Selbstwahrnehmung haben sich in der pädagogischen Praxis bereits eine Vielzahl von Methoden (u. a. Rollenspiele²⁹, Theaterpädagogik) bewährt.

Als eine Möglichkeit, den Jugendlichen ein spezielles Angebot für das Kennenlernen und Üben von Problemlösungsstrategien zu unterbreiten, wird hier auf das von Petermann & Petermann (1996) entwickelte (therapeutische) Training für verhaltensauffällige Jugendliche verwiesen. Es bietet mit seinem Herangehen, seinen Komponenten und den bisher nachweisbaren Effekten eine Vielzahl von Anregungen, wie in der Einrichtung Jugendliche bei der Bewältigung wesentlicher Entwicklungsaufgaben gezielt unterstützt werden können.³⁰ In das Zentrum der Förderung rückt dabei die Unterstützung bei der Entwicklung personaler Kompetenz in Form von Selbstwahrnehmung, Selbstregulation, Selbstverwirklichung und sozialer Kompetenzen in Form von Fähigkeiten, soziale Situationen adäquat wahrzunehmen, zu strukturieren sowie das Beherrschende angemessener Interaktion und Kooperation.

²⁹ Hier werden nachgestellte reale Situationen als Handlungsaufgabe inszeniert und dann mit wechselnder Rollenverteilung geprobt. Ein Beispiel ist das Einstellungsgespräch zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Der Jugendliche hat die Möglichkeit, die gleiche Situation aus beiden Perspektiven zu erleben und so über sein eigenes Handeln zu reflektieren.

³⁰ Vergleiche ausführlich dazu im Anhang „Problemlösungsstrategien und die Bewältigung von Entwicklungsaufgaben im Jugendalter“.

9.6 Lern- und Bildungsprozesse in der Einrichtung

Jugendliche, die in der Einrichtung Aufnahme gefunden haben, sind gegenüber Lern- und Bildungsprozessen nicht naiv, sondern haben in ihrem Leben bereits vielfältige Erfahrungen mit Anforderungen an Lernen und mit Institutionen, die diese Forderungen tragen, gemacht. In der Folge wurde vielen Jugendlichen zumeist ein mangelndes Interesse an Lernen und Bildung sowie Erfolglosigkeit, den an sie gestellten Anforderungen unter den gegebenen Bedingungen gerecht zu werden, bescheinigt.

Wir gehen davon aus, dass über die Zukunftschancen der Jugendlichen nicht nur „formelle Bildungsangebote“ entscheiden, sondern vor allem auch „informelle Bildung“, die sich im Alltag von Familien und Gruppen, Nachbarschaft, Kultur, Freizeit und Jugendarbeit vollzieht, werden Voraussetzungen für eine produktive Lebensbewältigung geschaffen (vgl. Keupp 2004).

Ausgehend von diesem breiten Verständnis von Bildung, das dieser Einrichtung zugrunde liegt, kann sich das Mitarbeiterteam in seinem Verstehen der Ursachen und Einflussfaktoren bisheriger Lernprozesse von Jugendlichen nicht allein auf die Interpretation anamnestischer Daten stützen. Vielmehr wird der pädagogische Prozess von der Absicht bestimmt, aus dem Lebenslauf eines Jugendlichen zu ermitteln, welche Erziehung, welche Hilfen und welche Lernangebote ein Jugendlicher zu einem bestimmten Zeitpunkt seines Lebens braucht.

Zur Gestaltung von Lernprozessen

Pädagogische Prozesse werden durch das Mitarbeiterteam so gestaltet, dass der Jugendliche diese als etwas versteht, das für ihn Bedeutung hat, weil sie ihn seine Gegenwart befriedigend erfahren lassen und ihm Zukunft eröffnen. Grundlegendes Vertrauen in die Lernenden, in ihre Selbständigkeit und in ihre Eigenverantwortlichkeit, ohne die Jugendlichen mit ihren Entscheidungen allein zu lassen, werden dabei Voraussetzung pädagogischer Arbeit.

Ausgehend von dem hier zugrunde gelegten breiten Verständnis von Bildung ist mit pädagogischen Methoden vor allem in die Entwicklung von Motivation für Lernen und Bildung und mit dieser Intention auch in die Steuerung von Gruppenprozessen einzugreifen. Inhalte und Formen von Lernprozessen müssen der gegenwärtigen und der zukünftigen Lebenswirklichkeit der Schüler Rechnung tragen. Neben den durch Schule und Berufsausbildung formulierten Vorgaben wird eine große Bedeutung auch Erfahrungsfeldern und Übungen zur sozialen Integration und der Vermittlung von Arbeits- und Lerntechniken eingeräumt. Zurückgegriffen wird dabei auch auf eine möglichst große Palette außerschulischer Lerninhalte (z. B. Maschineschreiben, Sport, Tanz, Rettungsschwimmer-Grundschein, Kosmetik, Labortätigkeit, Werkstätten, Feste feiern

lernen, Geld einteilen, Einkaufen und Kochen, Lesen von Fahrplänen oder auch die Gestaltung eines Flohmarktes). Diese Vielfalt bietet die Chance, dass jeder Jugendliche aus vielen Möglichkeiten die Beste für sich auswählen kann, mit der er schließlich erfolgreich seine Lernziele erreicht.

Herausforderungen an das Pädagogen-Team

Zentrale Herausforderung bei der Gestaltung von Lern- und Bildungsprozessen in dem hier beschriebenen umfassenden Sinne ist die bewusste Gestaltung gruppenspezifischer Prozesse, mit denen die hohe Wertschätzung und Priorität von Lernen und Bildung im Jugendalter und damit für die in der Einrichtung lebenden Jugendlichen, aber auch für das hier arbeitende Pädagogen-Team immer wieder bewusst gemacht und unterstrichen wird.

Zugleich gilt es, mit jedem einzelnen Jugendlichen individuell zu arbeiten, dabei den jeweiligen persönlichen Zielen und Wegen Respekt entgegen zu bringen und deren erfolgreiche Umsetzung zu unterstützen.

Unverzichtbar bei der pädagogischen Gestaltung umfassender Lernprozesse ist ein einheitliches und abgestimmtes Vorgehen aller daran Beteiligten – von den assistierenden technischen und Verwaltungsmitarbeitern über das Pädagogen-Team bis hin zur Geschäftsleitung – das durch geeignete Maßnahmen immer wieder herzustellen und abzusichern ist.

Zentrale Bereiche, in denen das Mitarbeiterteam Lernen und Bildung gezielt fördert und unterstützt sind:³¹

- Das Heranführen der Jugendlichen an den Schulbesuch
- Die Begleitung des Schulbesuchs und das Fördern eines Schulabschlusses
- Die Phase der Orientierung/Ausbildungsfindung
- Die Phase der Berufsfeldorientierung
- Die Phase der Berufsausbildung
- Die Unterstützung von Fortbildung/Weiterbildung
- Die Phase der beruflichen Integration bzw. Reintegration

Chancen für eine erfolgreiche soziale Integration der oftmals als besonders problematisch stigmatisierten Jugendlichen auch weit über die Einrichtung hinaus setzen eine offene und tolerante Grundhaltung von Nachbarschaften, Arbeitsteams, Sportvereinen und allen Institutionen, die das soziale Milieu in einem Sozialraum mitprägen, voraus. Deshalb gilt es, durch die Öffnung der Einrichtung nach außen und durch die Mitarbeit an nachbarschaftlichen Projekten und Veranstaltungen nicht nur einer Stigmatisierung durch die Öffentlichkeit entgegen-

³¹ Ausführlich dazu siehe Anhang „Zur konzeptionellen Verankerung von Lern- und Bildungsprozessen“.

genzuwirken, sondern möglicherweise durch Patenschaften auch zusätzliche Ressourcen für die Entwicklungsprozesse der Jugendlichen zu erschließen.

9.7 Lernen in erlebnispädagogischen Settings

Erlebnisse sind ein Mittel, Denkanstöße zu Verhaltensänderungen zu provozieren und arbeitsfähige Beziehungen zu ermöglichen. Bei aller Vielfalt in der konkreten Umsetzung stimmen erlebnispädagogische Angebote im Grundanliegen darin überein, dass es fast immer um Selbsterfahrungslernen, ganzheitliches Lernen, um Lernen in der Gruppe und Lernen an realen Situationen geht (vgl. Herrmann 2001). Diese Lernsituationen sind insbesondere für Jugendliche, die an anderen Formen des Lernens (z. B. ausschließliche kognitive Wissensvermittlung durch Frontalunterricht) oft scheitern, Alternativen, sich wieder für Lernprozesse zu öffnen³². Erlebnispädagogische Ansätze sind deshalb in alle Bereiche der Einrichtung zu übernehmen.

Das Mitarbeiterteam sucht nicht nur aktiv nach Möglichkeiten für Lernen über Erleben, sondern gestaltet gezielt Zugangsmöglichkeiten zu diesen Lernformen. Zurückgegriffen wird damit auf das Methodenarsenal der Gestaltungspädagogik, das seine Eignung als Lern- und Erlebnismöglichkeit bereits in Suchttherapien unter Beweis gestellt hat³³.

Die Arbeit mit mittelalterlichen Milieus

Neben diesem Grundansatz, möglichst umfassend und in vielen Alltagssituationen auf die Potentiale des Selbsterfahrungslernens, ganzheitlichen Lernen in der Gruppe und an realen Situationen zurückzugreifen, werden in der Einrichtung gezielt erlebnispädagogische Ansätze genutzt, die explizit mit sozialen Milieus und Gemeinschaftsleben arbeiten (z. B. Ritterleben, Slawendorf).

Diese sind besonders geeignet, um Problembündelungen bei Kindern und Jugendlichen zu entwirren und bestimmte Entwicklungsimpulse zu setzen:

³² Ausführlich dazu siehe Anhang „Zur konzeptionellen Einbindung von Erlebnispädagogik in der Einrichtung“.

³³ Mit einfachen Mitteln gilt es, kreativ organisierte Erlebnisse zu initiieren (z. B. Sinnespfad-Parcours) und darüber hinaus Sport, Fitness, Musik, Rollenspiele, Theater, Keramik- und Holzwerkstatt als Teile zu profilieren, Schließlich beherbergen ganz "normale" Freizeitbeschäftigung wie Fahrrad fahren und reparieren, spazieren gehen und die Natur bewusst wahrnehmen und reflektieren sowie einen Sonnenauf- oder -untergang erleben die Möglichkeit, diese zum Erlebnis werden zu lassen. Besonders im Jugendalter ist auch die erste Liebe eine Variante, neuen Lebenssinn entdeckend zu erleben.

- Die Gestaltung der Eingewöhnungsphase in überschaubarer Lage und unter nichtalltäglichen Bedingungen erleichtern das Ankommen und das Finden in neue Handlungsmuster. Über den historischen Bezug können auch schwierige Themen (die zeitweilige Abstinenz von TV, PC und Handy, notwendig werdende Kontaktunterbrechungen) ohne vordergründige Beauftragung und Sanktionsandrohung gemanagt werden.
- Eine entfernte Hütte kann als Weglaufhaus fungieren und ein Angebot für Rückzug und Neutarieren von Nähe – Distanz bieten.
- Überwindung von Verweigerungshaltungen in Bezug auf Lernen und Wissensaneignung (Lernen "ohne Schule") und in der Folge Stärkung des Selbstvertrauens durch Erfolgserleben.
- Beziehungsentwicklung und Kontaktaufnahme durch Offenheit und Zeit
- Sensibilisierung für das Abenteuer „Alltag“ im Sinne von Fortschritt durch Rückschritt beispielsweise durch das Ausüben einfacher Tätigkeiten wie Feuer anzünden und erhalten, Wasser holen, Mehl mahlen, Essen vorbereiten und kochen, backen, Holz und Metall bearbeiten, Schmieden, Bau von Werkzeugen, Nähen, Weben.
- Gemeinschaft durch gleiche Interessen wie Arbeit, Essen, Schlafen, Unterkunft und Spielen sowie durch erforderliche Absprachen erleben und die eigenen Möglichkeiten bei der Gestaltung von Gemeinschaft erfahren.
- Verbesserung der Wahrnehmung eigener und anderer Interessen
- Alternatives Werte- und Bezugsbild
- Übernahme von Verantwortung für sich und die Gruppe
- Förderung von Selbständigkeit
- Absprache und Einhaltung von Regeln des Umganges und der Konfliktbewältigung

Ein mittelalterlicher Lern- und Erlebnisort erfordert eine sorgfältige Vorbereitung und kann und soll durch Learning by doing entstehen (Hausbau, Anfertigung von Kleidung und Arbeitsmitteln, Anbau von Nahrungsmitteln). Darüber hinaus werden der Umgang mit Tieren (Hunde, Pferde, Schafe, Ziegen, Hühner usw.) ebenso wie der Anbau von Obst, Gemüse und Kräutern für die Selbstversorgung der Einrichtung zu einer Brücke zwischen kriegerischer und alltäglicher Erlebniswelt gestaltet, die die Erfahrungen, die in der „alten“ Welt vermittelt werden, in ihrer Relevanz für die „neue“ Welt verdeutlichen helfen.

9.8 Tiere in der pädagogischen Arbeit

Um einerseits pädagogische Interventionen sinnvoll unterstützen zu können, andererseits Freizeitgestaltungsmöglichkeiten zu schaffen und nicht zuletzt den Suchprozess nach neuen Interessen und Neigungen zu fördern, ist in der Einrichtung eine Tierhaltung vorgesehen.³⁴

Von dem Einbezug einiger Tiere in den Alltag der Einrichtung können die Jugendlichen in vielfältiger Hinsicht profitieren. Der Umgang mit einem Tier hat positive Wirkungen auf das körperliche und seelische Befinden und kann dem Jugendlichen Wege zu einem angemessenen sozialen Umgang mit anderen aufzeigen.

Das Bedürfnis der Menschen mit Tieren in Kontakt zu treten, hat evolutionsgeschichtliche Hintergründe, die eine pädagogische Arbeit maßgeblich unterstützen. Aufgrund der Natürlichkeit/„Echtheit“ eines Tieres fassen viele Jugendliche leichter Vertrauen zu Tieren und können zu diesen besser als zu Menschen eine Beziehung aufbauen. Schon die Bereitschaft des Mitarbeiterteams, in diesen Beziehungen auch eine Partnerschaft zu sehen, ermöglicht den Einbezug von Tieren in pädagogische Interventionen.

Bezugnehmend auf die Problemlagen der Jugendlichen bietet die Arbeit mit Tieren vielseitige Hilfe- und Unterstützungsmöglichkeiten bei der Bewältigung von Entwicklungsaufgaben. In diesem Zusammenhang gehören zu den Lernzielen u. a. die Entwicklung von Änderungsmotivationen durch das Tier, Kommunikations-/ Beziehungsübungen mit dem Tier und Übernahme von Verantwortung für das Tier.

Das Mitarbeiterteam der Einrichtung nimmt aktiv darauf Einfluss, dass die pädagogischen Möglichkeiten des Umgangs mit Tieren gezielt erschlossen werden. So kann die Sorge um ein Tier helfen, strukturierte Tagesabläufe zu erlernen und die Übergabe von Betreuungsaufgaben fördert die Übernahme von Verantwortung.

In diesem Zusammenhang sind Verfahrensregelungen zu entwickeln, in denen klar dargelegt wird, wie und mit welcher Zielstellung welche Tiere in die pädagogische Praxis einbezogen werden und in welchen Rahmenbedingungen dies erfolgen soll. Daraus ergeben sich zugleich klare Orientierungspunkte, welche Tiere unter den gegebenen Rahmenbedingungen der Einrichtung sinnvoller Weise zu halten sind.

³⁴ Ausführlicher siehe dazu Anhang „Tieren in der pädagogischen Arbeit der Einrichtung“

9.9 Zum Umgang mit Macht und Gewalt

Innerhalb der Lebensphase „Jugend“ werden Macht und Gewalt zu besonderen Themen³⁵, denen Jugendliche nicht nur eine besondere Aufmerksamkeit schenken und für die sie eine besondere Sensibilität entwickeln. Mit den Phänomenen Macht und Gewalt setzen sich Jugendliche zugleich in besonderer Weise auseinander. Für die Persönlichkeitsentwicklung der Jugendlichen ist es wichtig, dass sie ihre eigene Identität und ihren eigenen Lebensentwurf in unterschiedlichen Beziehungsdimensionen u. a. auch in gegebenen Machtgefügen erproben können und dazu Rückmeldungen erhalten. Insofern prägen die dabei gesammelten Erfahrungen die Persönlichkeitsentwicklung der Jugendlichen. Auch aus diesem Grunde ist es wichtig, zu einem bedachten Umgang mit Macht in der Einrichtung zu finden, der den Jugendlichen eine förderliche Rückmeldung in Bezug auf Perspektiven für ihre Person und ihren Lebensweg verschafft. Die besondere Verantwortung des Mitarbeiterteams im Umgang mit der ihm gegebenen Macht ergibt sich zugleich daraus, dass es mit seinem Handeln Orientierungspunkte und gesellschaftsfähige Modelle für den Umgang mit Macht anbietet und, gewollt oder nicht, zum Partner für Auseinandersetzungen zu diesen Themen wird.

Der Gestaltung der Beziehungen zwischen Jugendlichen und Pädagogen wohnt in Bezug auf das darin bestehende Machtverhältnis eine besondere Brisanz inne: Jugendliche befinden sich allein durch den Altersunterschied gegenüber dem Mitarbeiterteam immer in einer eher benachteiligten Position. Diese altersbedingte Diskrepanz wird zusätzlich durch das Fachwissen, welches das Mitarbeiterteam besitzt, verstärkt. Folgerichtig entwickelt sich oft ein Machtverhältnis zu Gunsten der Erwachsenen, deren Fähigkeiten in vielen Bereichen ausgereifter sind. Als Besonderheit bei der Arbeit mit Drogen konsumierenden Jugendlichen kommt schließlich dazu, dass diese vielfach als defizitäre Suchtpersönlichkeiten wahrgenommen werden. Folge eines solchen Menschenbildes ist, dass sich die Klienten in „klageunfähigen Positionen“ wiederfinden, deren Kritiken, Einwände und Zurückweisungen mit Verweis auf „... typische Züge einer Suchtpersönlichkeit“ abgewertet, ignoriert und nicht anerkannt werden müssen. Das Mitarbeiterteam der Einrichtung könnte sich somit in einer dreifach gestärkten Machtposition sehen – ein Wahrnehmungsmuster, das immer wieder kritisch zu reflektieren ist³⁶.

³⁵ Ausführlich dazu siehe Anhang „Zum Umgang mit Macht und Gewalt innerhalb der Einrichtung“

³⁶ Macht stellt sich jedoch immer auch als Resultat eines gegenseitigen/wechselseitigen Prozesses dar – nur die Akzeptanz der Macht der einen Seite durch die andere Seite sichert in weiten Teilen überhaupt Machtkonstellationen ab. Das bekommen Pädagogen immer dann zu spüren, wenn sie bei Jugendlichen auf Widerstand treffen, den sie nicht mit den herkömmlichen Mitteln brechen

Ein sorgsamer Umgang mit den gegebenen Machtverhältnissen in der Einrichtung legt nahe, diesem Gefüge offensiv Rechnung zu tragen. Daraus leitet sich folgerichtig das Gebot des Aushandelns von Entscheidungen ab, mit dem der natürlich gegebenen Machtkonstellation weitgehend entsprochen wird. Die dazu genutzten Formen und Rahmenbedingungen sind in Abhängigkeit vom Alter, Geschlecht und dem individuellen Entwicklungsstand des Jugendlichen zu gestalten.

In Abkehr von dem traditionellen Menschenbild der Suchtkrankenhilfe und zur Prävention von Machtmissbrauch von Seiten der Institution gilt es zudem, in der Einrichtung Raum für Kritik, Forderungen und Einwände der Jugendlichen zu schaffen. Es ist ein Beschwerdemanagement und demokratische Formen des Aushandelns von Entscheidungen zu etablieren (z. B. in Form eines Kummerkastens oder anonymer Fragebögen), mit denen Mitsprache, Mitentscheidung und Mitverantwortung geübt werden können.

Wenngleich eine derartige Praxis die gegebenen Machtstrukturen in der Einrichtung anerkennt und sich bemüht, diese produktiv für die pädagogische Arbeit zu nutzen, wird durch das Mitarbeiterteam jedoch auf die Einhaltung von Grenzen in der Anwendung von Macht und Gewalt aktiv eingewirkt. Diese bestehen in der klaren Absage an körperliche und verletzende verbale Gewalt, egal ob diese zwischen Jugendlichen untereinander oder zwischen Jugendlichen und Erwachsenen stattfindet. In solchen Fällen ist es notwendig, Grenzen zu ziehen und möglichst schnell einzugreifen, um „Schlimmeres“ zu verhindern. In diesem Zusammenhang gilt es, verbindliche Verfahrensregeln und Handlungsoptionen für das Mitarbeiterteam zu entwickeln, mit denen es im Fall von Eskalationen eine gesicherte Grundlage zum Eingreifen in tätliche Auseinandersetzungen hat.

Zur pädagogischen Arbeit mit der Hausordnung³⁷

Das Grundverständnis zum Umgang mit Macht und Gewalt spiegelt sich auch in Konkretisierungen wider, wie u. a. der Gestaltung der Hausordnung. Dabei ist zu beachten, dass Regeln in ihrer konkreten Ausgestaltung immer das Zusammenleben in der Einrichtung „formen“ und mit den mit ihnen transportierten Aussagen auch den einzelnen Jugendlichen prägen. Besondere Aufmerksamkeit gilt deshalb der Reflexion der Regeln in Bezug auf mögliche oder innewohnende Diskriminierungen und Stigmatisierungen. Maßstab dabei ist, dass

können. Hier stellt sich die Frage, wie weit Macht durch das Mitarbeiterteam ausgehalten werden sollte, um den Jugendlichen die Chance auf Entwicklung eines „eigenen Kopfes“ zu ermöglichen. In dieser offenen Form tritt die zweiseitige Machtkonstellation aber eher in Ausnahmefällen zutage; diesbezüglich überwiegt wohl mehr eine subtile Art und Weise der Machtregulation.

³⁷ Ausführlich dazu siehe Anhang „Normen und Sanktionen bei der Gestaltung des Zusammenlebens in der Einrichtung – die Hausordnung“

sich der Jugendliche nach dem Aufenthalt in der Einrichtung in der Gesellschaft mit ihren Freiheiten, aber auch mit ihren Grenzsetzungen zurechtfinden muss. Das Regelwerk in der Einrichtung darf Jugendliche daher nicht über- und nicht unterfordern.³⁸

Deutlich wird, das im Prozess der Erarbeitung von Regeln nicht nur das Prinzip der Verhältnismäßigkeit zu wahren, sondern auch der Zweck der Regel, deren Erforderlichkeit, Geeignetheit und Angemessenheit zu hinterfragen sind.

Die Funktionen der Hausordnung

Als Maßstab für die Geeignetheit und Angemessenheit der Hausordnung gilt, wieweit sie den folgenden Funktionen gerecht wird:

- Die Hausordnung versteht sich als unterstützende Hilfe für den Jugendlichen bei seiner Suche nach Orientierung und Verhaltensmaßstäben.
- Sie ist ressourcenorientiert und gibt dem Jugendlichen Hilfe zu mehr Selbstverantwortung.
- Sie ist Instrument zur autonomen Gestaltung des Zusammenlebens in der Einrichtung.
- Sie ist Instrument der Qualitätssicherung und Qualitätsentwicklung.
- Die Hausordnung zielt vor allem auf das, was in der Einrichtung gewünscht ist, dient aber auch der Prävention von Fehlverhalten und Abweichungen.
- Sie besitzt Allgemeingültigkeit und ist damit Empfehlung und Verhaltensvereinbarung sowohl für die Klienten der Einrichtung als auch für das Mitarbeiterteam.

Folgerichtig hat das für die Einrichtung geltende Regelwerk folgenden Ansprüchen zu genügen:

- Damit Regeln anerkannt/akzeptiert werden, sollten sie allgemeingültig sein.³⁹
- Im Regelwerk muss Freiraum vorhanden sein, um Individualität und Besonderheiten des jeweiligen Jugendlichen berücksichtigen zu können⁴⁰.

³⁸ Ein gänzlich Fehlen von Regeln in der Einrichtung überfordert Jugendliche oft, steht deren Bedürfnis nach Orientierung und Klarheit entgegen und kann auch als Vermeiden von Konfrontation gedeutet werden. Wird dagegen jeder „Lebensbereich“ durch das Regelwerk erfasst und vorgegeben, läuft dies auf das Schaffen einer „totalen Institution“ hinaus. Wie in allen derartig strukturierten Einrichtungen verhindert das Ausüben von Macht in Form von Feststellungen und Anweisungen: „... wir sind die Einrichtung und wissen was zu tun ist, was dir gut tut und vor allem was nicht ...“ die individuelle Entwicklung der Jugendlichen. Wer dieses System in einer Einrichtung „übersteht“, hat vor allem gelernt sich anzupassen. Die Möglichkeiten, sich im Rahmen seiner Ressourcen zu entwickeln und sich an Neuem zu versuchen, sind damit jedoch sehr eingeschränkt.

³⁹ Wenn Rauchen im Zimmer der Jugendlichen verboten ist und sich die Erlaubnis zu rauchen auf einen möglichen Raucherraum beschränkt, sollte dieses auch für die Mitarbeiter gelten – damit ist das Rauchen dann in den Büros tabu und nur auf den Raucherraum beschränkt.

⁴⁰ Schon die weite Altersspanne der aufzunehmenden Jugendlichen (12-24 Jahre) verweist darauf, dass nicht für alle die gleichen Rechte und Pflichten gelten und mit egalitären Sanktionen

- Unabweisbar ist die Transparenz der Regeln. Neben der Funktion, die Folgen des Fehlverhaltens zu verdeutlichen, muss auch erklärbar sein, warum über einzelne Jugendliche und damit individuell entschieden werden kann.
- Die Regeln und die festgelegten Sanktionen müssen gerecht sein. Die Konsequenz aus einem Regelverstoß muss nachvollziehbar und angemessen sein. Unverhältnismäßige Strafen führen eher dazu, dass der Jugendliche sein Tun nicht aus freiem Willen verändert, sondern unter fremdbestimmtem Druck. Eine solche Anpassung kann nur ein erster Anfang in Richtung einer anzustrebenden Entwicklung sein, deren Ziel aber die eigenverantwortete Geschäfts- und Gesellschaftsfähigkeiten des einzelnen ist.
- Die Sanktionen dürfen keinen Strafcharakter im Sinne von zu entrichtenden Strafgeldern o. ä. haben. Die Sanktion zielt auf einen positiven Effekt in dem Sinne, dass nachvollzogen und verstanden werden kann, dass Fehlverhalten nicht der richtige Weg ist, auf bestimmte Anforderungen zu reagieren. Nur dann erhält der Jugendliche Impulse für seine Entwicklung und kann mit der Einrichtung kooperieren.

Die Hausordnung als Ergebnis eines Erarbeitungsprozesses

Als Grundordnung für das Leben in der Einrichtung sollte die Hausordnung Ergebnis eines gemeinsamen Erarbeitungsprozesses sein, bei dem alle Vereinbarungen letztlich einvernehmlich zwischen den Jugendlichen und dem Mitarbeiterteam festgelegt werden. Dies fordert zum einen die Jugendlichen auf, sich selbst damit auseinander zu setzen, wie sich das Zusammenleben in der Einrichtung gestalten soll. Ein solcher Erarbeitungsprozess fordert zum anderen aber auch das Mitarbeiterteam auf, seine Sicht zu erklären und wirkt damit dem Vorwurf einer „totalitären Institution mit Allmacht der Mitarbeiter“ entgegen. Dieser gemeinsame Erarbeitungsprozess wirkt auch dann nachhaltig weiter, wenn die Arbeit an der Hausordnung zu einem vorläufigen Abschluss gekommen ist, in dem er auch für alle nachfolgenden Gruppen eine neue Form von Verständnis sichert.

9.10 Bewältigung jugendlicher Entwicklungsaufgaben⁴¹

9.10.1 Beziehungs- und Kommunikationsfähigkeiten

Das Verhalten des Mitarbeiterteams und die geschaffene Struktur der Einrichtung übernehmen Funktionen von Orientierung und ermöglichen den

gearbeitet werden kann.

⁴¹ Ausführlich dazu im Anhang „Entwicklung und Entwicklungsaufgaben im Jugendalter“.

Jugendlichen das Lernen am Modell. In diesem Zusammenhang gilt die besondere Aufmerksamkeit einem hohen Maß an Verlässlichkeit in den betreuenden Beziehungen und klaren und transparenten Verbindlichkeiten (z. B. Regeln, genaue Absprachen). Die notwendig vorzugebenden verbindlichen und strukturierten Rahmenbedingungen (u. a. Termine für Einzel- und Gruppengespräche) sind gewissenhaft einzuhalten. Von solcherart gestalteten pädagogischen Handlungsstrategien gehen zugleich wichtige Impulse für die Entwicklung von Selbstwahrnehmung und Ich-Stärke aus.

9.10.2 Entwicklung eines eigenen Normen- und Wertesystems

Im Rahmen der betreuenden Beziehung zwischen dem Mitarbeiterteam und den Jugendlichen sind über Einzelbetreuung und Gruppenarbeit immer wieder Erwartungs- und Enttäuschungskonflikte zu bearbeiten und Auseinandersetzung mit den Erwartungen, Hoffnungen, Phantasien und den damit verbundenen Enttäuschungen und Kränkungen beider Seiten zu führen. Insbesondere gilt es, die Fähigkeit der Jugendlichen zu entwickeln, nicht mehr nur in polaren Mustern von „Gut und Böse“, „Schwarz und Weiß“ zu werten, sondern differenzierte und abgewogene Urteile fällen zu können, aus denen kein Aspekt abgespalten wird. Dies wird zur Grundlage, um zu Formen der Aussöhnung mit den Widrigkeiten des Alltags und damit zu einer inneren Freiheit finden zu können.

9.10.3 Auseinandersetzung mit körperlichen Veränderungen

Das Verhalten, mit dem Jugendliche auf die körperlichen Veränderungen in der Pubertät reagieren, hängt wesentlich von der Reaktion des sozialen Umfeldes ab. Insofern können die Reaktionen auf sichtbare körperliche Zeichen der Pubertät (erste Menstruation, Brustwachstum, Schamhaare, Stimmbruch) von Stolz und Freude bis hin zu Misstrauen und Angst reichen. Wesentlich dabei ist, ob und wie Kinder bzw. Jugendliche aufgeklärt und auf diese Veränderungen vorbereitet wurden.

Ein wichtiger Einfluss auf das Körpergefühl und das Körperbewusstsein des Jugendlichen geht von der Art und Weise aus, mit der Eltern mit den körperlichen Veränderungen ihres Kindes umgehen (ob sie diese z. B. aus Scham ignorieren, das Thema tabuisieren oder mit einer selbstverständlichen Offenheit darüber sprechen). Insofern wird auch die Umgangsweise des Mitarbeiterteams mit körperlichen Veränderungen zu einem wichtigen und sensibel zu behandelnden Thema, zu dem in kollegialer Beratung immer wieder Reflexionen und damit die Möglichkeit von Korrekturen anzustreben sind.

Damit die Jugendlichen lernen, mit ihren körperlichen Veränderungen angemessen umzugehen, diese auch anzunehmen, werden in der Einrichtung sehr unterschiedliche Angebote genutzt. Sport und Fitnessangebote (Sauna, Massagen), körperbetonte Spiele und Beschäftigungsformen (Tanz, Yoga, Kampfsporttechniken), Entspannungsübungen und basale Stimulation zur Wahrnehmungsförderung des eigenen Körpers und fremder Körperlichkeit können die Jugendlichen unterstützen, sich mit den körperlichen Veränderungen im Jugendalter aktiv auseinander zu setzen, diese zu akzeptieren und in ihr Selbstbild einzupassen. Dazu gehören u. a. das Arbeiten mit Tieren, das Jugendlichen zu einem positiven Körpergefühl verhelfen kann ebenso wie sexualpädagogische Projekte, mit denen das Wissen und das Verständnis für den eigenen Körper entwickelt wird. Auch Erlebnispädagogik wird zu einer wichtigen Methode, Jugendlichen die Veränderungen des Körpers bewusst werden zu lassen und diese schließlich positiv anzunehmen.

9.10.4 Erste Liebesbeziehungen und sexuelle Kontakte

Die ersten sexuellen Kontakte verändern vieles im Leben von Jugendlichen. Sie entscheiden wesentlich mit, in welcher Art und Weise Jugendliche Bindungen aufbauen und aufrecht erhalten, wie sie Gemeinschaft und Sexualität empfinden und regulieren, wie der Jugendliche anderen Menschen begegnet, mit ihnen umgeht, wieweit er sie als Mensch respektiert und die Grenzen des anderen akzeptiert.

Hat der Jugendliche keine Chance oder Gelegenheit, seine Sexualität auszuleben, genießen zu lernen und daran zu wachsen, kann das zu depressiven Episoden führen (vgl. Hammen 1999). Eine starke Tabuisierung dieses Thema vom Umfeld kann sexuelles Risikoverhalten fördern.

Da Partnerschaft, Liebesbeziehungen und sexuelle Kontakte in der Jugend eine wichtige Rolle in der Persönlichkeitsentwicklung spielen, ist es den Jugendlichen in der Einrichtung gestattet, Beziehungen zu führen, soweit dies innerhalb der gesetzlichen Festlegungen möglich ist (Orientierungen dazu geben insbesondere §§ 176, 174, 180 StGB).

Wenn sich die eingegangene Beziehung auf die Entwicklung eines Jugendlichen bzw. der Jugendlichen insgesamt negativ auswirkt, muss ein Gespräch mit beiden gesucht werden.

Die Beziehung muss dann beendet werden, wenn Prostitution und/oder sexuelle Ausbeutung vorliegen oder die pädagogischen Möglichkeiten ausgeschöpft sind, die Beziehung für die in der Hilfeplanung festgelegten Ziele positiv zu beeinflussen oder zumindest in ihrem Einfluss neutral zu halten.

Innerhalb der Einrichtung wird dem offenen Umgang mit den Themen Sexualität, Aufklärung und Verhütung eine große Bedeutung zuerkannt. Sie werden deshalb kontinuierlich über sexualpädagogische Projekte und Angebote bearbeitet, in denen Themen wie Aufklärung, Geschlechtskrankheiten, Schwangerschaft, Beziehungen, Konflikte usw. spielerisch gestaltet werden. Es geht auch darum, eventuelles Risikoverhalten der Jugendlichen zu vermeiden bzw. diese zu einem angemessenen Risikomanagement zu befähigen. Dies kann in altersspezifischen Großgruppen, geschlechtsspezifischen Kleingruppen oder je nach Bedarf auch in Einzelgesprächen stattfinden. Auch vor diesem Hintergrund ist es wichtig, dass die Jugendlichen möglichst einen weiblichen und männlichen Ansprechpartner innerhalb der Einrichtung haben, der Erfahrung auf dem Gebiet der Sexualpädagogik besitzt.

9.10.5 Entwicklung von Konsumentenmündigkeit

Jugendliche müssen die Kompetenz entwickeln, mit vielfältigen und verlockenden Angeboten, mit Waren und Dienstleistungen des kommerziellen Marktes souverän umgehen zu können (vgl. Hurrelmann 1998). Diese Entwicklungsaufgabe wird den Jugendlichen in der Konsumgesellschaft sehr erschwert. Sie werden überschüttet mit „attraktiven“ Angeboten, Schnäppchen, ihnen wird über Werbung suggeriert, dass sie bestimmte Konsumgüter unbedingt haben müssen, dass an diesen Gefühle von Zufriedenheit und Glück hängen, diese Erfolg und Status ausdrücken u. a.

Unter dem Druck von Werbung fällt es nicht allein Jugendlichen immer schwerer zu unterscheiden, was er wirklich braucht und was er brauchen „soll“. Jugendliche sind dem Mechanismen des Marktes besonders ausgeliefert: ganze Werbekampagnen und Geschäftsketten haben sich auf Jugendliche als Konsumenten spezialisiert. Sie zielen mit ihren Botschaften auf Jugendliche, die auf der Suche und damit unsicher in ihren Entscheidungen sind und vieles ausprobieren.

Der Jugendliche ist vor die Aufgabe gestellt, nicht nur den Umgang mit Geld, sondern auch mit Besitz zu lernen; er hat zu lernen, sich von den Zudringlichkeiten der Werbung und des Marktes zu emanzipieren, abzuschätzen, welcher Aufwand und welche Ausgaben sich „lohnen“ und welche nicht und er hat schließlich zu erkennen, welches seine eigentlichen Bedürfnisse sind und in welcher Weise er zum Objekt von Manipulation gemacht werden soll.

In Zusammenhang mit diesen Entwicklungen kommt der Erfahrung, eigenes Geld zu verdienen, eine große Bedeutung zu. Sie vermittelt nicht nur auf direkte

Weise den Erfolg von Anstrengung, den Wert, den eine bestimmte Geldmenge verkörpert und ein positives Selbstwertgefühl/Selbstbild, einen eigenen Beitrag zum Unterhalt beigetragen zu haben: „Initiativen, die der Jugendliche entwickelt, um, zumindest teilweise – und sei es auch nur symbolisch – für den eigenen Unterhalt aufzukommen, sind aus entwicklungspsychologischer Hinsicht sehr sinnvoll, denn sie bedeuten einen wichtigen Schritt in die Autonomie des Jugendlichen.“ (Skinner et. al 1988)

Um die Entwicklungsaufgabe hin zu einem emanzipierten Konsumenten bei den Jugendlichen zu unterstützen, erhalten die Jugendlichen in der Einrichtung Taschengeld. Die Höhe des Taschengeldes richtet sich nach Alter und individueller Reife – sie liegt also auch im Ermessen dessen, was das Mitarbeiterteam für sinnvoll hält. Zudem ist es wichtig, die Jugendlichen nicht von der Außenwelt abzuschotten, sondern sie weiter an der gesellschaftlichen Realität, zu der auch der Konsummarkt gehört, teilhaben zu lassen. Die dabei entstehenden Fragen und Konflikte sind durch das Mitarbeiterteam aktiv aufzugreifen und zu bearbeiten. So wird dem Jugendlichen die spätere Rückkehr in seine sozialen Kontakte und in die Selbständigkeit erleichtert.

Die Bedeutung des selbstverdienten Geldes aufgreifend, sollen den Jugendlichen in Abhängigkeit von ihrem Entwicklungsstand auch die Übernahme kleinerer Jobs ermöglicht werden.

Zudem bietet das Mitarbeiterteam die Möglichkeit an, sich mit dem Thema Werbung auseinander zu setzen (z. B. in Projekten) und auf diese Weise verstehen zu lernen, wie Werbung funktioniert, wen sie anspricht und wie sie Menschen in ihrem Kaufverhalten beeinflussen kann.

9.10.6 Auseinandersetzung mit dem Drogenkonsum

In der Einrichtung wird in einem ganzheitlichen und aufeinander bezogenen Prozess der Ausstieg der Jugendlichen aus destruktiven Konsumformen psychoaktiver Substanzen angeregt und begleitet.

Dazu gehören:

- Ein geschütztes soziales Umfeld
- Ruhe in natürlicher Umgebung
- Pädagogische Gruppen- und Einzelfallarbeit
- Thematische Information und Motivation
- Bewältigung schwieriger Lebenssituationen
- Bearbeitung von Drogenfolgeproblemen (u. a. Schulden, Strafen, medizinische Behandlung)

Unabhängig davon, ob die Kinder und Jugendlichen bereits aus einer vorbehandelnden Einrichtung des Drogenhilfesystems kommen oder nicht, erfordern die von ihnen entwickelten destruktiven Umgangsweisen mit psychoaktiven Substanzen, dass in der Einrichtung ein Prozess der Auseinandersetzung mit Drogen, Drogenkonsum und psychischen, physischen und sozialen Risiken unangemessener Umgangsweisen mit Drogen erfolgt.

Während die negativen Bezüge zwischen Drogenkonsum und Lebensstilen der Jugendlichen, insbesondere die dadurch entstandenen Komplikationen und Defizite bei der Bewältigung jugendspezifischer Entwicklungsaufgaben permanent im gesamten Betreuungsprozess thematisiert und bearbeitet werden, erscheint es sinnvoll, darüber hinaus eine themenspezifische Einzel- und Gruppenarbeit anzubieten. Diese muss sich in ihrer Intensität und ihren Inhalten nach dem jeweiligen Bedarf der Jugendlichen richten. Angestrebt wird jedoch ein Angebot von:

- Einzelfallarbeit ggf. Einzeltherapie in Kooperation mit entsprechenden Leistungsträgern
- Sozialpädagogische Gruppenarbeit in verschiedenen Formen (Kleingruppensitzungen, Großgruppensitzungen, theaterpädagogische Arbeit, Familienarbeit)
- Körperorientierte Angebote

In der Einzelfallarbeit gilt es:

Den Stellenwert von Drogenkonsum im Lebenszusammenhang des einzelnen durchzuarbeiten und neue Lebensmuster aufzuzeigen. Dazu gehört:

- Die individuellen Entstehungsbedingungen destruktiver Lebensstile herauszuarbeiten und Alternativen zu entwickeln
- Neue Lebensperspektiven zu planen und Wege zu ihrer Umsetzung zu entwickeln
- Aufarbeitung von traumatischen Erfahrungen (Gewalt, sexueller Missbrauch, psychosomatische Beschwerden, seelische Verletzung und Kränkungen) im behutsamen Einzelsetting.

Der Drogenkonsum kann zu einer Reihe von Folgeerkrankungen geführt haben, die innerhalb der Betreuung beachtet und behandelt werden müssen. Deshalb gilt es:

- Ausgehend von den im Einzelfall vorliegenden eingeschränkten Belastbarkeiten einen individuellen Gesamtbetreuungsplan zu entwickeln.
- Die Jugendlichen über ihren Gesundheitszustand aufzuklären.

- Die Zusammenarbeit mit konsiliarisch eingeschalteten Ärzten herzustellen und eingeleitete Behandlungen zu begleiten und, wenn nötig,
- Für ein Leben mit länger andauernden oder aber irreversiblen Erkrankungen (z.B. Hepatitis, HIV) zu motivieren und zu befähigen.

In der Kleingruppenarbeit:

- Erfahren die Jugendlichen die Auswirkungen ihrer interaktionellen Fähigkeiten, Fertigkeiten und Handlungsweisen.
- Werden neue Erfahrungen erlebt und zu Änderungsprozessen motiviert.
- Werden andere Verhaltensalternativen und Bewertungsstrategien angeregt.
- Werden emotionale Zugehörigkeit, Identifikation und tiefere Auseinandersetzung angeboten und Gemeinschaft als stützendes Element erlebt.

In der Großgruppenarbeit gilt es:

Durch Vorträge und Informationsveranstaltungen zu einer Aufklärung und Auseinandersetzung zu:

- Geschlechtskrankheiten, Tuberkulose, psychischen (u. a. drogeninduzierte Psychosen, delirantes Entzugssyndrom, Polyneuropathien), körperlichen (u. a. Abszesse, Embolien, Pneumonie, Hepatitiden, HIV, AIDS, Hauterkrankungen) und sozialen (Schulden, Straf- und Betäubungsrecht) Risiken und Folgeerkrankungen des Drogenkonsums und der Drogenabhängigkeit beizutragen.
- Einer Prophylaxe von HIV, Hepatitiden, AIDS, sexuell übertragbaren Erkrankungen und verschiedenen Elendserkrankungen zu befähigen.
- Den Möglichkeiten der Rückfallprophylaxe zu informieren.
- Den Möglichkeiten der Vermeidung von Drogennot- und Drogentodesfällen zu befähigen.

Theaterpädagogische Arbeit eignet sich, um:

- Den Stellenwert von Drogenkonsum im Lebenszusammenhang von Jugendlichen durchzuarbeiten und neue Lebensmuster aufzuzeigen.
- Für Gruppenprozesse in Zusammenhang mit Drogenkonsum zu sensibilisieren.
- Handlungsfähigkeiten in Bezug auf Gruppendruck, Integration und Ausgrenzung, Konfliktbearbeitung u. ä. herzustellen und die Gemeinschaft als stützendes Element zu erleben.
- Kinder und Jugendliche zu motivieren, andere kognitive und emotionale Bewertungsstrategien auszuprobieren und sich für neue Erfahrungen zu öffnen.

Körperorientierte Angebote (u. a. Sport, therapeutisches Reiten, Umgang mit Tieren)

Viele Jugendliche haben im Laufe ihres Lebens bereits Phasen einer stetigen Vernachlässigung und Zerstörung ihres Körpers durchlebt. Häufig ging der Entscheidung für die Aufnahme in die Einrichtung eine körperliche Grenzerfahrung und Krise des Organismus voraus, die damit einen Tiefpunkt im Wahrnehmen und Respektieren körperlicher Bedürfnisse markiert.

Körperorientierten Angeboten kommt deshalb die Aufgabe zu, diese destruktiven Muster zu bearbeiten. Sie sollen helfen:

- Den Zugang zu körperlichem Empfinden zu ermöglichen.
- Für einen fürsorglicheren Umgang mit dem eigenen Körper zu sensibilisieren und zu befähigen.
- Den körperlichen Zustand zu verbessern und zu stabilisieren.
- Eine realistische Wahrnehmung der eigenen körperlichen und psychischen Belastbarkeiten zu fördern und ein neues positives Körperbewusstsein zu entwickeln.
- Alternative Handlungsmuster im Umgang mit Spannungen, Frustrationen und Druck zu entdecken.
- Körperorientierte Angebote eignen sich zugleich, um Kinder und Jugendliche mit ihrem Sozialverhalten zu konfrontieren und mit ihnen auf entsprechende Verhaltensänderungen hinzuwirken.

9.11 Freizeit

Freie Zeit heißt, dass die Jugendlichen lernen, den Zeitraum außerhalb von festgelegten Verpflichtungen (u. a. Schule, Wohnen) selbst zu strukturieren. Für viele ist dies ein lange nicht mehr praktiziertes Lern- und Übungsfeld; viele haben in ihrer bisherigen Sozialisation nur sehr passive und konsumtive angelegte Muster der Freizeitgestaltung (u. a. Fernsehen, Computerspiele) vermittelt bekommen. Eine besondere Herausforderung sind die Wochenenden, deren Inhalte von den Bewohnern selbst zu formulieren und an deren Organisation sie selbst beteiligt sind.

In der Einrichtung werden den Jugendlichen vielfältige Möglichkeiten der Freizeitgestaltung in sehr unterschiedlichen Bereichen angeboten. Dazu gehören:

- Gartenarbeit
- Beschäftigung mit Tieren
- Sport und Spiel

- Kreativangebote (Video, Fotografie, Computer, Zeichnen, Musik, Schreiben, Basteln mit Naturmaterialien)
- Sondergruppen, in denen lebenspraktische Fähigkeiten und Fertigkeiten, die auch nach dem Aufenthalt in der Einrichtung hilfreich sein können, entwickelt und geübt werden können (u. a. Kochzirkel, Nähzirkel, Tischlern, Fahrradwerkstatt, Musikband, Tanzgruppe)

Das Mitarbeiterteam der Einrichtung bemüht sich zugleich darum, den Jugendlichen auch organisierten Freizeitbeschäftigungen außerhalb der Einrichtung und in der Region zugänglich zu machen. Ziel dieser Angebote ist es, den Jugendlichen zu helfen:

- Eigene Interessen und Bedürfnisse, Neigungen und Begabungen zu entdecken, auszuprobieren und zu vertiefen,
- Ideen und Anregungen zu geben, wie mit wenig Aufwand Freizeit kreativ und lebendig gestaltet werden kann,
- Freizeit zu strukturieren und ausgewogenen, weil mit Verpflichtungen abgestimmt, auszufüllen sowie
- Freude und Spaß an einer aktiven Tätigkeit zu erleben.

Entsprechend werden alle in der Einrichtung vorgehaltenen Freizeitangebote so gewählt und organisiert, dass sie von den Jugendlichen zukünftig auch aufgegriffen und umgesetzt werden können. Von einem regulären Angebot materiell und organisatorisch aufwendiger Freizeitbeschäftigungen (Tonen, Fallschirmspringen, Tauchen, Segeln u. ä.) wird deshalb bewusst abgesehen. Diese Angebote werden nur sporadisch und in Verbindung mit Ausnahmesituationen (z. B. im Rahmen einer gemeinsam organisierten Freizeit) offeriert.

9.12 Aufbau neuer Bekannten- und Freundeskreise

In der Einrichtung wird großer Wert auf Kontakte und Offenheit nach außen gelegt. Ziel ist es, zum einen möglichen Stigmatisierungen und Ausgrenzungen der Einrichtung als Ganzes als auch der einzelnen Jugendlichen entgegen zu wirken und zu verhindern, dass diese sich durch ein zu starkes Zurückziehen auf die Angebote des Hauses selbst in eine Gettoisierung begeben. Zum anderen sollen den Jugendlichen zugleich ein emotionaler Bezug zu der Region und den Normen und Regeln des Lebens in einem weiteren sozialen Umfeld, wie das der überschaubaren Gemeinde, nahe gebracht werden.

Es wird deshalb besonderer Wert darauf gelegt, dass die Jugendlichen Kontakte und Beziehungen zu Gleichaltrigen und erwachsenen Personen in Bezügen außerhalb der Einrichtung aufbauen. Das Wahrnehmen von Angeboten der besuchten Schulen und Ausbildungseinrichtungen sowie innerhalb der Region

(Freizeitaktivitäten, Sport, Veranstaltungen) wird deshalb im Rahmen der Möglichkeiten durch die Einrichtung organisatorisch unterstützt (z. B. über Fahrdienste).

Den Jugendlichen ist zugleich gestattet, zu bestimmten Zeiten und zu bestimmten Veranstaltungen befreundete Jugendliche in die Einrichtung mitzubringen. Ähnlich wie in anderen Gemeinschaften sind jedoch auch die Interessen und Bedürfnisse der anderen Jugendlichen dabei zu berücksichtigen und entsprechende Verabredungen auszuhandeln und zu treffen.

Zugleich öffnet sich die Einrichtung mit diversen Angeboten auch für die Gemeinde, indem sie selbst regelmäßig offene Angebote (u. a. Tage der offenen Tür, Feiern/Bastelnachmittage für die Senioren der Gemeinde, gemeinsame Sportwettbewerbe) in der Region organisiert oder aber aktiv an dem Leben in der Gemeinde teilnimmt (Mitarbeit an Veranstaltungen, Festen und Arbeiten in der Gemeinde).

9.13 Eltern- und Familienarbeit

Oftmals sind die Beziehungen der Kinder und Jugendlichen zu ihren Eltern und zu ihrer Herkunftsfamilie insgesamt gestört oder problem- und konfliktbehaftet. Diese Situation ist durch die vorangegangene Lebensphase, in der die Jugendlichen Drogen konsumierten und oftmals losgelöst von ihrem Elternhaus lebten noch weiter zugespitzt. Das Mitarbeiterteam stellt sich deshalb das Ziel, gestörte Beziehungen und dysfunktionale familiäre Interaktionsmuster aufzuarbeiten⁴².

Je nach Vorbedingungen und noch vorhandenen Ressourcen können sich dabei ganz unterschiedliche Muster ergeben:

Erstens: Die Probleme und Konflikte zwischen den Jugendlichen und Eltern bzw. der Herkunftsfamilie lassen sich soweit bearbeiten, dass an einer Zusammenführung und einem zukünftigen Zusammenleben gearbeitet werden kann. Voraussetzung dafür ist sowohl der bei den Herkunftsfamilien als auch bei den Jugendlichen vorliegende Wunsch und die entsprechende Bereitschaft, an diesem Prozess mitzuwirken. In diesem Fall bietet die Einrichtung:

- Unterstützung beim Kontakthalten, Wiederherstellen, Entwickeln und Pflege von Kontakten zur Herkunfts- oder Pflegefamilie
- Elternarbeit mit dem Ziel, die eigenen, ungeeigneten Sichtweisen und Verhaltensstile im Umgang mit ihren heranwachsenden Kindern wahrzunehmen, zu überprüfen und zu korrigieren

⁴² Ausführlich dazu siehe Anhang „Eltern- und Familienarbeit in der Einrichtung“

-
- Die gezielte Gestaltung von Kontakten zu den Eltern und zur Herkunftsfamilie insgesamt durch Heimfahrten, Wochenendurlaub auch auf dem Gelände der Einrichtung in Familienwohnungen, durch eine gemeinsame Gestaltung von Elternabenden oder erlebnispädagogisch gestalteten Wochenendveranstaltungen/Familienfreizeiten mit einer Gruppe von Eltern
 - Unterstützung bei der Bearbeitung unproduktiver Glaubenshaltungen und Beziehungsmuster im Interaktionsgewebe der Herkunftsfamilie wie:
 - einem unausgewogenen Verhältnis von Individuation (Gestaltung des eigenen Lebens) und Bezogenheit (Berücksichtigung der Interessen anderer)
 - einer ausgeprägten inneren Abhängigkeit von einem Elternteil
 - bestimmten Koalitionen, die die Generationengrenze überschreiten und den Jugendlichen überfordern
 - Überwindung von Angst vor der Ablösung und Hilfe bei der Suche nach adäquaten Formen der Lösung von der Herkunftsfamilie, durch die eine destruktive Abgrenzung bzw. ein Bruch vermieden wird
 - Überwindung symbiotischer Bindungen an die Herkunftsfamilie und Unterstützung bei der Suche nach funktionalen Wegen einer Zurückweisung elterlicher Angebote regressiver Bindung und der Übernahme eines erheblichen Maßes an versorgender Verantwortlichkeit durch die Eltern.

Zweitens: Es gibt von beiden Seiten kein Interesse an einer Wiederherstellung der Kontakte und eines Zusammenlebens und ein solches Interesse kann auch nicht über einen Prozess entwickelt werden.

- Theaterpädagogik zur Förderung der Ausdrucksfähigkeit und Kommunikation sowie zum Bearbeiten der bisherigen Erfahrungen mit Beziehungen und elterlichen Verhaltensmustern sowie zum Erlernen und Kontrollieren sozialer Interaktionen und Verhaltensweisen auf spielerische Art.
- Unterstützung bei der Trauerarbeit um verloren gegangene Eltern- und Familienbeziehungen sowie bei der Reflexion von elterlichen Verhaltensstilen und familialen Mustern, um letztlich zu einer kognitiven und emotionalen Korrektur erlebter destruktiver Muster zu kommen.
- Theaterpädagogik, um Einblick in Gruppenprozesse und die eigenen Positionen und Funktionen darin transparent werden zu lassen und nach neuen Verhaltensstilen zu suchen.

9.14 Prophylaxe von Abbruch und Umgang mit Rückfall

Die mit der pädagogischen Arbeit anzustoßenden und zu bewältigenden Prozesse gestalten sich in der Regel schwierig, für beide Seiten kraftaufwendig und führen auch die Jugendlichen immer wieder an die Grenzen ihrer Belastbarkeit.

Die Tatsache, dass viele von ihnen aus einer Lebensphase kommen, in der sie Anforderungen mühelos ausweichen konnten, gesetzte Grenzen kaum respektieren mussten und in ihren Überlebensstrategien eher auf sich allein bezogen waren, rückt in bestimmten Situationen immer wieder die ambivalente Seite von Veränderung einerseits und Flucht aus der fordernden Umgebung andererseits in den Vordergrund. Den sich daraus ergebenden Entscheidungen für einen Abbruch und Ausbruch aus der Einrichtung soll zuvor gekommen werden. Deshalb greift die Einrichtung u. a. auf folgende Maßnahmen und Angebote zurück:

- Es werden in allen Bereichen in regelmäßigen Abständen Clearingverfahren eingesetzt. Dazu gehören intensive Anamneseerhebungen, Verhaltensbeobachtungen, Prozessverlaufsbogen (gruppenbezogen), gruppenanalytische Verfahren (Soziogramme), wie auch Befragungen zur Beurteilung des Verhaltens des Mitarbeiterteams, der Atmosphäre in der Einrichtung und des eigenen Entwicklungsfortschrittes.
- Als wichtiges Prinzip wird die Arbeit mit Feed-backs praktiziert. Dazu werden die für die Jugendlichen oft schwer zu überschauenden Gesamtziele ihres Aufenthaltes in der Einrichtung in kleine überprüfbare Schritte zerlegt. So kann verdeutlicht werden, in welchem Bezug das Handeln im Jetzt und Hier mit längerfristigen Zielen steht, wo sich der einzelne gerade befindet, warum er erfolgreich war und weshalb er an bestimmten Anforderungen gescheitert ist. Diese Feedbacks geben nicht nur die Möglichkeit, neue Haltungen zu verstärken sowie mit unrealistischen Zielen und ungeeigneten Handlungsstrategien zu konfrontieren. Sie ermöglichen zugleich, die Sinnhaftigkeit der einzelnen Angebote und Teilziele zu überprüfen, Situationen der Überforderung und Resignation rechtzeitig zu erkennen und die Gestaltung der Prozesse entsprechend dem erreichten Stand und den sich aktuell stellenden Ansprüchen immer wieder neu vorzunehmen und zu organisieren.
- Es wird darauf hingewirkt, dass die Jugendlichen einen Sprecherrat wählen. Dieser vertritt ausdrücklich die Interessen der hier lebenden Jugendlichen, nimmt Aushandlungsprozesse mit dem Mitarbeiterteam vor und bietet Vertrauenspersonen für die einzelnen an. Den Jugendlichen soll auf diese Weise die Möglichkeit eingeräumt werden, auch in Bezug auf das Geschehen im Haus nicht nur Verantwortung und Mitwirkungspflichten zu

tragen, sondern auch Mitwirkungsrechte und Mitbestimmung zu praktizieren und sich in diesen Handlungsfeldern erproben zu können.

- Im Zuge einer Abbruchprophylaxe wird in einem abgeschiedenen Winkel des Geländes ein „Weglaufhaus“ angeboten. Hier erhalten die Jugendlichen die Möglichkeit, sich in Ausnahmesituationen für einen umrissenen Zeitraum aus der Gemeinschaft zurückzuziehen, allein zu sein, nachzudenken, ihre Gedanken und Gefühle neu zu sortieren und sich neu für die angeschobenen Veränderungsprozesse zu entscheiden. Dem Mitarbeiterteam wird so die Möglichkeit eröffnet, diese persönlichen Krisen in ihren ganzen Dimensionen zu erkennen, Hilfe anzubieten und einen vorzeitigen Abbruch zu verhindern. Die Inanspruchnahme dieses Angebots ist jedoch zu limitieren, um permanentes Ausweichen vor Belastungen und Konflikten zu vermeiden.

Trotz dieser Maßnahmen verschließt die Einrichtung nicht die Augen vor der Tatsache, dass ein Rückfall für Drogen konsumierende Jugendliche auf dem Weg in eine gefestigte Abstinenz durchaus mögliche Realität ist und Drogenfreiheit eher selten mit Beginn der Entgiftungsbehandlung erreicht wird.

Es wird davon ausgegangen, dass Rückfälle keine plötzlichen Ereignisse, sondern Prozesse mit Vorgeschichte sind, unterschiedlichem Schweregrad und vor ihrem Bedeutungskontext zu bewerten sind. In der Regel sind die Jugendlichen nach einem Rückfall in hohem Maß bereit, sich den Konsequenzen ihres Handelns zu stellen und neue Entwicklungsimpulse anzunehmen. Deshalb ist nicht jeder Rückfall ein Grund, die Betreuung der betroffenen Jugendlichen in der Einrichtung zu beenden. Dieser Ansatz ist den betreuten Jugendlichen von Beginn an zu vermitteln, um frühzeitig und offen über dieses Thema sprechen und entsprechend in die Betreuung aufnehmen zu können.

Die Einrichtung bemüht sich darum, mit rückfälligen Kindern und Jugendlichen das Geschehen erfolgreich aufzuarbeiten, indem der Rückfall nicht als Versagen, sondern als Chance für Lernen und Entwicklung gewertet wird, notwendige Klärungen erarbeitet und kooperative Planungen neuer Lösungen für die Zukunft vorgenommen werden.

Sollte der Betreffende noch unter Einwirkung psychoaktiver Substanzen stehen, so ist zunächst über die Notwendigkeit einer Entgiftung zu entscheiden. Nach seiner Rückkehr in die Einrichtung beginnt eine Klärungsphase, in der über die weitere Betreuung oder die Entlassung entschieden wird. Die Klärungsphase sollte nicht länger als vierzehn Tage dauern. Zentrale Personen in der Klärungsphase sind das Mitarbeiterteam, die endgültige Entscheidung über Verbleib oder Entlassung ist jedoch nach der Auseinandersetzung in den Wohngruppen, ggf. auch im Plenum der Einrichtung zu treffen und wenn auch der Sprecherrat der Jugendlichen sein Votum dazu gegeben hat.

Eine umgehende Entlassung aus der Einrichtung ist unter folgenden Bedingungen vorgesehen:

- Massive Verleugnung oder Bagatellisierung des Rückfalls
- Keine entwicklungsfähige Abstinenzmotivation
- Offenkundige Unehrlichkeit

Bei einer Entscheidung zur Entlassung wird ein Notfallkoffer gepackt, damit der Betreffende geeignete Hilfen im ambulanten Bereich (Selbsthilfegruppe, Familie, Freunde, Beratungsstelle) aktiv in Anspruch nehmen kann.

Auf die Gefahr der Überdosierung nach längerer Abstinenz und Safer-Use-Regeln wird ausdrücklich hingewiesen.

10 Die Phasen sozialpädagogischer Arbeit

10.1 Aufnahmephase

Die Aufnahme in die sozialpädagogische Einrichtung kommt auf freiwilliger Basis zustande und erfolgt in enger Kooperation mit den einweisenden Stellen.

Die Einrichtung betrachtet die Aufnahme als eine wichtige Phase für den Beginn der Stabilisierung der Lebenssituation Drogen konsumierender Jugendlicher und für deren Entschluss, eine Neuorientierung mit nachfolgenden Entwicklungsschritten in Angriff zu nehmen. Vorschnelle und unter Druck zustande gekommene Entscheidungen helfen den Jugendlichen in der Regel kaum weiter. Sie münden oftmals in überstürzten Abbrüchen, die als weitere verpasste Chance die Erfahrungen und das Selbstwertgefühl der Jugendlichen erheblich belasten. Die Einrichtung räumt deshalb innerhalb der Aufnahme-phase den Jugendlichen Zeit und Entscheidungsmöglichkeiten ein und prüft sich selbst gründlich, ob für diese Person tatsächlich ein adäquates Angebot offeriert werden kann.

In einem gemeinsam zu vereinbarenden Vorgespräch und einem Tagesaufenthalt in der Einrichtung erhält der Jugendliche die Möglichkeit, die hier offerierten Angebote kennen zu lernen und umfangreiche Informationen und Eindrücke zu sammeln. Im Mittelpunkt steht das Bemühen, den Kindern und Jugendlichen Voraussetzungen zu schaffen, damit sie eine abgewogene Entscheidung treffen können.

An dem Vorgespräch können neben dem Jugendlichen und dem Mitarbeiter-team auch wichtige Bezugspersonen teilnehmen.

Während des Tagesaufenthaltes kann der Jugendliche nicht nur darüber befinden, ob ihm die Gegebenheiten und Bedingungen der Einrichtung zusagen. Er lernt zugleich den Tagesablauf kennen, erhält Kontakt zu anderen Jugendlichen, die dem Interessenten ebenfalls wichtige Informationen geben können, und stellt sich schließlich auch in der Mitarbeiter-runde vor.

Auf diese Weise erhält auch die Gemeinschaft des Hauses einen Eindruck davon, wie weit der zukünftige Bewohner motiviert ist, an seiner Situation etwas zu ändern, was der einzelne in die Gemeinschaft einbringen kann, in welcher Form er Hilfe und Unterstützung benötigt, wie weit er für die Gemeinschaft tragbar ist und wie weit er bereit ist, sich auf eine Betreuung einzulassen.

Nach dem Tagesaufenthalt wird eine Zeit vereinbart, die beide Seiten zum Prüfen und Treffen ihrer Entscheidung benötigen.

Die endgültige Aufnahme in die Einrichtung kann erst nach abgeschlossener Entgiftung und nach Erhalt der Kostenanerkennung des zuständigen Kostenträgers erfolgen.

10.2 Die Clearingphase

Als Clearing-Phase⁴³ wird die erste Zeit des Jugendlichen in der Einrichtung bezeichnet. Es ist eine Zeit des Ankommens, der Orientierung, der Abklärung und der Aufnahme. Die Art und Weise, mit der diese Prozesse gestaltet werden, entscheidet zweifellos über den Erfolg der Maßnahme. Sie erfordert eine hohe Sensibilität des Mitarbeiterteams, das nun in ein Verhältnis zu dem Jugendlichen treten, Vertrauen aufbauen und sich ein Gespür von dem jungen Menschen mit seinen Stärken und Schwächen zu erarbeiten hat.

Häufig sind die betroffenen Jugendlichen bei der Aufnahme noch sehr verunsichert, teilweise desorientiert und emotional noch nicht belastbar. An dieser besonderen körperlichen und seelischen Verfassung der Ankömmlinge ist nicht nur die Umstellung auf die neue Umgebung beteiligt. Nicht zu unterschätzen sind für einige auch die schwierigen Auswirkungen des Drogenentzuges, die in der Regel noch nachklingen, und die durchlebten Erfahrungen aus den krisenhaften Erschütterungen der Lebenswelt der betroffenen Kinder und Jugendlichen, die vielfach ihrem aktuellen Bestreben nach Veränderung vorausgingen. Die Kinder und Jugendlichen brauchen deshalb Zeit, um sich auf den neuen Rahmen mit seinen spezifischen Regeln und Strukturen einzustellen.

Die Clearing-Phase dient dem gegenseitigen Kennenlernen

Das gegenseitige Kennenlernen ist ein Prozess, in den beide Seiten – der Jugendliche und das Pädagogenteam – involviert sind, daran in bestimmten Bereichen aktiv mitwirken, in anderen aber auch passiv Widerstand leisten können. Jede Seite trägt mit der Art und Weise, wie sie sich in dieser Phase präsentiert dazu bei, mit welchen Bildern, Vorstellungen und Erwartungen der Aufbau von Beziehungsstrukturen in der Einrichtung startet.⁴⁴

⁴³ Ausführlich dazu siehe Anhang „Clearingphase“

⁴⁴ Die Clearingphase grenzt sich mit ihren Leitideen von Methoden der Diagnostik ab, in denen vielfach der Professionelle allein der Agierende ist. In vielen Verfahren der Diagnosestellung erarbeitet sich dieser über bestimmte Diagnoseverfahren eine Einschätzung der Situation und blendet dabei oftmals aufdeckend auch die Bereiche auf, die der Klient nicht präsentieren will. In Abgrenzung zu solchen Verfahrensweisen werden im Folgenden bewusst Begrifflichkeiten wie Diagnose und Diagnostik vermieden.

Die Clearing-Phase beginnt mit einem ersten Hilfeplangespräch zur Aufnahme des Jugendlichen in die Einrichtung. Hier wie auch im weiteren Verlauf der Clearing-Phase wird klar, mit welchen Kompetenzen und Vorstellungen der einzelne Jugendliche in die Einrichtung kommt, aber auch, wo ein individueller Förderbedarf besteht. Die Auswahl geeigneter Ansätze an Hilfe und Unterstützung orientiert sich an den Zielen des Jugendlichen und wird im Rahmen der Hilfeplanvorbereitung detailliert besprochen.

Die Clearing-Phase endet mit einem erneuten Hilfeplangespräch. Sind Jugendliche und Einrichtung an der Weiterführung der Maßnahme interessiert, werden die vereinbarten Ziele und daraus resultierende Unterstützungsangebote ausdiskutiert und schließlich auch schriftlich festgehalten. Mit einem solchen Verständigungsprozess sollen nicht nur Missverständnisse und Fehlinterpretationen ausgeschlossen, sondern für beide Seiten auch eine gewisse Verbindlichkeit der betroffenen Vereinbarungen hergestellt werden.

Erlebnispädagogik als Hilfsmittel der Clearingphase

Das gegenseitige Kennenlernen, das Finden von Ressourcen und das Festlegen von Zielen sind sensible Prozesse und finden deshalb in einem Rahmen statt, in dem möglichst wenige Hemmungen vom pädagogischen Setting ausgehen. Deshalb erfolgt bereits in der Clearingphase ein Rückgriff auf Elemente der Erlebnispädagogik. Diese erlaubt, den Jugendlichen nicht nur mit seinen Kompetenzen und Fähigkeiten kennen zu lernen, sondern auch seine individuelle Art des Lernens (Lerntyp und erfolgreiche Methoden). Erst in Kenntnis bereits vorhandener Fähigkeiten des Jugendlichen und der ihm eigenen Methoden des Erwerbs und der Verbesserung der Fähigkeiten können dem jeweiligen Jugendlichen angemessene Lernangebote unterbreitet werden.

Diese erlebnispädagogischen Angebote finden in regelmäßigen Abständen statt. An diesen nehmen die bereits in der Einrichtung lebenden und neu hinzugekommene Jugendliche gemeinsam teil. In diesem Setting werden vielfältige Gelegenheiten offeriert, damit sich die neu ankommenden Jugendlichen orientieren, zu anderen finden und schließlich Entscheidungen für die Anbindung an Gruppen treffen können. Zur Unterstützung der Eingewöhnung des Jugendlichen wird ihm ein bereits mit der Einrichtung erfahrener Jugendlicher im Sinne einer Patenschaft an die Seite gestellt.

Erleichtert durch erlebnispädagogische Elemente treten neu ankommende Jugendliche zugleich in Beziehungen mit Pädagogen des Teams, lernen diese näher kennen und beurteilen. Insofern kann auch die zum Ende der Clearing-Phase abgeforderte Entscheidung für einen persönlichen Bezugsbetreuer von dem neu ankommenden Jugendlichen fundierter getroffen werden. Allerdings

hat auch der gewählte Betreuer in einem Abwägungsprozess aktiv zu entscheiden, ob er die Position als Bezugsbetreuer des Jugendlichen einnehmen wird.

Am Ende der Clearingphase trifft der Jugendliche gemeinsam mit dem Mitarbeiterteam Entscheidungen dazu:

- In welche Gruppe er integriert wird,
- Wer sein Bezugsbetreuer sein soll und
- Welche konkreten Ziele mit welchen Unterstützungsleistungen realisiert werden sollen.

Regelungen zu Kontaktsperren während der Clearing-Phase gelten nicht generell, können aber im Einzelfall veranlasst werden. Verfahrensregelungen dazu beschreiben diese Einzelfälle konkreter.

Beim Einzug unterzeichnet der neue Bewohner einen Heimvertrag und erkennt die Hausordnung durch seine Unterschrift an. Der Heimvertrag soll dem Ankömmling die Bedingungen des Aufenthaltes und die Entscheidung, sich darauf einzulassen, nochmals verdeutlichen. Auf diese Entscheidung kann sich im weiteren sozialpädagogischen Prozess berufen werden.

10.3 Orientierungsphase

Ziel der Orientierungsphase ist es, den Jugendlichen ein zufrieden stellendes Einleben in die besonderen Bedingungen der Einrichtung und ihrer Gemeinschaft zu ermöglichen.

Dabei ist zu berücksichtigen, dass die in der Einrichtung lebenden Jugendlichen wie auch das betreuende Mitarbeiterteam von den Ankömmlingen zunächst sehr ambivalent erlebt werden. Die Erfahrungen im Drogenbereich verweisen darauf, dass selbst auf versorgende Angebote und positive Beziehungsangebote anfänglich misstrauisch bis ablehnend geantwortet wird. Auf diese Formen der Beziehungsgestaltung von Seiten der Ankömmlinge ist im Betreuungsprozess besonders einzugehen.

So wird zunächst in der Betreuung nicht konfrontativ und aufdeckend, sondern eher stützend und einladend gearbeitet, damit das Angstniveau nicht zu groß wird und ein Beziehungsabbruch erfolgt. Zugleich ist ein gezielter Wechsel von Ansprüchen an Bezogenheit (Berücksichtigung der Interessen anderer) einerseits und Integration und Respektieren von Individuation (Gestaltung des eigenen Lebens), Rückzug und Abgrenzung andererseits so zu praktizieren, dass keine Überforderung eintritt.

Zu den wesentlichen Zielen der Orientierungsphase gehören:

- Wahrnehmen von Normen und Wertorientierungen, die innerhalb der Einrichtung gelten

-
- Gewöhnung und Respektieren vorgegebener Zeitstrukturen
 - Vertrautwerden mit den Regeln und Formen des Miteinander-Umgehens
 - Knüpfen sozialer Kontakte
 - Erstes Einordnen in Gruppenbezüge
 - Zurechtfinden in den Angeboten der Einrichtung sowohl zur Gestaltung von Leben, Arbeiten und Freizeit als auch bei der Aufarbeitung von Drogenproblemen und weiterreichenden sozialen, gesundheitlichen und psychischen Folgen des bisherigen Lebensstils
 - Erste bewusste Auseinandersetzung mit den neuen Lebensbedingungen und dem sozialen Umfeld
 - Aushalten und Bewältigen erster innerer und äußerer Konflikte
 - Erstes Ausprobieren von Gestaltungsmöglichkeiten, die die Einrichtung anbietet
 - Erstes Testen und Ausprobieren von neuen Interessengebieten und Tätigkeitsfeldern
 - Weiteres Präzisieren des Hilfeplans

Um die erfolgreiche Bewältigung der Orientierungsphase zu unterstützen, wird in der Einrichtung auf eine Reihe von Hilfestellungen zurückgegriffen.

Dazu gehören u. a.:

- Der Ankömmling erhält für die zeitlich begrenzte Phase der Orientierung in vielen Bereichen die Position „auf Probe“ zugesprochen. Das heißt, er wird in vielen Bereichen (z. B. Beschulungsart, Berufspraktika) und über viele Angebote (z. B. Freizeit) bereits in den Alltag der Einrichtung integriert, muss sich jedoch noch nicht sofort fest und unwiderruflich binden und auch nicht sofort eine überfordernde Verantwortung übernehmen.
- Durch die Übernahme von Patenschaften zwischen einem schon länger in der Einrichtung lebenden Jugendlichen und dem Ankömmling sollen Peer-Group-Bezüge für ein schnelles Einleben in der Einrichtung genutzt werden. Indem der „Alte“ den „Neuen“ durch den Alltag begleitet, können schneller anfängliche Kontaktschwierigkeiten aus dem Weg geräumt, Hemmungen vor Unbekanntem abgebaut und Orientierungen an den Rhythmen und Strukturen der Einrichtung erleichtert werden. Auch wichtige soziale Beziehungen lassen sich auf diesem Wege leichter knüpfen.
- Dem Ankömmling steht von Beginn an das Recht auf eine Privatsphäre zu, in die er sich auch in dieser Phase zurückziehen kann, wenn er sich überfordert fühlt
- Transparente Tages- und Wochenstrukturen sowie erkenn- und verstehbare Arbeitsstrukturen, mit denen sich der Ankömmling selbständig auch an

Hand von Medien auseinandersetzen kann, sollen die Orientierung in der Einrichtung erleichtern helfen.

Die Orientierungsphase ist abgeschlossen, wenn der Ankömmling:

- In den Einrichtungsalltag integriert ist,
- Seine Bezugs- und Vertrauenspersonen gefunden hat und
- Für sich innere Ruhe und Gleichklang gefunden hat, um in dieser Einrichtung auf Zeit zu leben.

Die für die Orientierungsphase eingeräumte schützende Rolle „Auf Probe“ beinhaltet die Gefahr, dass der Ankömmling länger als notwendig in dieser Phase verharrt. Im Betreuungsprozess wird deshalb aufmerksam verfolgt, wie der einzelne sich in dieser Phase entwickelt, wo er Unterstützung bei der Bewältigung von Schwierigkeiten und Problemen benötigt.

Übergangsrituale, die den Abschluss der Orientierungsphase und den Übergang in die nächste Phase für den Jugendlichen deutlich symbolisieren, sollen helfen, den damit zu vollziehenden Rollenwechsel und die nunmehr neuen Anforderungen der nächsten Phase in der Einrichtung zu verdeutlichen.

10.4 Phase der Bewältigung von Entwicklungsaufgaben

In der Phase der Neuorientierung und Bewältigung von Entwicklungsaufgaben werden der zu Beginn der Betreuung erarbeitete Hilfeplan und die zunächst vorgeschlagene Aufenthaltsdauer vor dem Hintergrund der bisherigen Erfahrungen und Erkenntnisse weiter modifiziert. Die Einrichtung eröffnet den Jugendlichen auf diese Weise den unschätzbaren Vorteil, abgestimmt auf die jeweils individuellen Problemlagen mit einem differenziert zugeschnittenen und permanent aktualisierten Hilfeplan zu arbeiten, durch den alle Ressourcen der Einrichtung und der mit ihr zusammenarbeitenden Institutionen optimal genutzt werden.

Durch Erfahrungen aus ihrem bisherigen Leben und dem hier praktizierten Ausweichen vor vielen Doppeldeutigkeiten und Frustrationen in den Konsum psycho-aktiver Substanzen verfügen viele Jugendliche nicht über genügend Fähigkeiten und Fertigkeiten, mit Frustrationen verschiedenster Art produktiv umzugehen. Gerade in der Phase der Neuorientierung und Bewältigung von Entwicklungsaufgaben wird es dringend erforderlich, Ausdauer, Durchhaltevermögen, Ehrgeiz und Frustrationstoleranz zu entwickeln, um den sich einstellenden Schwierigkeiten und Problemen widerstehen und diese erfolgreich bewältigen zu können.

In der Betreuung ist deshalb darauf zu achten, an die Jugendlichen laufend Herausforderungen heranzutragen, die sie an Grenzen führen (sie fordern), aber

nicht überfordern. Dies geschieht in allen Bereichen mit den dort eingesetzten Inhalten und Methoden. Das Lernen „aus- und durchzuhalten“ ist eines der wichtigsten Ziele dieser Betreuungsphase.

Weitere Ziele dieser Phase sind:

- Aufbau der körperlichen Leistungsfähigkeit
- Wiederentdecken von Ressourcen
- Wiederherstellen von Zugängen zu verdeckten Gefühlen und Bedürfnissen
- Kennlernen destruktiver Muster und Kontextbedingungen, die das bisherige Leben behindert, erschwert oder gar bedroht haben
- Entwickeln von Fähigkeiten und Fertigkeiten für ein Zusammenleben in Gruppen und Gemeinschaften
- Lernen des Umgangs mit Kritik und Misserfolg in dem Sinne, dass damit immer nur einzelne Verhaltensweisen und Wesenszüge, nicht aber die Persönlichkeit als Ganzes zur Diskussion steht
- Lernen eines konstruktiven Umgangs mit Anspannung, Frustration, Enttäuschung und Angst
- Entwicklung einer Genussfähigkeit, in der nicht der Konsum von immer mehr und immer schneller in den Mittelpunkt rückt, sondern die aktive Aneignung und das sinnliche Auskosten von Eindrücken erlernt wird
- Weiteres Abklären, Planen und in Angriff nehmen von Entwicklungsprozessen durch Benennen wesentlicher sozialer Rahmenbedingungen, Tätigkeitsfelder und Unterstützungsleistungen.

In dieser Phase wird mit den Jugendlichen herausgearbeitet, über welche Ressourcen sie bereits verfügen. Dies gilt für den intrapsychischen Bereich (u. a. Coping-Strategien), für den physischen Bereich (u. a. Gesundheit, Ergotherapie) und für die Fähigkeiten, die sich im sozialen Bereich (u. a. Schule, Ausbildung, Lebensumfeld, Familie, Freundeskreise, Freizeit) abzeichnen.

Diese schon oder noch vorhandenen Ressourcen werden im Betreuungsprozess genutzt und durch gezielte Angebote erweitert. Die Ermutigung, mehr auf die eigenen Fähigkeiten zu schauen als auf die Defizite, führt in der Regel dazu, dass sich die Jugendlichen wieder als handlungsfähig wahrnehmen und nicht resignativ in destruktiven Verhaltensmustern verharren.

10.5 Phase der Verselbständigung

Die Einrichtung bietet den Jugendlichen einen sicheren Rahmen für die Bewältigung ihrer Entwicklungsaufgaben. Schutz und Zuwendung auf der einen

Seite schließen jedoch Konfrontation und Auseinandersetzung auf der anderen Seite nicht aus.

Im Interesse der Entwicklung von Selbständigkeit und Autonomie gilt es, ein regressives Anlehen, im Extremfall sogar eine Fixierung auf die Einrichtung zu vermeiden. Das beinhaltet, die Wünsche der Jugendlichen nach autonomer Gestaltung des eigenen Lebens wertzuschätzen und ausdrücklich zu fördern, die damit aber auch verbundenen Ambivalenzen zuzulassen, bei ihrer Bearbeitung unterstützend zur Seite zu stehen und schließlich auch den nötigen Raum für Verselbständigung und Ablösung zu bieten.

Die Einrichtung greift die Abgrenzungswünsche der Jugendlichen auf und bietet schon frühzeitig Unterstützung bei der Entwicklung schulischer, beruflicher und lebensweltlich-sozialer Perspektiven an. In der Verselbständigungsphase werden die Jugendlichen deshalb insbesondere unter den Gesichtspunkten ihrer beruflichen, lebensweltlich-sozialen und persönlichen Verselbständigung begleitet.

Die lebensweltlich-soziale Verselbständigung

Die lebensweltlich-soziale Verselbständigung wird in der Einrichtung als ein Prozess gestaltet, der bereits relativ frühzeitig beginnt. Über das bereits beschriebene abgestufte System des Lebens in einer pädagogisch betreuten Gemeinschaft, in einer betreuten Wohngemeinschaft und schließlich im betreuten Einzelwohnen werden die Jugendlichen schrittweise auf wachsende Anforderungen an Wohnfähigkeiten, wirtschaftliche Fähigkeiten, Fähigkeiten zur Strukturierung und Bewältigung ihres Alltages etc. vorbereitet.

Die Übergänge in die jeweils nächste Wohnform erfolgt in Abhängigkeit vom bereits erreichten Entwicklungsstand der Jugendlichen und ihren aktuellen Lebenssituationen. Die Kriterien, die für oder gegen den Übergang in eine neue Wohnform sprechen, sind den Jugendlichen lange bekannt. Die Entscheidung dazu wird deshalb gemeinsam mit dem Betreffenden, im Einzelfall und ggf. im Rahmen bestimmter Gruppenrituale getroffen. Auf diese Weise wechseln in der Regel einzelne Jugendliche aus ihrer bisherigen Wohngruppe in eine andere.

Gewünschte Nebeneffekte dieser Fluktuation in den einzelnen Wohngruppen sind u. a.:

- Akzeptieren dynamischer Gruppenprozesse, die durch neu hinzukommende und ausscheidende Personen deutlich verändert werden, und deren Bewältigen durch die Entwicklung von Flexibilität und Änderungsbereitschaft im sozialen Verhalten.
- Bewahrung bereits entwickelter sozialer Fähigkeiten und Fertigkeiten in sich verändernden Gruppen, die dem einzelnen zugleich andersartige Rollen und

Gruppenpositionen (z. B. der Ältere, der Unterstützende/der Helfende zu sein) zuweisen.

- Ein andauernder Prozess der Auseinandersetzung mit Gruppenprozessen und des Lernens, in diesem mit eigenen Wünschen und Bedürfnissen zu agieren und zugleich die Bedürfnisse und Interessen anderer und der Gruppe als Ganzes zu respektieren.
- Bewältigung von Prozessen des Abschiednehmens durch entsprechende Rituale und deren Akzeptanz als Chance für Neues und noch nicht Bekanntes.
- Entwicklung von Fähigkeiten, zum einen bestimmte soziale Beziehungen zu beenden ohne sie abzubrechen, zum anderen bestimmte Freundschaften zu erhalten und auch über Distanz fortzuführen

Dieser Prozess ist sehr sensibel in Bezug auf die Ausgewogenheit von Stabilität und Flexibilität zu gestalten. Zu rasche Wechsel in den Wohngruppen schaffen Unruhe, fördern Oberflächlichkeit und Gefühle von Vereinsamung unter anderen Menschen und untergraben die Ressourcen einer Gruppe, konstruktiv und fördernd an Sozialisationsprozessen des einzelnen mitzuwirken.

Vor diesem Hintergrund wird die Größe der Einrichtung, die ein gleichzeitiges Nebeneinander von Wohngruppen gleichen Typs erlaubt, zu einem großen Vorteil. Zu- und Abgänge in den Wohngruppen konzentrieren sich damit nicht allein auf eine Wohngruppe, sondern können planmäßig und in Abhängigkeit von der Situation der einzelnen Gruppen entschieden werden.

In der Verselbständigungsphase befinden sich die Jugendlichen schließlich in einer weitestgehend selbst verantworteten Wohnform, in der sie ihre bereits erworbenen Fähigkeiten und Fertigkeiten unter den nahezu realistischen Bedingungen des betreuten Einzelwohnens unter Beweis zu stellen haben.

Die berufliche Verselbständigung

Der beruflichen Verselbständigung kommt im Gesamtprozess der Verselbständigung ein besonderer Stellenwert zu. Ziel dieses Prozesses ist es, den Jugendlichen berufliche Perspektiven zu eröffnen, indem Schul- und Ausbildungsgänge fortgesetzt und auch erfolgreich zum Abschluss gebracht werden, indem nach einer Phase des Suchens und Erprobens von Fähigkeiten, Neigungen, Begabungen und Interessen eine Berufsausbildung begonnen wird, die dem einzelnen sowohl Chancen auf eine wirtschaftliche Selbständigkeit eröffnet, aber auch Raum für die Verwirklichung von Wünschen und Neigungen im Berufsalltag lässt. Insofern ist die berufliche Verselbständigung in der Einrichtung als ein langfristiger Prozess angelegt.

In der Phase der Verselbständigung schließen die betreuten Jugendlichen ihre Berufsausbildung ab, nehmen möglichst eine Berufstätigkeit auf, werden wirt-

schaftlich selbständig und schaffen sich so die Voraussetzungen für ein selbstgestaltetes und selbstverantwortetes Leben. Hilfestellungen von außen und Betreuung, die insbesondere beim Einstieg in die Berufstätigkeit nochmals besonders nötig werden, erübrigen sich in dem Maß, wie die Jugendlichen ihren Platz an ihren Arbeitsstätten einnehmen und sich in die Rolle eines Berufstätigen hineingefunden haben.

Besondere Unterstützungsleistungen durch das Mitarbeiterteam werden notwendig, wenn eine Vermittlung in eine Berufstätigkeit nicht sofort möglich ist und Jugendliche mit Phasen einer Arbeitslosigkeit konfrontiert sind. Durch fortführende Aus- und Weiterbildungsmaßnahmen, Praktika, soziales Engagement und zeitweise Beschäftigung auch in gemeinschaftlichen Arbeitsbereichen der Einrichtung wird dafür gesorgt, dass die demotivierenden Effekte diese Lebenssituation nicht nur gemildert werden, sondern die jeweiligen Jugendlichen Strategien vermittelt bekommen, wie sie mit Phasen von Arbeitslosigkeit umgehen können ohne in ihrem Selbstwert und ihrer Sinnsuche zutört zu werden.

Die persönliche Verselbständigung

Im Prozess der persönlichen Verselbständigung finden die Jugendlichen zu ihren ganz persönlichen Inszenierungen als Persönlichkeit, erproben und entwickeln eigene Ideen dazu, wie die gesellschaftlich vorgegebenen Rollen (Frau, Mann, Berufstätiger, Tochter/Sohn, Freund/Freundin) von ihnen ausgefüllt werden können und tasten sich zu einem ganz persönlichen und gesellschaftlich akzeptierten Lebensstil vor.

Dieser Prozess der Selbstfindung und der persönlichen Verselbständigung wird in der Einrichtung einerseits durch Gruppenprozesse gefördert, die dem einzelnen helfen, zu einer realistischen Selbstwahrnehmung zu finden und die auf ungeeignete und destruktive Selbstinszenierungen korrigierend einwirken. Zugleich ist dem einzelnen jedoch genügend Freiraum einzuräumen, sich mit sich selbst auseinanderzusetzen und unabhängig von Gruppendruck zu seinen ganz individuellen Lebensmustern finden sowie selbstverständlich gesetzte gesellschaftliche Normen und Verhaltensanforderungen hinterfragen und Alternativen ausprobieren zu können.

Das in der Einrichtung praktizierte gestufte System der Wohnformen, die sehr unterschiedlichen Hilfestellungen bei der Bearbeitung von Drogen- und Lebensproblemen und die in der Einrichtung offerierten Möglichkeiten, eigene Interessen und Bedürfnisse, Fähigkeiten und Begabungen zu entdecken und zu entwickeln sollen diesen Prozess der persönlichen Verselbständigung ermöglichen und fördern. Angestrebt wird, vor dem Hintergrund der aktuellen Entwicklungsprozesse des einzelnen ein jeweils angemessenes Maß von For-

derungen nach sozialer Integration und Anpassung an Gruppen einerseits und persönlichen Frei- und Gestaltungsräumen andererseits anzubieten. Ziel ist die Befähigung der Jugendlichen, zu einem ausgewogenen Verhältnis von Individuation (Gestaltung des eigenen Lebens) und Bezogenheit (Berücksichtigung der Interessen anderer) zu finden, das ihnen die Teilhabe an wesentlichen Bereichen der Gesellschaft sichert, ohne auf Individualität, alternatives Denken und eigenwillige Lebensstile zu verzichten.

10.6 Phase der Ablösung

Diese Phase wird zum letzten Abschnitt der Betreuung in der Einrichtung. Hier geht es im Wesentlichen darum, den Jugendlichen zu helfen, sich selbst innere und äußere Voraussetzungen zu schaffen, um sich kurz- und mittelfristig erfolgreich und zufriedenstellend in den beruflichen und sozialen Kontext einzugliedern.

Der Schritt in die Selbständigkeit wird von den Bewohnern ersehnt, ist für sie aber auch mit Ängsten vor Überforderung, Versagen, Hilflosigkeit, Isolation und Einsamkeit verbunden. Diese Phase ist deshalb wiederum mit einem intensiven Betreuungsaufwand verbunden.

Ihre Ziele sind:

- Konkretisierung der Lebensperspektiven außerhalb der Einrichtung.
- Rückfallprophylaxe und Absprachen, wie in krisenhaften oder gefährdenden Lebenssituationen Hilfe und Unterstützung auch durch die Einrichtung nachgefragt und in Anspruch genommen werden kann.
- Abschiednehmen von der Einrichtung, der hier lebenden Gemeinschaft und den Bezugspersonen, ohne Zerstörung dieser Bezüge.
- Aufgreifen der Ablöseprozesse unter dem doppelseitigen Aspekt von Trauer einerseits und der im Abschied verborgenen neuen Wege und Möglichkeiten andererseits.
- Ablösung von dem betreuenden Mitarbeiterteam.
- Erste Erprobung und Auseinandersetzung mit dem zukünftigen Lebenskontext.

Die Einrichtung unterstützt die Jugendlichen in dieser Phase insbesondere bei der Planung und Umsetzung von Lebensvorstellungen für die Zeit, nach der die Jugendlichen die Einrichtung verlassen haben. Zielsetzung ist es, dass keiner der Jugendlichen ohne gesicherte Perspektive in Bezug auf Wohnen, Sicherung des Lebensunterhaltes und soziale Einbindung die Einrichtung verlässt.

Die Einrichtung ist in einen Gesamtkomplex von ambulanter Vorbereitung und verschiedenen Formen der Nachsorge und Begleitung eingebunden. Im

gesamten Zeitraum der Betreuung ist deshalb ein Schwerpunkt der Arbeit das Bemühen, die verschiedenen anderen Bereiche bestmöglich in die stationäre Betreuungsphase einzubeziehen und Kontakte zu anderen Institutionen so auszubauen, dass der Übergang von der stationären zur ambulanten Phase der Betreuung und Begleitung für die Jugendlichen ohne große Brüche erfolgt. Dem Ausbau von Kooperationen mit anderen Einrichtungen und Institutionen kommt auch unter diesen Gesichtspunkt ein besonderer Stellenwert zu.

Vor diesem Hintergrund plant die Einrichtung in ihrer Trägerschaft weitere Formen der Begleitung in Berufstätigkeit und Selbständigkeit. Ein erstes Angebot soll in Form einrichtungsbezogener Außenwohngruppen erfolgen, in denen die Jugendlichen im Miet- oder Untermietsverhältnis, selbstversorgend und eigenständig leben.

Ziel ist es, dem einzelnen das für ihn bereits erreichbare Maß an Selbständigkeit, Individualität, Bedürfnisbefriedigung und Mündigkeit zu ermöglichen und durch stundenweise Beratung und Begleitung noch Unterstützung und Hilfestellungen, Beziehungskonstanz, Korrektur und Situationsbestimmung zu gewähren.

11 Integration der Einrichtung in die Region

Die Einrichtung versteht sich als Teil eines Betreuungssystems. Sie ist bei der erfolgreichen Realisierung der angeführten sehr verschiedenen Angebote und Methoden fundamental darauf angewiesen, sinnvoll und kompatibel mit Beratungsstellen, Entgiftungsstationen, Nachsorgeeinrichtungen einerseits, aber auch mit den sehr unterschiedlichen Einrichtungen der Jugendhilfe zusammenzuarbeiten und zu kooperieren. Es gilt, die Übergänge zwischen den einzelnen Einrichtungen sinnvoll, schnell erschließbar und reibungsloser zu gestalten; Spaltungen zwischen den betreuenden Einrichtungen, die durch die Jugendlichen inszeniert werden, zuvorzukommen und auch die Jugendlichen nicht durch Brüche zwischen den einzelnen Bereichen zu verunsichern. Dafür trägt das unmittelbar betreuende Mitarbeiterteam Verantwortung. Es organisiert Treffen und verschiedene Formen des Austausches zwischen den verantwortlichen Personen in den verschiedenen Einrichtungen.

Grundlegend lässt sich feststellen, dass für die Zusammenarbeit zwischen den Institutionen Bedarf nach Verbesserung besteht. Dieser muss durch professionellere Kooperationsbeziehungen eingelöst werden.

Integration und Netzwerkarbeit

Jugendliche, die aufgrund ihres Verhaltens ihre Eltern und Pädagogen, ihr soziales Umfeld und professionelle Helfer an die Grenzen ihrer Handlungsmöglichkeiten bringen, stellen eine besondere Herausforderung an die Qualität der verschiedenen Hilfesysteme dar. Ohne Zweifel stellen junge Menschen, deren Hilfebedarf gleichzeitig in der kinder- und jugendpsychiatrischen Versorgung, in der Schule und bei Beratungs- und Betreuungsangeboten der Jugend- und Suchtkrankenhilfe evident wird, nur eine kleine Zielgruppe dar. Sie gelten jedoch als die „Schwierigsten“, weil sie nicht nur viel Zeit, Kraft und Nerven einfordern und zumeist selbst an sich und ihren Beeinträchtigungen leiden, sondern weil ihr Hilfe- und Unterstützungsbedarf so komplex ist, dass diesem in alleiniger Regie einer einzelnen Institution nicht entsprochen werden kann.

Kinder und Jugendliche sind jedoch von mangelhaft organisierten Kooperationsformen auch selbst betroffen, wenn:

- Sie über pädagogische Krisen hinaus in weiteren Bereichen Auffälligkeiten zeigen, die multiprofessionelle Perspektiven erfordern.
- Die Auffälligkeiten zur Notwendigkeit von Untersuchungen im Bereich des Sozialverhaltens, der Leistungsfähigkeit und der psychischen Störungen führen.
- Nach fachlicher Einschätzung der Hilfebedarf fachbereichsübergreifend und somit mehr als einer der Bereiche der Jugendhilfe, der Kinder- und Jugendpsychiatrie und der Schule in Untersuchungen und/oder Hilfskonzeptionen einzubeziehen ist.
- Ein komplexer Hilfebedarf vorliegt, weil die multiprofessionelle Analyse des Verhaltens des Jugendlichen ergibt, dass verschiedene Hilfeansätze gleichzeitig oder in einem abgestuften Hilfskonzept notwendig werden.
- Hilfeansätze unterschiedlicher Professionen zum Einsatz kommen sollen, um den Hilferfolg und die Stabilisierung des Erfolges zu sichern.
- Eine Abstimmung über die Einsatzform und den Einsatzzeitpunkt der unterschiedlichen Hilfearten unabdingbare Voraussetzung für den erfolgreichen Verlauf der Hilfe ist.

Das Hauptaugenmerk bei der Versorgung dieser Problempopulation ist auf die Sicherstellung einer am Einzelfall orientierten, verbindlichen Kooperation zwischen den involvierten Hilfesystemen im Sinne einer ganzheitlichen Fallverantwortung über das eigene begrenzte Leistungssegment hinaus zu richten. Ein Jugendlicher mit einem „komplexen“ Hilfebedarf benötigt gerade keine ausgefederten Zuständigkeiten, die patchworkartig organisiert werden und in denen „hilflose Helfer“ letztlich erleichtert sind, wenn ein anderer Fachbereich die Zuständigkeit übernimmt. Vielmehr müssen alle notwendigen Hilfen so auf die besondere, individuelle Lebenssituation zugeschnitten sein, dass sie „wie aus einer Hand“ erscheinen⁴⁵.

⁴⁵ Mit der Erweiterung des Kinder- und Jugendhilfegesetzes um § 35a („Eingliederungshilfe für seelisch behinderte Kinder und Jugendliche“) wurde die Notwendigkeit zur Kooperation der Kinder- und Jugendhilfe mit der Kinder- und Jugendpsychiatrie auch gesetzlich verankert. Wenn gleichzeitig Hilfen zur Erziehung und Eingliederungshilfen nach § 35a erforderlich sind, soll bei der Aufstellung und Änderung des Hilfeplanes sowie bei der Durchführung der Hilfe gemäß § 36 Abs. 3 SGB VIII auch ein Arzt, der über besondere Erfahrung in der Hilfe für Behinderte verfügt, mitwirken. Dieser gesetzlich festgeschriebene Auftrag zur gemeinsamen Problembewältigung muss insbesondere für die in der Fachliteratur und Umgangssprache als „auffällig geworden“, „krank“, „schwer erziehbar“, „verhaltensgestört“, „verrückt“ bzw. „schwierig“ bezeichneten Kinder und Jugendlichen gelten, bei denen nicht nur pädagogische Probleme, sondern auch psychische oder psychosoziale Ursachen für „schwieriges“ Verhalten anzunehmen sind. Dennoch werden diese Jugendlichen noch zu häufig zwischen den beteiligten Institutionen der Kinder- und Jugendpsychiatrie, der Jugendhilfe und der Suchtkrankenhilfe hin- und hergereicht. Im Gegensatz zu den Anforderungen an einen einheitlich organisierten Hilfeprozess wird seit dem Inkrafttreten des Kinder- und Jugendhilfegesetzes (SGB VIII - KJHG) zunehmend von

In Anbetracht der fundamentalen Bedeutung von Kooperation für den von der Einrichtung zu realisierenden breiten Ansatz von Förderung Jugendlicher, werden professionelle Kooperationsbeziehungen mit besonderen Qualitäten nötig:

- Kooperation als „Form gesellschaftlicher Zusammenarbeit zwischen Personen, Gruppen und Institutionen. Diese versteht sich ausdrücklich als Gegenbegriff zu Konkurrenz bzw. Konflikt.
- Kooperation als ein mehrdimensionales Konzept mit verschiedenen Bereichen und unterschiedlichen Ebenen.
- Kooperation als eine ganzheitliche und gemeinsame Fallverantwortung.
- Kooperation als abgestimmtes zeitgleiches Handeln der verschiedenen Hilfesysteme.

Deutlich wird, dass mit diesen Qualitäten von Kooperation anfänglich ein bestimmter Aufwand verbunden ist, der sich jedoch im Weiteren durch eine erhebliche Entlastung der Beteiligten und einen gezielten und effektiven Einsatz knapper Hilferessourcen relativiert und auf lange Sicht schließlich in einen Gewinn verkehren kann.

Überschneidungen in den Tätigkeitsbereichen verschiedener Fachdisziplinen und damit verbundenen Abgrenzungsproblemen berichtet. Kommunikationsstörungen und nicht ausreichende Kooperationen zwischen verschiedenartig organisierten Institutionen und Handelnden sowie auch zwischen konkurrierenden Einrichtungs- bzw. Trägerinteressen erschweren nicht nur den Zugang der betroffenen Jugendlichen zu adäquaten Hilfeangeboten. In der Folge erleben diese besonders vulnerablen jungen Menschen schädigende Beziehungsabbrüche statt helfender kontinuierlicher Betreuung oder bleiben phasenweise sogar gänzlich ohne sozialpädagogische und/oder therapeutische Anbindung.

Literatur

- Keupp, H. (2004): Ressourcenförderung als Basis von Projekten der Gewalt- und Suchtprävention. In: Praxis der Kinderpsychologen/Kinderpsychiater (2004), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, S. 531-546
- Brandstetter, St., Kuntsche, E. (2001): Prävention von Cannabiskonsum in Einrichtungen der stationären Jugendhilfe. In: Abhängigkeiten – Forschung und Praxis der Prävention und Behandlung (2001)10., S. 54-61
- Bank-Mekkelsen, N. E/Berg, E. (1982): Das dänische Verständnis von Normalisierung und seine Umsetzung in ein System von Hilfs- und Pflegediensten zur Integration. In: VIF (Hrsg.): Behindernde Hilfe oder Selbstbestimmung der Behinderten. Neue Wege gemeindenaher Hilfen zum selbständigen Leben, Kongressbericht der internationalen Tagung „Leben, Lernen, Arbeiten in der Gemeinschaft“, München 24.-26.3.1982
- Klee, E. (1980): Behindert – Ein kritisches Handbuch. Fischer Verlag, Frankfurt am Main
- Schönwiese, V. (1994): Integration – eine Herausforderung im Gemeinwesen. Verantwortung von Eltern, Selbsthilfe, professioneller Unterstützung und (lokaler) Politik. In: Tagung des European-Integration-Network (EIN) im HELIOS-Programm der Europäischen Kommission Reutlingen, 20. - 25. September 1994
- Herwig-Lempp, J. (1994): Von der Sucht zur Selbstbestimmung, Dortmund
- Larisch, H., Lohaus, A. (1997): Coping als Prozess: Entwicklungspsychologische Aspekte für den Aufbau von Bewältigungsstrategien im Kindes- und Jugendalter. In: Tesch-Römer, C., Salewski, C., Schwarz, G. (Hrsg.): Psychologie der Bewältigung. Psychologie Verlags Union, Weinheim, S.105-119
- Petermann, F. Petermann, U. (1996): Training mit Jugendlichen. Förderung von Arbeits- und Sozialverhalten. Psychologie Verlags Union, Weinheim
- Flammer, A., Françoise D. (2002): Entwicklungspsychologie der Adoleszenz. Hans Huber Verlag, Bern
- Hurrelmann, K. (2001): Legale und illegale Drogen – wie kann ihr Missbrauch verhindert werden? Bielefeld

-
- Gensicke, T. (1994): Wertewandel und Familie. Auf dem Weg zu „egoistischem“ oder „kooperativem“ Individualismus? Aus Politik und Zeitgeschichte, Band 29-30(1994), S. 36-47
- Skinner, E. A., Chapman, M., & Baltes, P. B. (1988). Children's beliefs about control, means-ends, and agency: Developmental differences during middle childhood. In: International Journal of Behavioral Development, (1988)11, S. 369-388.
- Drogen- und Suchtkommission beim Bundesministerium für Gesundheit (2002): Stellungnahme der Drogen- und Suchtkommission zur Verbesserung der Suchtprävention. Berlin
- Herrmann, S. (2001): Erlebnispädagogik. In: www.kindergarten-workshop.de/paedagogik/erlebnis.htm, 2001
- Kelber, M. (1987): Was verstehen wir unter Gruppenpädagogik. In: Müller, C. W. (Hrsg.): Gruppenpädagogik. Beltz, Weinheim/Basel, S. 127-140

Leitlinien für die Arbeit in der Einrichtung

Für die Arbeit mit den Jugendlichen, für das Zusammenwirken innerhalb des Pädagogenteams und im kooperativen Zusammenwirken mit anderen Einrichtungen und Institutionen werden grundlegende Prinzipien vorangestellt, die sich als Leitideen durch alle Bereiche und alle Ebenen der Arbeit ziehen. Diese sind im Handeln aller Mitarbeiter der Einrichtung und damit nicht nur von den Pädagogen, sondern auch von den Mitarbeitern innerhalb der Verwaltung und der technischen Absicherung zu berücksichtigen. Als diese Leitlinien der Arbeit werden herausgestellt:

- Prinzipien der alltags- und lebensweltorientierten sozialen Arbeit
- Prinzipien systemischen Betrachtens und Arbeitens
- Prinzipien der Offenheit der Einrichtung
- Prinzipien der Multimodularität in Form eines mehrdimensionalen, integrativen Betreuungsprogramms

1 Zum Prinzip „Alltags- und lebensweltorientierte soziale Arbeit“

Ausgehend von dem dieser Konzeption zugrunde liegenden ganzheitlichen Verständnis der Entwicklungsphase „Jugend“ leitet sich ab, dass eine Beschränkung pädagogischen Wirkens auf spezifische Themen und damit einhergehend eine Reduzierung auf die Bearbeitung von „Schlüsselproblemen“ (wie z. B. problematischer Drogenkonsum) den komplexen und miteinander verwobenen Problemlagen der Jugendlichen nur unzureichend entspricht. Vielmehr soll die generelle Zielstellung der Einrichtung, die Jugendlichen bei der Suche nach den ihnen entsprechenden Formen sozialer Integration und nach einer von ihnen lebberen Normalität in der Gesellschaft zu unterstützen, über ein Setting realisiert werden, in dem größtmögliche Normalität erfahren, der Umgang mit ihr erprobt und Auseinandersetzungsmöglichkeiten in Konfliktsfällen erlernt werden können.

Deshalb versteht sich die Einrichtung als Lebensort für Jugendliche und orientiert sich an dem Konzept der alltags- und lebensweltorientierten sozialen Arbeit.

Lebensweltorientierung als Normalisierung

Unter Lebensweltorientiertheit wird die Ausrichtung auf und die Arbeit mit heutigen Lebenswelten von Jugendlichen verstanden. Dieser Ansatz folgt damit den Prinzipien der Normalisierung, wie sie auch in anderen Bereichen sozialer Arbeit zugrunde gelegt werden.

Lebensweltorientierung spiegelt sich zum einen darin wider, dass weder beansprucht noch darauf gezielt wird, Jugendliche durch das Leben in der Einrichtung in eine „heile Welt“ oder in ein „Inseldasein“ entfernt von realen Lebenswelten anderer Jugendliche zu versetzen. Mit dem Bemühen um Lebensweltorientierung wird vielmehr die ganzheitliche Wahrnehmung von Lebensmöglichkeiten und damit die bewusste Auseinandersetzung mit Problemen, Schwierigkeiten und Konflikten, wie sie im Alltag „normalerweise“ auch erfahren werden, angestrebt. In den Mittelpunkt der Arbeit der Einrichtung rücken damit:

- Alle Sozialräume und Lebensverhältnisse, in denen sich Jugendliche entsprechend ihrer biografischen Entwicklung normalerweise bewegen.
- Die in diesen gegebenen jugendspezifischen Verhältnissen geltenden Verständnis- und Handlungsmuster (z. B. Strategien des Umgangs mit Problemen, Techniken des Lebens und Überlebens, Bewältigungsmuster).

Normalisierung und therapeutische Interventionen

Die Orientierung an der Normalität jugendlicher Alltags- und Lebenswelten bedingt konsequenter Weise auch, dass innerhalb der Einrichtung keine spezifischen therapeutischen Behandlungen angeboten werden.

Medizinische und/oder psychotherapeutische Behandlungen können zu einer notwendigen Interventionsform bei akuten und lebensbedrohlichen Krisen bzw. zur kurzfristigen Entlastung und Unterbrechung bei eskalierenden Problemlagen werden. Sie setzen eine strikte medizinische Diagnose auffälligen Verhaltens voraus, dessen Behandlung wiederum einer entsprechend spezialisierten Einrichtung vorbehalten ist.

In „normalen“ Lebensbezügen erfolgen therapeutische Interventionen immer außerhalb des privaten Alltagslebens in spezifischen Settings. Dieser Leitgedanke wird auch in die Gestaltung des Alltagslebens in der Einrichtung mit ihrem Fokus auf Normalität und pädagogische Handlungsstrategien übertragen. Indem die therapeutische Intervention nicht im unmittelbaren Lebensumfeld des Jugendlichen stattfindet, sondern typischerweise alltagsfern und an spezifische Settings gebunden, wird dem lebensweltorientierten Ansatz der Einrichtung angemessen Rechnung getragen.

Wenn im Einzelfall therapeutische Hilfe oder Unterstützung gewünscht oder benötigt wird, stehen dem Jugendlichen gemeindenahе ambulante therapeu-

tische Hilfsangebote zur Verfügung. Für die Jugendlichen bieten sich damit Chancen und Möglichkeiten, auch außerhalb ihrer Lebenswelt und in Abgrenzung zu der Einrichtung professionelle Hilfsangebote kennen, annehmen und nutzen zu lernen. Entwickelt werden auf diese Weise zugleich Lebenskompetenzen, die auch für das zukünftige selbständige Leben der Jugendlichen von großem Wert sind.

Folgerichtig wird die Kooperation mit anderen ambulanten und stationären therapeutischen Hilfsangeboten (z. B. Ärzte für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Kinder- und Jugendtherapeuten) zu einer unverzichtbaren Grundlage für die Arbeit der Einrichtung. Der Aufbau, die Pflege und die kooperative Zusammenarbeit mit verschiedenen Institutionen der Region werden somit zu einem unverzichtbaren Arbeitsfeld für das Mitarbeiterteam.

Unter dem Gesichtspunkt der Lebensweltorientierung gilt es zugleich, auch mit der in der Einrichtung bewusst vorgenommenen Trennung von Alltag und Therapie gezielt und im Sinne einer Normalisierung zu arbeiten. So wäre im Falle einer notwendig werdenden psychiatrischen Betreuung der allgemein gültige Grundsatz „Ambulant vor Stationär“ genauso zu realisieren, wie im Falle eines stationären Aufenthaltes dieser so kurz wie möglich zu halten ist. Das Bestreben nach Normalisierung setzt sich zugleich darin fort, dass bei einem Psychriaufenthalt über die institutionellen Kooperationsbezüge zwischen Klinik und Einrichtung hinaus auch der Kontakt zwischen dem Jugendlichen und der Einrichtung weiter gehalten wird und der Jugendliche nach seiner Entlassung wieder in die Einrichtung und seine Wohngruppe und damit in seinen Alltag und seine Normalität zurückkehren kann.

2 Prinzipien systemischen Betrachtens und Arbeitens

Zu den wesentlichen Leitideen der Einrichtung gehören die Ansätze systemischen Betrachtens und Arbeitens, wie sie sich für den professionellen Umgang in der Sozialarbeit entwickelt haben. Sie ermöglichen nicht nur eine respektvolle und stützende Beziehung zwischen Jugendlichen und Erwachsenen, sondern fundieren zugleich Beratungskonzepte für besondere Fragestellungen der Jugendlichen. Die systemische Perspektive wird in der Einrichtung jedoch nicht als monokausale Methode praktiziert, sondern als eine Art und Weise verstanden, mit der Phänomene wahrgenommen, problematisiert und Unterstützungsmöglichkeiten gefunden werden.

Systemische Ansätze in der sozialen Arbeit haben sich aus einer Variante der Familientherapie entwickelt und richten sich längst nicht mehr nur an Familien, sondern auch an einzelne Personen. Wesentlich für diese Ansätze ist,

dass immer in Betracht gezogen wird, dass am Zustandekommen von Verhaltensweisen, Veränderungen oder Lösungen, die scheinbar nur eine einzelne Person betreffen, immer mehrere Personen (Systeme) beteiligt sind. Auf der Grundlage systemischen Arbeitens orientiert sich das pädagogische Handeln in der Einrichtung folgerichtig darauf, den einzelnen Jugendlichen in Gesamtgefüge seiner verschiedenartigen sozialen Netzwerke und Bezüge zu sehen und in Bezug darauf gezielt Ressourcen für seine Entwicklung zu aktivieren.

Das Menschenbild systemischer Ansätze

Wesentlich für die Arbeit innerhalb der Einrichtung wird zugleich, dass sich auch die Ausgangspunkte systemischen Arbeitens grundsätzlich unterscheiden. Während viele professionelle Ansätze davon ausgehen, dass das Ziel der Intervention sei, die Entwicklung einer selbständigen, autonomen und eigenverantwortlich handelnden Persönlichkeit voranzubringen, gehen systemische Ansätze davon aus, dass Menschen immer als autonome Handelnde verstanden werden müssen, die nicht von außen steuerbar oder gezielt beeinflussbar sind.⁴⁶ /vgl. Herwig-Lempp, 1994, S. 144ff/

Mit Bezug auf die für systemisches Arbeiten abgeleiteten allgemeingültigen Leitbilder /vgl. Herwig-Lempp, 1994, S. 146ff/ werden für die Arbeit des Mitarbeiterteams in der Einrichtung folgende Grundhaltungen als wesentlich herausgestellt:

- **Autonomie und Eigensinn:** Jeder Jugendliche/Klient wird als eine eigenständige Persönlichkeit wahrgenommen, die eigensinnig/mit eigenem Sinn und mit der ihr eigenen Autonomie unter den ihr erkennbaren und zugänglichen Handlungsoptionen auswählt. Insofern werden Autonomie und Eigensinn dem Jugendlichen vorab unterstellt und vorausgesetzt. Für die Arbeit des Mitarbeiterteams bedeutet das, folgerichtig davon auszugehen, dass jedes Verhalten Sinn macht; jeder gute Gründe hat, warum er sich so und nicht anders verhält, auch wenn dies aus der Sicht des Betrachters so nicht immer nachvollziehbar und insofern unangemessen erscheint. Insofern respektiert das Mitarbeiterteam die Bedeutung subjektiver Erfahrungen und Perspektiven der Jugendlichen und akzeptiert ein breites Spektrum von Anliegen, Meinungen, Vorlieben, religiöser Überzeugungen, Gefühle und Motive. Nur über das bewusste Wahrnehmen der Wertvorstellungen der Jugendlichen wird es möglich, Einfluss auf Verhaltensänderungen zu nehmen. Über eine aktive Arbeit an Motivationen und Handlungsstrukturen

⁴⁶ Besonders markant wird der Wechseln der Denkweisen am Beispiel der Motivationsarbeit. Systemische Ansätze gehen davon aus, dass niemand einen anderen Menschen motivieren, sondern höchstens anregen, inspirieren kann – ein Handeln, unter dessen Einwirken schließlich eine Person ihre eigene Motivation hervorbringt.

kann die Wahrscheinlichkeit, mit der die Jugendlichen spezifische Verhaltensänderungen vornehmen, erhöht werden – letztendlich fällt aber der Jugendliche immer selbst die Entscheidung für sein Verhalten.

Auch in der Einrichtung haben die Jugendlichen Subjekt ihrer eigenen Entwicklung zu bleiben, d.h. sie werden nicht nur als diejenigen gesehen, die dazu in der Lage sind, sondern ihnen wird auch ausdrücklich das Recht zugestanden und die Pflicht abverlangt, selbst zu wählen. In diesem Sinne legen sie folgerichtig selbst fest, was sie im Rahmen der ihnen zur Verfügung stehenden Möglichkeiten ändern oder erreichen wollen, tragen aber für Veränderungen auch selbst Verantwortung. Das Mitarbeiterteam setzt sein Wissen und sein Engagement zur Förderung dieser Eigenverantwortung ein und leistet dabei aktiv Hilfe.

- **Auf Krankheitskonzepte wird verzichtet:** Klassischer Weise dienen Diagnosen dazu, die Reaktionsweise auf bestimmte Störungen festzulegen und in vorgegebenen Standards/Leitsätzen zu vereinheitlichen (medizinische Behandlung, therapeutische Intervention). Die sehr komplexen und immer mit anderen jugendlichen Entwicklungsaufgaben verwobenen Problemlagen der Jugendlichen sprechen dagegen, in der Einrichtung nach derartigen Schemata zu arbeiten. Notwendig sind nicht nur Handlungspläne, die sehr individuell auf den einzelnen Jugendlichen, seine bisher entwickelten Ressourcen und Entwicklungsniveaus zugeschnitten sind (siehe Clearingphase). Die Arbeit mit Diagnosen beherbergt auch immer die Gefahr, dieses Urteil als Erklärung für ein Verhalten heranzuziehen. Indem als Ursache eine „Krankheit/eine Störung“ benannt wird, werden im Ergebnis alle Beteiligten von Verantwortung freigesprochen und als dem Geschehen ausgeliefert verstanden. Dies widerspricht dem Ansatz der Arbeit der Einrichtung, Jugendliche als Subjekte ihres Handelns zu sehen, sie in ihrer Autonomie und in ihrem Eigensinn zu stärken und sie bei ihrer Suche nach einem für sie befriedigendem Lebensstil mit verschiedenen pädagogischen Angeboten aktiv zu unterstützen.
- **Vervielfältigung der Handlungsmöglichkeiten:** Mit Bezug zu den Ansätzen systemischer Beratung versteht die Einrichtung ihre Aufgabe darin, eingefahrene Muster der Jugendlichen bei der Bewältigung ihrer Entwicklungsaufgaben behutsam aufzudecken, ihnen neue Perspektiven zu eröffnen und über das Angebot neuer Möglichkeiten für Handeln den Mut, das Selbstvertrauen und die Befähigung zu entwickeln, Neues auszuprobieren, gelingend umzusetzen und diese positiven Erfahrungen mit gesellschaftlich akzeptierten Verhaltensweisen in das persönliche Verhaltensrepertoire aufzunehmen.

- **Ausgangspunkt ist immer die Definition des Problems, wie sie der junge Mensch benennt:** Ausgehend von dem Respekt und dem Vertrauen in ihre Autonomie und ihren Eigensinn werden die Jugendlichen als diejenigen gesehen, die am besten festlegen können, in welchem Bereich und zu welchem Zeitpunkt ein Problem gelöst werden kann und soll. Über- und Unterforderungen erweisen sich als demotivierend und schaffen die Basis für Misserfolg und mangelndes Engagement. In diesem Sinne bestimmen die Jugendlichen das Tempo und die Richtung des Hilfeprozesses, das Ausmaß der Veränderung und damit das, was von ihnen bewältigt/geleistet werden kann. Auf diese Weise soll verhindert werden, dass Probleme in sie hineindefiniert werden oder aber in Dinge eingegriffen wird, die der Jugendliche gar nicht bearbeiten will/kann.
- **Der Berater/Erzieher weiß nicht im Voraus die Lösung:** Vor dem Hintergrund eines systemischen Wahrnehmungsmusters wird in der Einrichtung davon ausgegangen, dass der Gesamtzusammenhang eines Systems nicht vollständig überschaubar ist, also auch nicht geklärt werden kann, was alles hinter dem vorgegebenen Problem steckt, welche Ressourcen tatsächlich aktivierbar sind und worin eine für den Jugendlichen geeignete Lösung des Problems besteht. Insofern haben Entscheidungen für Veränderungen beim einzelnen oder dem änderungsbedürftigen System (der Gruppe, der Familie) zu verbleiben. In der Folge müssen die Möglichkeiten der Einflussnahme von außen realistisch eingeschätzt werden. Sie beschränken sich darauf, Strukturveränderungen von außen auszulösen, ohne dass es Sicherheiten dazu gibt, in welche Richtung die Veränderung oder Lösung schließlich gehen wird – das System entscheidet letztlich immer selbst über seine Entwicklung. Folgerichtig werden in der Einrichtung die Formulierung des Ziels und die dafür zu beschreitenden Wege nicht vorgegeben, sondern bleiben offen für notwendiges und legitimes Suchen. Das Pädagogen team hat in diesem Prozess die Aufgabe, neue Wege sichtbar zu machen, reale/umsetzbare Wahlmöglichkeiten zu eröffnen⁴⁷ und durch Begleitung und Unterstützung die Handlungsmöglichkeiten des einzelnen und seines Systems zu erweitern.
- **Der Jugendliche soll die Wahl haben, auch so zu bleiben, wie er ist:** Der Respekt vor der Individualität des Jugendlichen eröffnet die Möglichkeit, sich mit seinen Eigenheiten und Besonderheiten wertschätzen zu lernen und

⁴⁷ Lösungen können Veränderungen eines Verhaltens, aber auch veränderte Sichtweisen und Bewertungen sein. Es muss nicht immer eine Veränderung erreicht werden, oft wird durch die Verschiebung des Blickes auf das Problem schon Verbesserung erreicht und das Problem wird nicht mehr als so drastisch empfunden (z. B. nachholende Trauer über erlebte Verlust-erfahrungen).

deshalb nach geeigneten Strategien zu suchen, wie und wo diese Besonderheiten akzeptiert, gelungen sozial integriert und schließlich honoriert werden können. Paradoxerweise erhält der junge Mensch dadurch mehr Möglichkeiten, sich eigenständig zu entwickeln. Es ist einfacher, etwas zu ändern, wenn es einem erlaubt ist, der zu sein, der man ist.

- **Selbstverständlich ist, dass kein Zwang besteht:** Widerstand und Passivität sind vorhersagbare Muster von Emotionen und Verhaltensweisen, mit denen auf Einschränkungen von Freiheit reagiert wird und die eine konstruktive Auseinandersetzung und Entwicklung eher behindern. Insofern wird in der Einrichtung Wert darauf gelegt, dass die Jugendlichen freiwillig kommen und ihr Bleiben nicht erzwungen wird.

3 Prinzipien der Offenheit der Einrichtung

Die vorgenannten Prinzipien prägen folgerichtig das Besondere der Einrichtung, das sich nicht nur in ihrer Offenheit zeigt, sondern in der ausdrücklich „Offenheit“ als ein Grundprinzip der Arbeit formuliert wird.

Dabei wird Offenheit im weitesten Sinne verstanden:

- Die Einrichtung ist offen für Jugendliche mit einem unterschiedlichen Reservoir an Ressourcen, Erfahrungen und Vorleistungen. In diesem Sinne wird versucht, ausgrenzende Mechanismen, wie sie im Hilfesystem für bestimmte Jugendliche oft praktiziert werden, weitestgehend zu vermeiden.
- Die Einrichtung ist offen für individuelle Entwicklungswünsche, -ziele und -wege der Jugendlichen. Mit ihren Arbeitsansätzen respektiert sie nicht nur die Autonomie und Individualität des einzelnen, sondern bringt den für das Jugendalter besonders legitimen Suchprozessen, die immer sowohl durch Erfolg als auch Scheitern geprägt sind, besondere Aufmerksamkeit entgegen.
- Die Einrichtung ist räumlich offen, d.h. die Jugendlichen werden bei ihrem Aufenthalt in der Einrichtung nicht weggesperrt oder in eine Idylle/ein Inseldasein versetzt, in der ihnen durch die räumliche Distanz den Kontakt zu anderen unmöglich gemacht wird. Vielmehr werden den Jugendlichen im Sinne einer Normalisierung und Entstigmatisierung ganz gezielt so viele Zugänge wie möglich zu ganz normalen jugendlichen Alltagsbezügen eröffnet.
- Innerhalb der Einrichtung müssen Kontakte zu Menschen aus bisherigen sozialen Bezügen oder neu aufgebaute Freundschaften und Bezüge nicht abgebrochen werden. Im Gegenteil: die Jugendlichen sollen ihre neu aufgebauten sozialen Bezüge auch innerhalb der Einrichtung pflegen können. Die Öffnung spezieller Angebote der Einrichtung (z. B. Förderunterricht,

Freizeitangebote, Sport) auch für andere Jugendliche aus der Region soll zugleich der Entwicklung problematischer Gruppenstrukturen, mit einem sich separierenden, aggressiv abgrenzenden und abwertenden Verhalten gegenüber anderen, entgegen wirken. Eine solche Offenheit der Einrichtung bietet zugleich Ansatzpunkte für die Entwicklung von Offenheit gegenüber anderen Menschen, anderen Lebensstilen, fremden Kulturen u. a. als Lebenskompetenz der Jugendlichen.

- Die Einrichtung gibt keine Entwicklungswege vor, sondern Jugendliche werden bei ihrer Suche nach den von ihnen gewünschten und für sie geeigneten Zielen und Perspektiven begleitet und unterstützt (siehe systemische Arbeitsprinzipien).
- Die Einrichtung arbeitet mit einem mehrdimensionalen, integrativen Betreuungsprogramm, das offen für neue und zusätzliche Angebote ist und nicht als eine unabänderliche Vorgabe/Matrix gehandhabt wird. Das Überprüfen der Praxis durch interne und externe Begleitung und Beratung, die Entwicklung und Weiterentwicklung der Module, die Bereitschaft zu Veränderung und die Offenheit für Neues werden in besonderer Weise gefördert.
- Die Einrichtung ist sich ihrer strukturbedingten Hierarchie- und Machtgefüge in der Arbeit bewusst. Sie legt deshalb besondere Aufmerksamkeit auf Offenheit in Bezug auf Kontrolle und Kritik von außen. Sie bedient sich dazu nicht nur Methoden der Kontrolle professionellen Handelns (z. B. Supervision, Fallbesprechung). Über die Installation realer Mitsprache- und Kritikmöglichkeiten für Jugendliche, über Fachbeiräte und Arbeitsgruppen, in denen auch Vertreter der Region mitarbeiten, soll die Arbeitsweise der Einrichtung auch für Außenstehende transparent, verstehbar und kontrollierbar und damit in der Folge durch Kritik auch korrigierbar werden. Diese Offenheit setzt sich zugleich in dem Bemühen fort, durch Kooperation mit Institutionen und Regelangeboten anderer Hilfesystem zu einer solchen Form der Zusammenarbeit zu finden, dass Kritik und Veränderungsbegehren sachlich vorgebracht und ohne Gesichtsverlust akzeptiert werden können. Erst in dieser Violdimensionalität gelingt es der Einrichtung, sich ein sensibles Instrument für Qualitätskontrolle und schnelle Korrektur zu schaffen.

4 Prinzip der Multimodularität

Die Einrichtung mit ihrem ganzheitlichen und multidimensionalen Betreuungsanspruch ist grundsätzlich für alle Themen und Probleme, die ein Jugendlicher zu lösen hat, zuständig. Das bedeutet zum einen, dass mit sehr verschiedenen

Medien (u.a. kreativ, körperbezogen, Umwelt, Arbeit mit Pflanzen, Umgang mit Tieren) gearbeitet wird und unterschiedliche Erfahrungsräume in und außerhalb der Einrichtung (u.a. Gemeinschaft, Rückzugsmöglichkeiten für den einzelnen, Schule, Berufsbildung, Praktikumseinrichtungen) genutzt werden. Zum anderen arbeiten die verschiedenen Bereiche eng und in direkter Kooperation zusammen. Auf diese Weise werden die jeweiligen Felder erfahrungsbezogenen Lernens zu einem Gesamtprozess integriert. Deshalb werden die Jugendlichen von ihren Betreuern auch in den unterschiedlichen Betreuungsschwerpunkten in und außerhalb der Einrichtung begleitet, so dass ein hohes Maß an Bindung und Auseinandersetzung möglich wird. Die Arbeit der Pädagogen ist insofern nicht auf einzelne Fragestellungen und Problemfelder begrenzt (Schulschwierigkeiten, problematischer Drogenkonsum, Gewalterfahrungen, Probleme mit Eltern usw.).

Entsprechend dem bereits dargestellten Anspruch an Normalisierung steht bei den dabei notwendigen Prozessen von pädagogischer Beratung, Begleitung, Schaffung strukturell neuer Handlungsmöglichkeiten, Intervention etc. der Bezug zu alltäglichen Problemlagen und -strategien im Vordergrund. Insofern werden diese so weit wie möglich nicht als institutionelle Beratung (z. B. nicht in spezifischen Beratungsräumen der Einrichtung) realisiert, sondern als funktionelle Beratung im Alltag des Miteinanderlebens. Sie sollen zwar von den Pädagogen gezielt gesucht und professionell durchgeführt, aber möglichst aus Alltagssettings heraus entwickelt werden: beim Frühstück, Kochen, „Abhängen“, Ausflug usw.

Die Angebote sind schließlich so gestaltet, dass sie mit ihren Ansprüchen an Entwicklung die Jugendlichen zugleich fordern als auch fördern. Dazu wird auf spezifische Module mit ihren jeweiligen Lernzielen, Maßnahmen und Methoden zurückgegriffen.

Literatur

- Galuske, M. (2003): Methoden der Sozialen Arbeit. München
Herwig-Lempp, J. (1994): Von der Sucht zur Selbstbestimmung. Dortmund
Moghadam, T. (2003): Systemische Krisenintervention in der Mädchenarbeit.
In: Sozialmagazin 3(2003)28., S. 22–27
Thiersch, H. (2001): Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Online-Archiv von
„SMIP“ (Streetwork/Mobile Jugendarbeit Infopool Potsdam)

Begriff und Methode von Soziotherapie

1 Begriffsbestimmung

Der Begriff „Soziotherapie“ wird in den letzten Jahren in vielfältigen Zusammenhängen gebraucht; fast scheint er einen Zeitgeist zu bedienen, ohne den kaum eine Beschreibung professionellen Arbeitens mit Menschen auskommt.

Dabei sind die Phänomene und Methoden, die an diesen Begriff geknüpft werden, sehr unterschiedlich; teilweise drängt sich der Eindruck einer Beliebtheit seiner Verwendung auf:

- Die einen benutzen ihn, wenn sie psychotherapeutische Maßnahmen meinen, die auf die sozialen Einstellungen von Menschen gerichtet sind;
- Die anderen, wenn sie von Techniken sprechen, die der Beeinflussung der mitmenschlichen Umwelt (auch Milieuthérapie genannt) dienen;
- Dritte, wenn sie Gruppentherapie mit schizophren Erkrankten im Sinn haben;
- Vierte, wenn Sozialarbeiter oder Ergotherapeuten therapeutisch aktiv werden;
- Und neuerdings, wenn die Tätigkeiten von Sozialarbeitern beschrieben werden, die kassen-technisch relevant sind (wie z.B. Motivierung von Patienten oder das Einhalten von Behandlungsplänen) (vgl. Dörner 2002)

Damit wird deutlich, dass der Begriff „Soziotherapie“ von verschiedenen Professionen offensichtlich auf vielfältige Weise verstanden und ausgelegt wird. Insofern lassen sich für eine allgemeine Inhaltsbestimmung nur wenige Aussagen herausheben. Verallgemeinert kann festgestellt werden, dass mit dem Begriff „Soziotherapie“ der Fokus auf allgemeine soziale Aspekte menschlichen Verhaltens gelenkt wird. Dazu gehören beispielsweise die Bedeutung von Regeln, Normen, Pflichten und Freiheiten im menschlichen Miteinander, der Umgang mit Individualität (Normalität und Abweichung, individuelle Erkrankungen oder Fehlentwicklung), Aufnahme/Wiederaufnahme eines Berufes und das Zustandekommen von Interaktion in sozialen Bezügen (das Handeln im Team, der Gruppe, Milieus oder anderen Bereichen der Gesellschaft).

Aufgrund des sehr unterschiedlichen Verständnisses von Soziotherapie ergeben sich auch zahlreiche Definitionsversuche, die wiederum sehr unterschiedlich formuliert werden:

- Soziotherapie ist eine nervenärztlich/psychiatrisch verordnete Unterstützung und Handlungsanleitung für chronisch psychisch Kranke zur Überwindung krankheitsspezifischer Defizite und daraus entstehender Beeinträchtigung im sozialen Umfeld (vgl. Melchinger 1999).
- Soziotherapie stellt eine lebenspraktische Anleitung zur Eingliederung in die Gesellschaft und zur selbständigen Nutzung sozialer Angebote dar. Als die Zielgruppe, die von Soziotherapie profitiert, werden chronisch psychisch Kranke mit schweren Psychosen und psychoseähnlichen Zuständen avisiert, die umfassende therapeutische und rehabilitative Angebote benötigen (vgl. Reinke 1997).

Weitaus passender für die Arbeit mit problematisch Drogen konsumierenden Jugendlichen in der Einrichtung ist die Definition des Klinischen Wörterbuchs, auch wenn hier von Erkrankungen gesprochen wird: „Soziotherapie ist die Bezeichnung für alle Verfahren, mit denen eine Erkrankung durch Veränderung des sozialen Kontexts des Patienten günstig beeinflusst werden soll. Dazu gehören u. a. die Einbeziehung der Angehörigen in den therapeutischen Prozess, die Schaffung eines Netzes sozialer Beziehungen sowie Wohnungs- und Arbeitsplatzsicherung bzw. -beschaffung.“ (Pschyrembel a. a. O., S.1435)

2 Was sind die Ursprünge von Soziotherapie ?

Eine Expertenkommission des Bundesgesundheitsministeriums hat bereits 1988 darauf verwiesen, dass psychisch Kranke einer besonderen Behandlung bedürfen und charakteristische Problembereiche chronisch psychisch Kranker dargelegt: u. a. Kontaktstörungen, Verlust sozialer Bezüge, reduzierte Fähigkeit, den Lebensalltag eigenständig zu bewältigen, Einschränkung der Erwerbsfähigkeit, inadäquates Hilfesuchverhalten und soziale Isolation mit folgenden Rückfällen. Aufbauend darauf wurde 1989 durch das Gesundheitsreformgesetz im § 27 Abs. 1 SGB V festgelegt, dass den besonderen Bedürfnissen psychisch Kranker Rechnung zu tragen sei (insbesondere bei der Versorgung mit medizinischer Rehabilitation), aber erst 2000 wurde diese Forderung im § 37 a im SGB V verankert. Diesem gesetzgeberischen Verfahren war ein Modellprojekt mit vierjähriger Laufzeit vorausgegangen, das die Wirksamkeit soziotherapeutischer Maßnahmen bestätigt hatte.

Der Gesetzgeber zielte mit der Einführung des § 37 auf:

- Die Verbesserungen des Übergangs von der medizinischen Behandlung zur sozialen Reintegration
- Eine Kostensenkung durch direkte Zuführung zu geeigneten Behandlungsformen

3 Welche Ideen liegen dem gesetzgeberischen Willen zugrunde?

Zentraler Gedanke war das Bemühen, den Besonderheiten psychisch Kranker Rechnung zu tragen. Bei der Definition der Patientengruppen, die von diesen gesetzlichen Regelungen besonders profitieren sollten, stützte man sich auf die Klassifikation des ICDH (International Classification of impairment disability and handicap). Diese ermöglicht eine Einstufung über Störungen der Körperfunktion und Strukturen, über Beeinträchtigung von Aktivitäten und Störungen der Partizipation, d.h. der Teilhabe in Lebensbereichen.

Soziotherapie stellt in diesen Zusammenhängen jedoch keine eigene Therapieform dar, sondern kann unter den Aspekt des methodenübergreifenden Grundprinzips „helfendes Handeln“ subsumiert werden.

In diesem Sinne ist Soziotherapie bei allen Psychosen und psychosenahen Zuständen sinnvoll und angebracht, wenn folgende Defizite bestehen:

- Fehlende lebenspraktische Kompetenz
- Störungen des Antriebs, der Ausdauer und der Belastbarkeit
- Einschränkung des planerischen Denkens und Handelns sowie des Realitätsbezugs
- Störung der Kommunikationsfähigkeit, der kognitiven Fähigkeiten und mangelnde Krankheitseinsicht

Soziotherapie wird dabei als personenzentrierter, an den Belangen des Betroffenen individuell angepasster Hilfeansatz verstanden, wobei die Hilfen sowohl im häuslichen Umfeld als auch in der Inanspruchnahme sozialer Unterstützungsleistungen erfolgen können.

Laut gesetzgeberischem Willen ist Soziotherapie immer dann angebracht, wenn eine Krankenhausbehandlung vermieden oder verkürzt werden kann oder wenn diese geboten, aber nicht ausführbar ist. Die Verordnung ist begrenzt auf max. 120 Stunden, die innerhalb von drei Jahren in Anspruch genommen werden müssen.

4 Wo liegen die Wurzeln von Soziotherapie?

§ 37a des SGB V legt den Personenkreis fest, für den eine Soziotherapie infrage kommen kann: „(1) Versicherte, die wegen schwerer psychischer Erkrankung nicht in der Lage sind, ärztliche oder ärztlich verordnete Leistungen selbständig in Anspruch zu nehmen, haben Anspruch auf Soziotherapie, wenn dadurch Krankenhausbehandlung vermieden oder verkürzt wird oder wenn diese geboten, aber nicht ausführbar ist.“

Die Soziotherapie umfasst nach Absatz 2 die im Einzelfall erforderliche Koordinierung der verordneten Leistungen sowie Anleitung und Motivation zu deren Inanspruchnahme. Der Anspruch besteht für höchstens 120 Stunden innerhalb von 3 Jahren je Krankheitsfall.

(2) Der Bundesausschuss der Ärzte und Krankenkassen bestimmt in den Richtlinien nach § 92 das Nähere über Voraussetzungen, Art und Umfang der Versorgung nach Absatz 1, insbesondere:

1. die Krankheitsbilder, bei deren Behandlung im Regelfall Soziotherapie erforderlich ist,
2. die Ziele, den Inhalt, den Umfang, die Dauer und die Häufigkeit der Soziotherapie,
3. die Voraussetzungen, unter denen Ärzte zur Verordnung von Soziotherapie berechtigt sind,
4. die Anforderungen an die Therapiefähigkeit des Patienten,
5. Inhalt und Umfang der Zusammenarbeit des verordnenden Arztes mit dem Leistungserbringer.“ (§ 37a des SGB V)

5 Zielsetzung von Soziotherapie

Soziotherapie wird als zentraler Baustein einer integrierten Komplexleistung im Rahmen einer medizinischen Behandlung/Rehabilitation gesehen. Über eine begleitende Unterstützung und Handlungsanleitung zur Überwindung krankheitsbedingter Grundstörungen, die zu Beeinträchtigungen im Umgang mit der sozialen Umwelt führten, soll letztlich die soziale Integration der Patienten (wieder-)hergestellt werden. In diesem Sinne soll Soziotherapie die Betroffenen dazu befähigen, in möglichst kurzer Zeit von fremder Hilfe unabhängig zu werden; spätestens nach 120 Stunden Soziotherapie soll der Betroffene zur selbständigen Nutzung von Sozialangeboten fähig sein.

Das Bemühen um soziale Integration wird breit verstanden – beginnend mit der Fähigkeit zur Teilnahme an lebenspraktischem Training zur Inanspruchnahme verordneter medizinischer Maßnahmen, über das Erschließen von Angeboten außerhalb des medizinischen Systems durch den Betroffenen bis hin zur Arbeitsaufnahme auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt.

Mit diesen Inhalten übernimmt Soziotherapie eine Brückenfunktion zwischen einem ärztlichen Behandlungsprogramm und Angeboten außerhalb der Leistungspflicht der Krankenkassen.

Durch Soziotherapie soll zugleich die Informationsvernetzung zwischen unterschiedlichen Erbringern von Leistungen und die Koordination der ver-

ordneten Leistungen im Einzelfall optimiert und damit eine effizientere Nutzung der Ressourcen erreicht werden.

Damit wird deutlich, dass es sich bei Soziotherapie nicht um ein eigenständiges psychotherapeutisches Konzept handelt, sondern Erfahrungsregeln helfenden Verhaltens zum Inhalt hat. Sie soll die gesunden Ressourcen des Betroffenen aktivieren und nutzen.

6 Die Umsetzung der Ziele

Zu den wesentlichen methodischen Ansätzen von Soziotherapie zählen das Herstellen einer Beziehung zur Betreuungsperson, Motivierung und psychische Mobilisierung zur Überwindung sozialer Ängste.

Die oben genannten Ziele stellen hohe Anforderungen an das Qualifikationsniveau, das Engagement und die Fachkompetenz des Soziotherapeuten. Auf Seiten des therapeutisch Tätigen wird zugleich vorausgesetzt, dass er Fachkompetenz, Erfahrung und Verantwortung in seine Arbeit einbringt und Möglichkeiten und Fähigkeiten zur Selbstreflexion, Intervision und Supervision besitzt und nutzt. Dies wird insbesondere deshalb unerlässlich, weil die Störungen der Betroffenen in der Regel sehr komplex sind und jeder Fall für sich Neutralität, Einfühlungsvermögen und eine von Gleichwertigkeit geprägte therapeutische Atmosphäre benötigt.

Zur Umsetzung der Ziele ist das Entwickeln folgender Grundfähigkeiten durch den Betroffenen notwendig:

- Reflexion der eigenen Handlungs- und Funktionsweise: dabei soll dem Betroffenen sein eigenes Funktionsmuster aufgezeigt werden. Er soll sich mit seinen Denk- und Handlungsstrategien erkennen und vor allem erfahren, dass er weitere Denk- und Handlungspotenziale mobilisieren kann.
- Eine imaginäre Vorstellung des zu erreichenden Ziels: denn durch die Vorstellung eines Ziels entsteht eine Akzeptanz des Prozesses an sich und stärkt somit die Bereitschaft, an der Lösung aktiv mitzuwirken.

Für diesen Entwicklungsprozess sind durch den Soziotherapeuten wesentliche Impulse zu geben.

Sind diese „Fundamente“ gelegt, kann in eine weitere Phase der Soziotherapie übergeleitet werden. Diese ist wesentlich durch pragmatische Hilfeleistungen im Sinne der Förderung von Selbsthilfe des Betroffenen geprägt. Dazu gehören z. B.:

- Förderung einer Kontaktaufnahme zu anderen Personen unter Einbezug örtlicher Vereine, Feste, Clubs und Veranstaltungen
- Durchführung von Aktivitäten wie Kino, Einkauf oder Reiseplanung

- Entwicklung und Wiederbelebung eigener Hobbys, künstlerischer Fertigkeiten, Sport, Musik
- Sämtliche Aktivitäten des lebenspraktischen Bereichs wie Einkauf, Pflege, Wäsche und Kochen
- Begleitung zu Ärzten, Therapeuten, Beratungsstellen
- Kontaktaufnahme zum sozialen Umfeld des Patienten, Beratung und Aufklärung der Angehörigen
- Beziehungsklärung im sozialen System

Grundsätzlich sollte seitens des Betroffenen eine Bereitschaft zur Mitarbeit bestehen. Aus der Tatsache, dass bei einer Soziotherapie die Schwerpunkte der Betreuung in der Wiederherstellung des Realitätsbezugs und in der Hilfestellung bei einer Korrektur des Fehlverhaltens liegen, leitet sich folgerichtig die Notwendigkeit der Mitarbeit des Betroffenen ab.

7 Welche Berufsgruppen können Soziotherapie erbringen ?

Die wesentlichen Professionen, aus denen Soziotherapeuten rekrutiert werden, sind heute Diplom-Sozialarbeiter/innen und Pädagogen/innen.

Die Anerkennung als soziotherapeutisch Tätige ist an eine mindestens dreijährige psychiatrische Berufspraxis gebunden, wobei davon ein Jahr in einem allgemein-psychiatrischen Krankenhaus sowie ein Jahr in einer Einrichtung der ambulanten sozialpsychiatrischen Versorgung (dies kann auch eine Nervenarztpraxis sein) abgeleistet werden muss.

Des Weiteren ist eine Mitgliedschaft in einer PSAG als Teil des „Gemeindepsychiatrisches Verbundes“ sowie nachgewiesene begleitende Supervisionen verpflichtend.

Näheres ist dazu nachzulesen in „Gemeinsame Empfehlungen der Spitzenverbände der Krankenkassen dem. § 132 b Abs. 2 SGB V zu den Anforderungen an die Leistungserbringer für Soziotherapie“.

8 Fazit

Soziotherapie fördert die normalen, regelhaften, allgemeinen, alltäglichen, gesunden, nicht an Krankheit gebundenen, d.h. freien Anteile eines Individuums. Dies macht die Ansätze und Methoden von Soziotherapie für die Arbeit in der Einrichtung interessant und wichtig – sie entsprechen zum einen den Leitideen und Menschenbildern, die diesem Konzept zugrunde liegen. Zugleich orientieren sie sich an und beinhalten in ihrem Kern methodische Ansätze

ressourcenorientierten und salutogenetischen Arbeitens, die sich in der sozialpädagogischen Arbeit selbstverständlich durchgesetzt haben. Insofern stellt sich eine Identität von Wahrnehmung, Problematisierung und Handlungskonzeption zwischen sozialpädagogischen und soziotherapeutischen Ansätzen dar, die die Frage nach der Sinnhaftigkeit einer begrifflichen Differenzierung aufkommen lassen.

Der als Modewort aufgekommene Begriff „Soziotherapie“ mit seiner Konnotation zur medizinischen Behandlung, speziell in psychiatrischen Bezügen, birgt allerdings die Gefahr einer Stigmatisierung und Ausgrenzung der mit diesen Unterstützungsformen betreuten Klienten. In Abwägung der Vor- und Nachteile eines speziellen Rückgriffs auf dieses Konstrukt wird deshalb in diesem Einrichtungskonzept auf den Begriff „Soziotherapie“ verzichtet.

Literatur

- Alisch, L.-M., Rössner, L. (1980): Braunschweiger Studien zur Erziehungs- und Sozialarbeitswissenschaft – Zentrale Aspekte der Soziotherapie. Band 2, Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, Braunschweig
- Dörner, K., Plog, U., Teller, C., Wendt, F. (2002): Irren ist menschlich – Lehrbuch der Psychiatrie und Psychotherapie. Psychiatrie-Verlag, Bonn
- Melchinger, H. (1999): Ambulante Soziotherapie – Evaluation und analytische Auswertung des Modellprojektes „Ambulante Rehabilitation psychisch Kranker“ der Spitzenverbände der gesetzlichen Krankenkassen. Nomos-Verlag, Baden-Baden
- Reinke, E. (1997): Psychotherapie und Soziotherapie mit Straftätern – Klinik und Forschung. Psychosozial-Verlag, Gießen
- De Gruyter, W. (1994): Psyhyrembel – Klinisches Wörterbuch. 257. Auflage
www.lichtblick-newsletter.de/thesozio3.html
www.sozio-therapie.de
www.home.t-online.de/home/Chris-G-Roethlein/Soziotherapie.htm

Ressourcen und Problemlagen Drogen konsumierender Jugendlicher

1 Altersgruppen

Der exzessive problematische Drogenkonsum unter Kindern und Jugendlichen wird schon seit vielen Jahren thematisiert. Für die Grundlegung der Konzeption war herauszufinden, in welchem Alter sich Kinder und Jugendliche befinden, deren Lebensphase bereits von ernstzunehmenden Drogenproblemen geprägt ist. Die Auswertung aktueller Studien verweist darauf, dass zum einen das Einstiegsalter bei einigen Stoffklassen kontinuierlich sinkt (z. B. Nikotin, Cannabis) und zum anderen sich die mögliche Altersspanne für jugendliche Drogenprobleme über die gesamte Jugendphase erstrecken kann.

Aus diesem Grund wurde das Angebot der Einrichtung auf Kinder und Jugendliche im Alter zwischen 12 und 25 konzipiert. Diese Altersgrenzen können im Einzelfall auch flexibel behandelt werden.

2 Problemlagen

Problemlagen wie schlechte Ausbildung, Arbeitslosigkeit oder Schulden gelten in der Regel als Folgen eines problematischen Drogenkonsums. Es ist jedoch auch zu berücksichtigen, dass diese und auch weitere Probleme ebenso die Ursache eines problematischen Drogenkonsums sein können: Ursache und Wirkung sind nicht immer eindeutig bestimmbar.

Ausgehend vom Menschenbild und den Leitideen der Einrichtung werden Drogen gebrauchende Menschen nicht als passiv der (jeweiligen) Droge oder Abhängigkeit ausgeliefert und damit als unmündige Objekte biographischer und drogenbezogener Lebensentwicklung (Opferstatus) gesehen, sondern als Menschen, die aktiv ihr Verhalten steuern und auch verändern können (vgl. Schneider 2000). Diese Sichtweise wird auch auf Jugendliche mit exzessivem Drogenkonsum übertragen, die eine schwierige, wenn nicht sogar die

schwierigste Phase ihres Lebens durchleben und zur erfolgreichen Bewältigung ihrer Probleme professionelle Hilfe und Unterstützung benötigen.

Wenngleich die Einrichtung nicht vom einem Defizitblick, sondern von den Stärken und Ressourcen der Jugendlichen bei der Gestaltung ihres eigenen Lebens mit und ohne Drogen ausgeht, sind dennoch einige allgemeine Problemlagen zu nennen, mit denen das Mitarbeiterteam konfrontiert ist. Diese Probleme ergeben sich in unterschiedlichsten Bereichen und Ebenen und können die Entwicklung der Jugendlichen nachhaltig beeinträchtigen.

Zu den Zielgruppen der Einrichtung zählen Jugendliche, deren Entwicklung durch folgende Probleme geprägt ist:

- **Problematischer Drogenkonsum.** Generell gibt es keine einheitliche Definition für problematischen Drogenkonsum von Jugendlichen. Deshalb orientiert sich die Einrichtung an Kriterien, mit denen wissenschaftliche Studien problematischen Konsum definieren (vgl. Reitox-Bericht 2002, S. 19). Hier gilt ein Konsum psychoaktiver Substanzen als problematisch, wenn:
 - Er mit Risiken verbunden ist (riskanter Konsum).
 - Ein schädlicher Gebrauch oder (F1x.1) nach ICD oder DSM vorliegt.
 - Von einer Abhängigkeit (F1x.2x) im Sinne einer klinischen Diagnose (ICD oder DSM) gesprochen werden kann.
 - Schäden für andere Personen verursacht werden.
 - Negative soziale Konsequenzen oder Delinquenz damit verbunden sind.
 - Der Konsument seinen Konsum selbst so empfindet.
- **Eine Auflage nach §35 BtmG** ausgesprochen wurde.
- **Durch exzessiven Konsum von Drogen** die Gefahr besteht, ein problematisches Konsumverhalten zu entwickeln.
- **Destruktive Lebenssituationen** z. B. im Sinn der von Straßenkindern, Schulversagern, Arbeitslosen, Kindern und Jugendlichen aus „Broken-home-Situationen“ oder aber Lebenssituationen existieren, die bereits als Folge ihres bisherigen Lebensstils entstanden sind (delinquentes Verhalten, Schulden, Obdachlosigkeit, Schul- und Ausbildungsabbrüche, Krankheiten, Prostitution, Substitution, Misshandlung etc.). Für diese Jugendlichen gilt zugleich, dass sie diese Lebenssituationen nicht allein vollständig bewältigen können bzw. für den Beginn ihrer Bearbeitung in einer nächsten (neuen) Lebensphase die Stabilisierung, Unterstützung und Orientierungshilfe der Einrichtung brauchen.
- **Eine so genannte Doppeldiagnose besteht**, soweit diese die Handlungskompetenzen der Einrichtung nicht überfordert.

- **Polyvalente Konsummuster entstanden sind**, wie sie in vielen Drogen-Szenen verbreitet sind⁴⁸.

3 Problembündelungen und Entwicklungsniveaus der Jugendlichen

Die Problemlagen von Jugendlichen sind so individuell, wie ihre Persönlichkeit. Es wird davon ausgegangen, das Augenmerk vorwiegend auf die Ressourcen zu richten, ohne die negativen Aspekte auszublenden.⁴⁹

Das Aufgreifen der genannten Problemstellungen ist in vielen Fällen schwierig. Vielfach nahmen die Jugendlichen andere Hilfeangebote nicht an oder sind daran bereits mehrfach gescheitert. Die Situation der Jugendlichen erscheint häufig desolat, wobei die komplexen und miteinander verwobenen Probleme physischen, psychischen und sozialen Kategorien zugeordnet werden können – ein Verfahren der Systematisierung, das jedoch nicht dazu verleiten darf, die Interdependenzen zwischen den Einzelproblemen zu übersehen.⁵⁰

Physische Problemlagen:

- Allgemein schlechter körperlicher Zustand mit Mangelernährung, nicht heilenden Wunden, Erschöpfung, Krankheitsanfälligkeit
- Drogenkonsumenten sind nach den Homosexuellen die zahlenmäßig zweitgrößte Risikogruppe für HIV-Infektionen und AIDS
- Andere erworbene Infektionskrankheiten (Hepatitiden, Pilze, TBC, sexuell übertragbare Krankheiten)

⁴⁸ Polyvalenter Konsum (Mischkonsum) meint die Kombination von mindestens zwei psychoaktiven Substanzen zur gleichen Zeit oder innerhalb eines Wirkungszeitraumes, um den Wirkungseffekt der jeweiligen Substanzen zu verstärken, zu verändern oder zu verlängern. Problematischer polyvalenter Konsum ist nachweislich schwerer zu bearbeiten als der problematische Konsum einer einzelnen Droge.

⁴⁹ Als Beispiel sei auf den Lebens- und Handlungsraum „Drogenszene“ verwiesen. Dieser erscheint oft nur als Ort der Unordnung, Unmoralität und als kriminelles Ghetto. Dabei hat er mit seinen spezifischen psychosozialen Funktionen zugleich auch eine besondere Bedeutung für die Dazugehörenden: Eine Drogenszene kann für Drogen konsumierende Menschen z. B. Orientierung vermitteln, Familienersatz beinhalten, Sicherheit gewähren, Identifikationen bereitstellen und Lebenssituationen stabilisieren.

⁵⁰ Dabei steht die Häufigkeit und Schwere der auftretenden Probleme nicht in Zusammenhang mit der prozentualen Verbreitung der jeweiligen substanzspezifischen Konsummuster (z. B. Gruppe der Ecstasykonsumenten, Gruppe der Cannabiskonsumenten etc.). Es zeigt sich, dass beispielsweise die Gruppe der Opiatabhängigen prozentual gesehen die kleinste Gruppe unter den Konsumenten von psychoaktiven Substanzen ist. Sie ist aber die Gruppe mit den meisten gesundheitlichen Folgeproblemen (HIV, Hepatitis B und C, Mangelernährung, Haut- oder Geschlechtskrankheiten u. a. andere gesundheitliche Beeinträchtigungen wie Zahn-, Mund- und Kieferkrankheiten, internistische oder psychiatrische Störungen) (vgl. Reitox-Bericht 2002, S.35-38).

-
- Retardierung in der körperlichen Entwicklung
 - Akute bzw. chronische Erkrankungen
 - Organische/psychosomatische Krankheiten
 - Drogenbedingte Folgeerkrankungen
 - Noch andauernde Substitution

Soziale Problemlagen:

- Gestörte Beziehung zu Angehörigen /Verwandten
- Gestörte Beziehungen im gesamten sozialen Netz
- Alleinstehend, keine feste Partnerschaft (gilt als wichtiges Element für soziale Wiedereingliederung und trägt zum Behandlungserfolg bei (vgl. Reitox-Bericht 2002, S. 40)
- Arbeitslosigkeit
- Fehlende Ausbildung
- Fehlender Schulabschluss
- Schulden
- Verstöße gegen das BtmG und sonstige Verstöße gegen das Gesetz (z. B. Rezeptfälschungen zum Erlangen von Betäubungsmitteln, Unfallverursachung oder Gewaltdelikte unter Einfluss psychoaktiver Substanzen)
- Bereits geltende Strafen oder noch anstehende Gerichtsverfahren

Psychische/Psychosoziale Problemlagen:

- Misstrauen gegenüber Hilfe, entstanden durch Inanspruchnahme mehrerer Angebote, die jedoch nie oder ohne Erfolg zu Ende geführt wurden
- Misshandlung
- Sexueller Missbrauch, resultierend Probleme, körperliche Nähe zuzulassen
- Prostitution
- Verloren gegangene oder nie erlernte alltagspraktische Fähigkeiten (Hygiene, Gesundheit, Haushaltsführung, Umgang mit Geld etc.)
- Gestörte oder nie erlernte Fähigkeiten, Werte und Normen wahrzunehmen und sich an diese zu halten bzw. diese zu respektieren
- Allgemein negative bzw. diskriminierende Erfahrungen mit herabschauenden Erwachsenen, Ärzten und Pädagogen bzw. Sozialarbeitern
- Schwierigkeiten beim Wahrnehmen bzw. Einschätzen der eigenen Ressourcen, Talente, Fähigkeiten und Fertigkeiten

4 Voraussetzung für die Aufnahme

Bei der Aufnahme der Jugendlichen sollte Freiwilligkeit gelten. Zu diesem Ziel haben alle an der Hilfeplanung Beteiligten durch entsprechende Motivationsarbeit und Aushandlungsprozesse beizutragen.

Bei exzessivem Drogenkonsum wird der Aufnahme eine bis zu vierwöchige Entgiftung vorgeschaltet, in der jedoch bereits Kontakte zu dem Jugendlichen entwickelt werden.

In der Einrichtung gelten alle aktuellen deutschen Gesetze, an die sich die Jugendlichen ebenso wie das Personal zu halten haben. Die Aufnahme der Jugendlichen ist somit an die Bereitschaft gebunden, diese Normative (einschließlich der Regelungen des BtmG zum Umgang mit illegalen Drogen) einzuhalten.

5 Ressourcen und Stärken

In der Einrichtung wird ein ressourcenorientierter Ansatz vertreten, durch den die Stärken der Jugendlichen in den Vordergrund gerückt und an diese angeknüpft wird. Folgerichtig stützt sich die Arbeit des Mitarbeiterteams wesentlich auf den Empowerment-Ansatz.

In Anlehnung daran bringen die Jugendlichen neben ihren Problemen auch eine ganze Menge Stärken, Talente, Fähigkeiten und Fertigkeiten in den Alltag der Einrichtung ein.

Die Jugendlichen waren/sind:

- Bisher in der Lage, ihren schwierigen Lebensalltag (und alles was damit verbunden war) selbst zu organisieren und zu meistern.
- In einigen Bereichen den „normalen“ Jugendlichen voraus. Dies betrifft z. B. Selbständigkeit, Ablösung vom Elternhaus, Emanzipation, Beschaffung von lebenswichtigen Dingen wie Nahrung, Kreativität, um bei Problemen und Mangelsituationen improvisieren zu können.
- Fähig, sich in ihre Peer-Group unter bestimmten Bedingungen einzuordnen und sich mit ihr identifizieren zu können.
- Mutig und ausdauernd, vor allem, wenn sie „gegen den Strom“ schwimmen und entgegen gesellschaftlich vorgeschriebenen Werten und Normen leben.

6 Aufenthaltsdauer

Die Dauer des Aufenthalts in der Einrichtung hängt von der Entwicklung bzw. von den Zielen des Jugendlichen ab. So wird der Aufenthalt eines Jugendlichen länger dauern, wenn das Ziel besteht, den Schulabschluss oder eine Berufsausbildung zu Ende zu bringen

Generell gilt jedoch die Devise: „So lange wie nötig, so kurz wie möglich“.

7 Notaufnahme

Auf das Angebot einer speziellen Notaufnahme bereitet sich die Einrichtung nicht gezielt vor.

Literatur

- Ministerium für Arbeit, Frauen, Gesundheit und Soziales (2000): Moderne Drogen- und Suchtprävention. Berlin
- Bundesministerium für Gesundheit und Soziale Sicherung (2003): Drogen- und Suchtbericht 2003. Berlin
- Bundesministerium für Gesundheit und Soziale Sicherung (2004): „Drogen- und Suchtbericht 2004. Berlin
- Kleiber, D., Soellner, R. (1998): Cannabiskonsum – Entwicklungstendenzen, Konsummuster und Risiken (in Zusammenarbeit mit Peter Tossman), Juventa Verlag, München
- Sturzbecher, D. (2002): Jugendtrends in Ostdeutschland. Leske+Budrich, Opladen
- Institut für Soziale Arbeit e.V. (1998): Erziehungshilfen im Grenzbereich von Jugendhilfe und Jugendpsychiatrie. Münster
- Mentzos, St., Münch, A. (2003): Psychose und Sucht. Vandenhoeck & Ruprecht; Göttingen
- Raithel, J. (2001): Risikoverhaltensweisen Jugendlicher. Leske+Budrich, Opladen
- Staley, B. (1995): Pubertät. Urachhaus, Stuttgart
- Meyer, E. (2000): Die Techno-Szene. Leske+Budrich, Opladen
- Hitzler, R.; Pfadenhauer, M. (2001): Techno-Soziologie. Leske+Budrich, Opladen
- Saunders, N. (1998): Ecstasy. Nachschattenverlag, Rieden
- EBDD, BMGS (2002): Reitox-Bericht 2002. Berlin

Zum Umgang mit Doppeldiagnosen

1 Begriffsbestimmung

Im Allgemeinen wird unter Doppeldiagnose ein Spezialfall von Komorbidität verstanden, d.h. bei einer Person tritt eine Störung auf, die ausgelöst wird sowohl durch den Konsum einer oder mehrerer psychoaktiver Substanzen und gleichzeitig durch mindestens eine Störung aus dem psychische Formenbereich. Der Begriff Doppeldiagnose macht weder eine Aussage über den Schweregrad der einzelnen Störungen noch über den Schweregrad der Doppeldiagnose.

Unter dem Doppeldiagnose wird jedoch nicht das gleichzeitige Vorliegen mehrerer Störungen durch psychoaktive Substanzen subsumiert; hierfür gelten die Begriffe polyvalenter oder multipler Drogenkonsum bzw. Mehrfachabhängigkeit.

Da Substanzstörung und psychische Störung keine einheitlichen Begriffe sind – sie werden mehrdimensional (in mehreren Richtungen) definiert – wird die Definition einer Doppeldiagnose kompliziert.

Doppeldiagnosen sind von substanzinduzierten psychischen Störungen zu unterscheiden (siehe Tabelle 1).

2 Zur Epidemiologie von Doppeldiagnosen

Die Aussagen zur epidemiologischen Verbreitung von Doppeldiagnosen sind relativ ungesichert. Zwar weisen Untersuchungen hohe Prävalenzraten von Personen mit Doppeldiagnosen nach und unterlegen diese nach Häufigkeit und zeitlichem Muster der Komorbidität (vgl. Lieb, Isensee 2002). Differenziertere Aussagen für Deutschland, sind jedoch wenig aktuell (vgl. Wittchen et al. 1992). Aktuelle Daten liegen leider nur zur USA-Bevölkerung (vgl. Regier et al. 1990) und als Überblicksdaten zu mehreren westlichen Ländern (vgl. Kessler et al. 1994) vor. Auch aus den zugänglichen Statistiken (Krankenhausstatistik, Suchthilfestatistik) geht NICHT hervor:

- welches Alter Doppeldiagnosepatienten haben
- welche Substanzstörung mit welcher psychischen Störung diagnostiziert wurde

- welche Störung vorrangig ist.
- Die Statistik der Suchthilfe zeigt lediglich:
- die Hauptdiagnosen von Klienten
 - die Einzeldiagnosen von Klienten
 - die Einzeldiagnosen in Verbindung damit, ob KEINE, mindestens EINE oder mindestens ZWEI psychiatrische Diagnosen vorliegen
- Insofern ist die Datenlage, auf die sich bei der Umgangsweise mit Doppeldiagnosen von Jugendlichen gestützt werden kann, sehr vage.

Tabelle 1: Psychische Störung und Drogenkonsum

Psychische Störung und Drogenkonsum	
Die psychische Störung tritt als direkte Folge von Substanzkonsum auf und bildet sich spätestens nach mehrwöchiger Abstinenz zurück.	Die psychische Störung bestand vor dem Substanzkonsum und bleibt trotz mehrwöchiger Abstinenz bestehen oder wird indirekt infolge psychosozialer Veränderungen gefördert oder ausgelöst.
Substanzintoxikation Substanzenzug Substanzinduzierte Störung	Doppeldiagnose Nichtsubstanzinduzierte Störung (auch: primäre, substanz-unabhängige oder eigenständige psychische Störung)
Häufige substanzinduzierte psychische Störungen: <ul style="list-style-type: none"> • Intoxikationssymptome • Entzugssymptome • Substanzinduziertes Delir • Fortdauernde substanzinduzierte Demenz • Substanzinduzierte psychotische Störung • Substanzinduzierte affektive Störung • Substanzinduzierte Angststörung • Substanzinduzierte Schlafstörung 	Häufige nicht substanzinduzierte Störungen bei Doppeldiagnose-Patienten sind: <ul style="list-style-type: none"> • Affektive Störungen • Angststörungen • Psychotische Störungen • Substanzinduzierte sexuelle Funktionsstörung • Persönlichkeitsstörungen wie <ul style="list-style-type: none"> - „Antisoziale Persönlichkeitsstörung“ - „Borderline-Persönlichkeitsstörung“

3 Typische nicht substanzinduzierte psychische Störungen

Die größte Verbreitung unter den Kombinationen aus einer Substanzstörung und einer psychischen Störung scheint das gemeinsame Auftreten von Angststörungen oder Depressionen mit problematischem Substanzkonsum zu haben. Diese Doppeldiagnose findet sich besonders häufig bei Alkohol- und Sedativmissbrauch und bei multiplen Konsummustern.

Oft entwickelt sich offensichtlich ein Teufelskreis derart, dass in Selbstmedikation mit psychoaktiven Substanzen versucht wird, Angstsymptome zu kontrollieren. Die sich anschließende Intoxikation und der einsetzende Entzug führen jedoch nach anfänglicher Erleichterung zur Verschlimmerung der Angstsymptome/Depression und begünstigen eine Dosissteigerung, der wiederum eine Eskalation der psychischen Beeinträchtigungen folgt. Letztlich können in der Folge die primäre und sekundäre Störung nicht mehr klar differenziert werden.

Zu den Doppeldiagnosen im einzelnen:

Affektive Störungen

- Ausgeprägte und über Tage bis mehrere Wochen anhaltende Veränderung der Stimmungslage.
- Begleitet von einem manischen oder hypomanischen und/oder depressiven Syndrom.
- Häufig vertreten ist die Major Depression, ABER: eine substanzinduzierte Depression kommt häufiger vor als eine substanzunabhängige Depression.
- Major Depression tritt oft zusammen mit Missbrauch/Abhängigkeit von verschiedenen psychoaktiven Substanzen/multipler Drogenkonsum auf (z. B. Alkohol + Beruhigungsmitteln).

Angststörungen

- Charakteristisch sind: Angstsymptome und Vermeidungsverhalten.
- Angst ist dominantes Symptom bei einer Panikstörung und einer generalisierter Angststörung.
- Vermeidungsverhalten steht bei Phobien (z.B. Sozialphobie) im Vordergrund.
- Bei der posttraumatischen Belastungsstörung entwickelt sich anhaltendes Vermeidungsverhalten und anhaltende Hypererregung (z.B. nach einem traumatischen Ereignis).

Psychotische Störungen

- Hauptmerkmale sind Wahnphänomene, Halluzinationen, desorganisierte Sprachäußerungen und Verhaltensweisen

Persönlichkeitsstörungen

- Es besteht ein anhaltendes Muster von Erleben und Verhalten, welches von den Erwartungen der soziokulturellen Umgebung deutlich abweicht, tiefgreifend und unflexibel ist.

- Machten sich in mindestens zwei der folgenden Bereiche bemerkbar: Denken, Affektivität, Beziehungsgestaltung und Impulskontrolle.
- Bei Doppeldiagnosen unter Beteiligung von Persönlichkeitsstörungen kommen gehäuft die antisoziale und die Borderline-Persönlichkeitsstörung vor (zur Diagnose siehe Tabelle 2).

Tabelle 2: Persönlichkeitsstörungen

Antisoziale Persönlichkeitsstörung	Borderline-Persönlichkeitsstörung
<p>Hauptmerkmale sind Missachtung und Verletzung der Rechte anderer.</p> <p><i>Kriterien (3 müssen erfüllt sein):</i></p> <ul style="list-style-type: none"> • Gesetzeswidriges Verhalten • Falschheit • Impulsivität • Reizbarkeit und Aggressivität • Rücksichtslose Missachtung der eigenen Sicherheit bzw. der Sicherheit anderer • Verantwortungslosigkeit und/oder fehlende Reue 	<p>Hauptmerkmale sind Instabilität in zwischenmenschlichen Beziehungen, im Selbstbild und in den Affekten, Impulsivität.</p> <p><i>Kriterien (5 müssen erfüllt sein):</i></p> <ul style="list-style-type: none"> • Intensive Ängste vor Verlassenwerden • Intensive instabile Beziehungen zwischen Idealisierung und Entwertung • Identitätsstörung • Impulsivität in selbstschädigendem Verhalten (Glücksspiel, Geldausgeben, Sexualität, Substanzkonsum, Essanfälle) • Selbstverletzung oder suizidale Handlungen • Affektive Instabilität • Chronisches Gefühl von Leere • Unangemessen heftige Wut • Vorübergehende paranoide Vorstellungen • Dissoziative Symptome unter starker Belastung

4 Zur Unterscheidung der Schweregrade von Doppeldiagnosen und deren Prognosen

Die Umgangsweise der Einrichtung mit Doppeldiagnosen entscheidet sich danach, welcher Schweregrad im Einzelfall vorliegt. Dazu werde vier Typen von Doppeldiagnosen unterschieden (nach Rosenthal und Westreich):

1. Schwere Substanz- und schwere psychische Störung → eher chronischer Verlauf und ungünstige Prognose
2. Leichte Substanz- und schwere psychische Störung → Verlauf und Prognose hängen von der Schwere der psychischen Störung ab
3. Schwere Substanz- und leichte psychische Störung → bei erfolgreicher Suchtbehandlung sind Verlauf und Prognose günstig

4. Leichte Substanz- und leichte psychische Störung → Verlauf und Prognose sind günstig

5 Zur Aufnahme von Jugendlichen mit Doppeldiagnose

Die Voraussetzungen für die Aufnahme von Jugendlichen mit Doppeldiagnose in die Einrichtung orientieren sich an den Regelungen, die für alle Jugendlichen gelten (siehe Konzept).

Darüber hinaus wird darauf hingewirkt, dass der Aufnahme eine bis zu vierwöchige Entgiftung in einem spezialisierten Fachkrankenhaus vorangeht, wobei in dieser Zeit eine ausführliche Diagnostik die besonderen Problemlagen abzuklären hat.

Die Orientierung auf den Zeitraum von vier Wochen ergibt sich aus der Überlegung, dass bei Symptomen, die mehr als vier Wochen bestehen, von einer nicht substanzinduzierten Störung ausgegangen und eine Doppeldiagnose festgestellt werden kann.

6 Ausschlusskriterien

Aus den Aufnahmekriterien ergibt sich, wann eine Aufnahme ausgeschlossen ist.

Insbesondere bei Doppeldiagnosen:

- ist keine Notaufnahme möglich.
- muss auf eine Entgiftung und eine sorgfältige diagnostische Abklärung bestanden werden.

7 Zum Umgang mit Jugendlichen mit Doppeldiagnosen

Der Umgang mit Jugendlichen, für die eine Doppeldiagnose gestellt werden muss (vielfach als Doppeldiagnosepatienten bezeichnet = DDP), ist durchaus ambivalent und kann nicht pauschal entschieden werden. Neben einer Reihe von Gründen, die für eine Aufnahme sprechen, sind auch die Grenzen der Handlungsmöglichkeiten und der Kompetenzen der Einrichtung in jedem Einzelfall sorgsam abzuwägen (siehe Tabelle 3).

Grundsätzlich gilt, dass Drogen konsumierende Jugendliche mit Doppeldiagnose in die Einrichtung aufgenommen werden, soweit die Schwere der gestellten Diagnose diese nicht überfordert und über Kooperationsbeziehungen zu jugendpsychiatrischen und jugendpsychotherapeutischen Einrichtungen ge-

nügend fachliche Kompetenzen und spezifische Angebote für die Arbeit erschlossen werden können.

Tabelle 3: Entscheidungsprozess Für oder Gegen eine Aufnahme

Aufnahme	
JA, weil ...	NEIN, weil ...
<ul style="list-style-type: none"> • Die Anzahl der DDP nimmt zu. • DDP sind schwer in Einrichtungen vermittelbar. • DDP werden, zum Nachteil für die jeweilige Hilfe suchende Person, oft zwischen den Angeboten „hin- und hergeschoben“: Bereiche der Psychiatrie lehnen Personen mit einer Suchterkrankung ab und Angebote im Bereich der Suchtkrankenhilfe lehnen Personen mit einer zusätzlichen psychiatrischen Diagnose ab. • DDP haben ähnliche Problemlagen wie Personen mit „nur“ einer Substanzstörung <ul style="list-style-type: none"> - Beziehungsprobleme - Besonderheiten bei der Bewältigung jugendlicher Entwicklungsaufgaben - instabile Lebensumstände - gesundheitliche und rechtliche Probleme - Unterstützungs- und Hilfebedarf - fehlende oder negative Zukunftsperspektiven • Auch bei DDP lautet das Ziel: Abstinenz oder Reduktion des Substanzkonsums. • (je nach Schweregrad) kann in enger Zusammenarbeit mit notwendigen Fachleuten eine psychischen Störung auch ambulant therapiert werden. • Eine Medikation kann in der Einrichtung erfolgen. <p>Wenn eine leichte DD vorliegt, liegt die durchschnittliche Behandlungsdauer bei einem Jahr.</p>	<ul style="list-style-type: none"> • Eine Kenntnis der Vielzahl von Besonderheiten verschiedener Störungsbilder und deren Kombinationen vorzusetzen ist. • Erfordert eine sorgfältige und fortlaufende diagnostische Abklärung der Zusammenhänge zwischen beiden Störungen (Substanzstörung + psychische Störung). • In der Regel ist eine sehr anspruchsvolle Therapie nötig. • Abbrüche sind häufig und können die Gruppenprozesse in der Einrichtung sehr stören/gefährden. • Einerseits muss die psychische Störung und andererseits die Substanzstörung behandelt werden. DDP erfordern insofern von den Mitarbeitern Mehrfachkompetenzen. • Vielfach ist eine anspruchsvolle und komplexe Pharmakotherapie nötig. • Die Veränderungsmotivation bleibt über längere Zeit instabil. • Wenn eine schwere DD vorliegt, sind lange Behandlungszeiten (im Durchschnitt 2,3 oder mehr Jahre) nötig. • Die Dynamik der DDP ist variabel und reicht vom Rückfall in Abhängigkeit, der einen Rückfall in die psychische Störung bewirkt und umgekehrt.

Literatur

- Schwoon, D., Krausz, M. (1994): Psychose und Sucht. Lambertus Verlag, Freiburg im Breisgau
- Moggi, F., Donati, R. (2004): Psychische Störungen und Sucht – Doppeldiagnosen. Hogrefe Verlag, Göttingen
- DHS (2003): Jahrbuch Sucht 2004. Neuland Verlag, Geesthacht
- Dilling, H.W., Mombou, M., Schmidt, H. (1993): Internationale Klassifikation psychischer Störungen. Verlag Huber, Bern
- Institut für Therapieforchung (2002): Suchthilfestatistik 2002 für Deutschland. München
- Spiegel, H., Simon, R., Hüllinghorst, R., David-Spickermann, M. (2002): Bericht des Nationalen Kontenpunkts Deutschland an die EBDD – Drogensituation 2002, Köln
- Schäfen, I. (2004): Cannabis und psychotische Störungen – Zusammenhänge und integrative Therapie. In: Konturen – Fachzeitschrift zu Sucht und sozialen Fragen 3(2004)25. S. 8-9, Bad Orb
- D'Amelio, R., Behrendt, B. (2004): Das GOAL-Konzept – Integrative Therapie von Patienten mit einer Pschose aus dem schizophrenen Formenkreis und komorbidem Substanzkonsum. In: Konturen – Fachzeitschrift zu Sucht und sozialen Fragen 3(2004)25. S. 10-11, Bad Orb
- Zumbeck, S. (2004): Sucht und Depression – Integrative Beratung und Behandlung der Doppeldiagnose in der Übergangs- und Adaptionseinrichtung AHORNHOF. In: Konturen – Fachzeitschrift zu Sucht und sozialen Fragen 3(2004)25. S. 12-13, Bad Orb
- Holzbach, R. (2004): Suchtpatienten mit zusätzlichen Angststörungen. In: Konturen – Fachzeitschrift zu Sucht und sozialen Fragen 3(2004)25. S. 14-15, Bad Orb
- Caspers-Merk, M. (2004): Drogen- und Suchtbericht 2004. Berlin
- Stadt Leipzig (2003): 2. Suchtbericht der Stadt Leipzig. Leipzig

Gruppenkonflikte als Lernfelder

1 “Konflikte sind keine Katastrophe, sondern der Motor der Persönlichkeitsentwicklung”

In der pädagogischen Arbeit wird bewusst von einer ausschließlich negativen Wahrnehmung von Konflikten Abstand genommen. Mit solcher Sichtweise wird oft übersehen, dass Konflikte auch Chancen für Persönlichkeitsentwicklung beherbergen können. Es wird deshalb von einem konstruktiven Konfliktbegriff ausgegangen, mit dem diese als wesentlich für das soziale Lernen Jugendlicher verstanden und der Konfliktbewältigung ein enormes Lern- und Wachstumspotential zugesprochen wird. Dieses gilt es, pädagogisch aktiv zu nutzen.

Ein Konflikt bezeichnet landläufig Meinungsverschiedenheiten, Uneinigkeiten und Spannungen, die entstehen, wenn Handlungen und Meinungen zwischen Gruppenmitgliedern unannehmbar werden und Widerstand in der Gruppe erzeugen. Konflikte können zwischen Mitgliedern derselben Gruppe (Intragruppenkonflikt) oder zwischen mehreren Gruppen (Intergruppenkonflikt) entstehen.

Beim Intragruppenkonflikt können die Einheit und das Zusammengehörigkeitsgefühl der Gruppe in Gefahr geraten. Vor allem wenn der Konflikt einer Gruppe zwischen der Mehrheit und einer Minderheit stattfindet, kann er an bestimmte Persönlichkeitsmerkmale wie z. B. Geschlecht, Rolle und Status geknüpft sein.

In kleineren Gruppen nimmt bei steigender Kontaktdichte und in engeren räumlichen Verhältnissen die Konfliktwahrscheinlichkeit zu. Diese Zusammenhänge werden in der Einrichtung gezielt genutzt, indem die Jugendlichen in verschiedenen strukturierten Wohngruppen leben und in einem gruppengeprägten sozialen Nahfeld ihren Alltag zu organisieren haben. Die dabei folgerichtig auftretenden Konflikte werden vom Mitarbeiterteam der Einrichtung aktiv genutzt, um Jugendliche bei der Entwicklung ihrer Konfliktfähigkeiten zu unterstützen.

2 Gezielte pädagogische Arbeit mit Konflikten

Die Ursachen von Konflikten können persönliche, substanzielle, prozedurale, soziale Dilemmata und Wettbewerb (z. B. um die Aufmerksamkeit des Gruppenleiters oder um eine besondere Rolle in der Gruppe) sein.

Ausgehend von dem in der Einrichtung verfolgten Normalitätsprinzip sollen sich Konflikte als Lernfelder der Jugendlichen folgerichtig aus dem Alltag ergeben und nicht von außen eingebracht oder forciert werden⁵¹. Aktiv greift das Team dann ein, wenn sich Probleme aus der Bildung von Untergruppen (ab einer Gruppengröße von 12 Personen) oder durch Feindseligkeit ergeben oder aber Jugendliche durch persönliche Eigenheiten einzelner Jugendlicher immer wieder Konflikte auslösen.

Mit diesen Leitgedanken ist durch das Mitarbeiterteam eine besondere Sensibilität für offene und verdeckte Gruppenkonflikte zu entwickeln. Symptome für Konflikte in der Gruppe können sein:

- Körperlich in Szene gesetztes Desinteresse, z. B. gähnen, schweigen, lachen.
- Die Mitglieder gehen miteinander ungeduldig und unruhig um.
- Ideen werden angegriffen, bevor sie ausgesprochen werden.
- Die Mitglieder greifen sich persönlich an und missverstehen bewusst die Beiträge anderer.
- Unentschlossenheit und erhebliche Schwierigkeiten zu einer Einigung über Pläne oder Vorschläge zu kommen.
- Die Gruppenmitglieder sprechen abfällig über ihre Gruppe.
- Mangel an Kompromissbereitschaft.
- Rivalität unter Gruppenmitgliedern.

3 Konfliktlösungskompetenzen erlernen

Viele Jugendliche kennen als Problemlösungsmittel nur Gewalt. Sie haben dies im Elternhaus, aus den Medien oder in ihrer individuellen Lebensgeschichte als einzig Erfolg versprechende Strategie kennen- und umsetzen gelernt. In der Einrichtung wird deshalb davon ausgegangen, dass die Aneignung von Konfliktlösungskompetenzen ein wichtiger Bereich pädagogischen Arbeitens ist, der gezielt und klar strukturiert zu vermitteln ist. Zu den Lernzielen gehört, dass die Jugendlichen ein Grundwissen über Konflikte, deren Ursachen und Entwicklungsmuster erlernen, Konfliktursachen versachlicht wahrnehmen und analysieren können, fähig sind, Lösungsstrategien außerhalb von Gewaltanwendung

⁵¹ In diesem Sinne ist die Aufmerksamkeit des Mitarbeiterteams auch darauf gerichtet, nicht durch häufigen Wechsel der Gruppenmitglieder die Gruppe unnötig zu destabilisieren.

zu entwickeln und sich selbst als verantwortlich und fähig für die Bearbeitung von Konflikten erleben, von denen sie selbst und ihr soziales Umfeld betroffen sind.

Diesen Lernzielen ist auch das pädagogisch-methodische Inventar anzupassen. Im Mitarbeiterteam sind klare Verfahrensregeln dazu aufzustellen, wie in der Einrichtung die Aneignung geeigneter Konfliktlösungskompetenzen aktiv und methodisch gesichert gefördert werden soll. Als eine Form, an die sich dabei angelehnt werden kann, wird hier auf Mediation verwiesen. Mit ihren Grundideen und ihrem methodischen Ansatz ist sie durchaus geeignet, als Modell für pädagogische Strategien zu dienen, mit denen auch in der Einrichtung gearbeitet werden kann.

4 Modell „Mediation“

Mediation hat sich zu einem umfangreichen Instrumentarium entwickelt, mit dem nicht nur Konflikte gelöst werden, sondern mit dem zugleich vermittelt wird, wie zu Konfliktlösungsmöglichkeiten ohne Anwendung von Gewalt gefunden werden kann. Der Verzicht auf Gewalt kann schließlich bis zum Aussetzen von Strafen gehen.⁵²

Zentraler Ansatzpunkt der Mediation ist die Verhandlungsführung bei Konflikten. Diese tritt zwischen zwei oder mehreren Beteiligten auf, die sich nicht mehr allein verständigen können.

Die mediative Verhandlungsführung übernimmt ein unparteiischer Dritter, der von beiden Streitparteien akzeptiert wird. Mediatoren führen die Konfliktparteien durch einen Klärungsprozess, der die Kontrahenten befähigt, die eigenen Interessen und Gefühle zu erkennen, die der anderen Seite zu verstehen und gemeinsam eine einvernehmliche Konsenslösung zu finden. Zu den Grundregeln der Mediation gehört, dass keine Beleidigungen und Unterbrechungen zugelassen werden sowie beide Parteien aktiv zuhören.

Damit ist Mediation keineswegs voraussetzungslos, sondern setzt einen noch auflösbaren Konflikt und gewisse Konfliktlösungsfähigkeiten der Streitenden voraus. Insofern ist es nicht bei allen Konflikten sinnvoll und geeignet, eine Mediation durchzuführen.

⁵² Mediation kann jedoch nicht in allen Fällen sanktionierende Maßnahmen ersetzen. Insbesondere für bestimmte Kinder und Jugendliche wird es wichtig, durch Sanktionen die gesetzten Grenzen zu signalisieren und zu deren Einhaltung zu motivieren.

Zu den wesentlichsten Bedingungen gehören:

- Der Konflikt kann nicht oder nur schlecht durch direkte Gespräche und Verhandlungen gelöst werden.
- Die Konfliktaustragung befindet sich in einer Sackgasse.
- Die Streitenden haben ein grundsätzliches Interesse, ihre Beziehungen zueinander auch zukünftig aufrechtzuerhalten.
- Die wichtigsten Konfliktpartner sind vertreten.
- Es bleibt genügend Zeit, um eine einvernehmliche Konfliktlösung zu erarbeiten.

Eine bedeutende Rolle im Klärungsprozess übernimmt der Mediator, der als die vermittelnde Person agiert. Basisregeln für das Rollenverhalten des Mediators sind:

- Er muss allparteilich sein, d. h. er muss versuchen, die Parteien in ihren Gefühlen und Wünschen ausgewogen zu verstehen.
- Er übernimmt die Moderation und ist damit nur verantwortlich für den Gesprächsverlauf und die Einhaltung der Kommunikationsregeln. Die Gesprächsverantwortung bleibt auch weiterhin bei den Parteien selbst. Daraus folgt aber auch, dass der Mediator keine eigene Meinung äußern darf.
- Er unterliegt der Schweigepflicht, d. h. die Sitzungsinhalte müssen vertraulich behandelt werden.
- Er arbeitet freiwillig: Die Sitzung kann abgebrochen werden, wenn der Mediator aufgrund von Nichteinhaltung der Regeln keinen Sinn mehr in dem Fortlauf des Gesprächs sieht.
- Er arbeitet bedürfnisorientiert: im Unterschied zu Schlichtern befassen sich Mediatoren stärker mit den Konflikten der Streitenden und fragen nach den Anlässen für und die Gefühle bei den Konflikten.
- Er ist auf die Ziele und die Zukunft des Klärungsprozesses orientiert: Vorschläge für die Zukunft werden festgehalten; eine ausgehandelte Vereinbarung muss die beiden Kontrahenten soweit zufrieden stellen, dass in der Tat kein Anlass für die Fortführung des Streits besteht.

Die Verfahrensschritte der Mediation lassen sich als sechs Phasen beschreiben:

- Die Vorphase umfasst alle Aktivitäten und Überlegungen im Vorfeld der eigentlichen Mediation. Dazu gehören Kontaktaufnahme, Motivierung der Konfliktparteien, Konfliktberatung und Planung bzw. Vorbereitung des Mediationsgesprächs. In dieser Phase ist auch die Frage zu entscheiden, ob Mediation in diesem konkreten Konflikt die geeignete Methode ist. Das Fundament für Erfolg oder Scheitern der Mediation wird wesentlich in dieser ersten Phase gelegt. Deshalb sollte der Mediator eine gute Atmosphäre schaffen, auf die Grundregeln hinweisen und den Ablauf der Mediation erklären. Der Mediator informiert alle Seiten über seinen Kenntnisstand

zum Konflikt und über den bisherigen Kontakt zu den Beteiligten. Dabei müssen beide Parteien gleiche Ausgangsvoraussetzungen haben.

- In der zweiten Phase haben beide Konfliktparteien Gelegenheit, ihre Sichtweise des Konflikts darzulegen. Der Mediator erteilt der Person, die um das Mediationsgespräch gebeten hat, das Wort und bittet die andere Person zuzuhören; danach hat diese Zeit sich zu äußern.
- Zum tieferen Verständnis des Konfliktes soll die dritte Phase beitragen. Es gilt, Gefühle, Interessen und Hintergründe des Problems zu verdeutlichen, so dass das eigene und das Konfliktverhalten des Gegenüber besser verstanden werden kann. Die Aufgabe des Mediators besteht darin, die Kommunikation zwischen den Kontrahenten herzustellen und deren Fortführung zu sichern.
- In der vierten Phase werden Lösungen für den Konflikt gesucht. Dazu sollten verschiedene Methoden, darunter auch nonverbale eingesetzt werden. Wurden verschiedene Lösungsmöglichkeiten erarbeitet, ist die Voraussetzung für den Übergang in Phase fünf geschaffen.
- In der fünften Phase werden Vereinbarungen formuliert und der Streit beendet. Dazu wird festgehalten, welche Partei was bis wann und in welcher Form zu tun hat. Es wird keine Kompromisslösung, sondern ein Konsens angestrebt. Das Ergebnis der Einigung wird durch den Mediator festgehalten und an die beteiligten Parteien ausgehändigt.

Mit diesen stark institutionalisierten Verfahrensschritten gelingt es Mediationsprozessen, die jeweils nötigen Teilschritte bei der Auflösung von Konfliktsituationen zu erkennen und nachzuvollziehen. Die klaren Verfahrensregeln und das genutzte Gruppensetting bieten allen Beteiligten – Streitenden, wie Streitvermittler – Möglichkeiten, neue Konfliktlösungsmöglichkeiten auszuprobieren und sich Konfliktlösungskompetenzen als verfügbares Verhaltensrepertoire anzueignen.

Literatur

- Antons, K. (1996): Praxis der Gruppendynamik. Hogrefe Verlag, Göttingen
- Faller, K. (1996): Konflikte selber lösen. Verlag an der Ruhr, Mülheim an der Ruhr
- Hank, D. (2000): Streitschlichtung in Schule und Jugendarbeit. Matthias Grünewald Verlag, Mainz
- Yalom, I. (1996): Theorie und Praxis der Gruppenpsychotherapie. J. Pfeifferverlag, München
- Zuschlag, B., Thielke, W. (1998): Konfliktsituationen im Alltag. Verlag für angewandte Psychologie, Göttingen

Tiere in der pädagogischen Arbeit

1 Zur Beziehung zwischen Mensch und Tier

Um einerseits pädagogische Interventionen sinnvoll unterstützen zu können, andererseits Freizeitgestaltungsmöglichkeiten zu schaffen und nicht zuletzt den Suchprozess nach neuen Interessen und Neigungen zu fördern, ist in der Einrichtung eine Tierhaltung vorgesehen.

Evolutionsbedingt bildeten sich bei Menschen und höheren Tierarten ähnliche, teilweise sogar gleiche biopsychosoziale Merkmale heraus, die gegenseitiges Verstehen ermöglichen. Verwiesen sei zum Beispiel auf Körperfunktionen und Stoffwechsel, aber auch auf Gemeinsamkeiten im Sozialverhalten. Darüber hinaus passten sich einige Tierarten durch die Domestikation an den Menschen an und entwickelten ein besonderes Feingefühl für menschliche Reaktionen. Dies ermöglicht Kommunikation und kann das Gefühl tiefer Verbundenheit schaffen. Deshalb können Jugendliche vom Einbezug einiger Tiere in den Alltag der Einrichtung in vielfältiger Hinsicht profitieren. Der Umgang mit einem Tier hat positive Wirkungen auf das körperliche und seelische Befinden und kann dem Jugendlichen Wege zu einem angemessenen sozialen Umgang mit etwas „anderem“ aufzeigen.

Das Bedürfnis der Menschen mit Tieren in Kontakt zu treten, hat evolutionsgeschichtliche Hintergründe, die die pädagogische Arbeit maßgeblich unterstützen. Aufgrund der Natürlichkeit/„Echtheit“ eines Tieres fassen viele Menschen leichter Vertrauen zu Tieren und können zu diesen besser als zu Menschen eine Beziehung aufbauen. Schon die Bereitschaft, in diesen Beziehungen auch eine Partnerschaft zu sehen, ermöglicht den Einbezug von Tieren in pädagogische Interventionen. Bezugnehmend auf die Problemlagen der Jugendlichen bietet die Arbeit mit Tieren vielseitige Hilfe- und Unterstützungsmöglichkeiten bei der Bewältigung von Entwicklungsaufgaben. In diesem Zusammenhang gehören zu den Lernzielen u. a.:

- Die Entwicklung von Änderungsmotivationen durch das Tier.
- Kommunikations-/Beziehungsübungen mit dem Tier.
- Übernahme von Verantwortung für das Tier.

Das Mitarbeiterteam der Einrichtung nimmt aktiv darauf Einfluss, dass die pädagogischen Möglichkeiten des Umgangs mit Tieren gezielt erschlossen

werden. So kann die Sorge um ein Tier helfen, strukturierte Tagesabläufe zu erlernen; die Übergabe von Betreuungsaufgaben fördert die Übernahme von Verantwortung. In diesem Zusammenhang sind Verfahrensregelungen zu entwickeln, in denen klar dargelegt wird, wie und mit welcher Zielstellung welche Tiere in die pädagogische Praxis einbezogen werden und in welchen Rahmenbedingungen dies erfolgen soll. Daraus ergeben sich zugleich klare Orientierungspunkte, welche Tiere unter den gegebenen Rahmenbedingungen der Einrichtung sinnvoller Weise zu halten sind.

2 Tiere als Helfer in pädagogischen Prozessen

Wichtige Voraussetzung für das therapeutische Wirken von Tieren ist die Bereitschaft, im Tier ein „anderes Ich“ (vgl. Schatz 2000, S.11) oder eine Spiegelung ihm eigener Verhaltensweisen zu sehen. Über den Kontakt zu Tieren erhält der Jugendliche die Möglichkeit, eigene Eigenschaften und Verhaltensweisen wieder zu erkennen. Dieses spiegelbildhafte Auseinandersetzen mit der eigenen Person wird über Therapie hinaus bereits in vielen diagnostischen und pädagogischen Bereichen genutzt.

Die Einrichtung knüpft bei der gezielten pädagogischen Arbeit mit Tieren an Erfahrungen an, wonach der Umgang mit Tieren auf Jugendliche vielfältige positive Effekte haben kann:

Sozialer Bereich

- Kommunikation, Kontaktaufnahme
- Beziehungsaufbau und deren Aufrechterhaltung
- Vertrauen, Selbstwertgefühl
- Verantwortung
- Motivation
- Angstbewältigung

Motorischer Bereich

- Koordination
- Wahrnehmung
- Körperbewusstsein

Kognitiver Bereich

- Lern-/Leistungsbereitschaft
- Konzentration/Reaktion/Merkfähigkeit
- Durchhaltevermögen

3 Tiere in der Phase der sozialen Integration und Motivation

Im Umgang mit (noch) fremden Menschen schaffen Tiere oft eine Kontaktbrücke: Zu ihnen kann der Kontakt leichter hergestellt werden, sie sind oft der Anlass, dass sich auch Menschen einander annähern. Dies wird gezielt beispielsweise im Rahmen der Neuankunft eines Jugendlichen in der Einrichtung genutzt. Der regelmäßige Umgang mit dem Tier ermöglicht zugleich ein (Wieder-)Einüben, Ausleben und Festigen von Kommunikation und die Entwicklung von Kommunikationskompetenzen. Tiere reagieren unvermittelt und unverfälscht, können zuhören ohne zu beurteilen und übernehmen so oft die Funktion eines „sanften Therapeuten“. Da Tiere in ihrem Verhalten nicht an enge gesellschaftliche Normative und (Vor-)Urteile gebunden sind, haben die Jugendlichen in der Beziehung zum Tier zugleich die Möglichkeit, zu finden und zu erproben, was ihnen in zwischenmenschlichen Beziehungen noch nicht möglich ist.

Der Pflegeaufwand dient der Strukturierung des Tagesablaufs und fördert körperliche Aktivität. Durch das Aufteilen und die Übernahme einzelner Betreuungsaufgaben unter den Jugendlichen werden zugleich soziale Verhaltensweisen in der Gruppe eingeübt, das Selbstwertgefühl gestärkt und der Aufbau von zwischenmenschlichen Beziehungen ermöglicht.

Überdies haben Tiere einen hohen Aufforderungscharakter: sie motivieren zu Aktionen, verlangen nach Beschäftigung mit ihnen und fördern so die Aktivität. Schließlich reduziert die Anwesenheit eines Tieres in Konfliktsituationen emotionalen und sozialen Stress.

4 Zu Möglichkeiten des Einsatzes von Tieren in der Einrichtung

Es wird in der Einrichtung unterschieden zwischen der Arbeit mit speziell ausgebildeten Tieren, welche auch in einer Therapie eingesetzt werden, und solchen, die im Wohnbereich leben, um gemeinsam mit den Jugendlichen an bestimmten Aktivitäten teilzunehmen. Zu letzteren gehören z. B.

- Sozialhunde in Einzel- und Gruppensitzungen zur Motivation und als „Kontaktbrücke“
- Haustiere wie Katzen, Hunde, Ziegen, Hasen, Meerschweine etc. (Beobachtung, Pflege usw.).

Beispiele für den unterstützenden Einsatz von speziell ausgebildeten Tieren für die pädagogische Arbeit sind:

- Therapiehunde mit spezieller Ausbildung, deren ambulante Besuche in das pädagogische Gesamtkonzept der Einrichtung integriert werden.

- Ein spezielles Training von Jugendlichen und Hunden im Hundesport (Agility) zur Schulung von Körperbewusstsein, Ausdrucksfähigkeit, Wahrnehmung, Einfühlungsvermögen, Aufmerksamkeit, Lernfähigkeit und Konzentration /vgl. Schatz 2000, S. 57 ff./.
- Eine weitere Form der in Frage kommenden tiergestützten Interventionen kann der heilpädagogische Bereich des Therapeutischen Reitens sein. Diese Möglichkeit kann, sofern in näherer Umgebung angeboten, ambulant genutzt werden. Diese Therapie bietet Fördermöglichkeiten in nahezu allen Bereichen und zeigt überdies eine sinnvolle Möglichkeit der Freizeitgestaltung auf.

Bei allen positiven Effekten, die der Einbezug von Tieren in das pädagogische Geschehen der Einrichtung hat, bleibt immer zu beachten, dass die Arbeit mit Tieren lediglich ein Bestandteil des Gesamtkonzeptes ist, für das es unterstützend eingesetzt wird. Die besonderen Effekte dieser Arbeit ergeben sich nicht selbstverständlich, sondern sind durch das Pädagogen-Team aktiv zu erschließen.

5 Rahmenbedingungen für die Haltung von Tieren

Die Integration eigener Haustiere in die Einrichtung bedarf einer artgerechten Haltung sowie angemessener Beschäftigungs-, Betreuungs- und Bewegungsmöglichkeiten für die Tiere. Entscheidend für die Art der Tierhaltung sind die Größe des Objektes und die Fachkompetenz des Personals.

Für eine tiergestützte pädagogische Intervention ist eine spezielle Aus- und kontinuierliche Fortbildung des Mitarbeiter-Teams und der eingesetzten Tiere erforderlich. Der Einsatz von Tieren im Rahmen pädagogischer Interventionen erfordert auch für die Tiere eine angemessene Ausgleichsarbeit/-beschäftigung, die durch dazu ausgebildetes Personal durchzuführen ist. Wichtig für den Ausgleich ist das Gewährleisten sozialer, artgleicher Kontakte zwischen Tieren. Deshalb werden in der Einrichtung mindestens zwei (bzw. mehrere) Tiere gleicher Art/Rasse gemeinsam gehalten. Überdies gibt es festgelegte Ruhezeiten für alle Tiere (abhängig vom jeweiligen Einsatz). Durch abschließbare Gehege/Zwinger/Käfige oder Räume werden Misshandlungen (z. B. im Zuge der Erprobung von Machtausübung durch Jugendliche), übermäßige/falsche Fütterung oder Missachtung von Ruhebedürfnissen der Tiere verhindert. Diese Regelungen schließen jedoch nicht aus, auch die Schließgewalt für die Tierunterkünfte an in der Pflege zuverlässige und im Umgang mit den Tieren verantwortungsvolle Jugendliche zu übertragen.

Literatur

- Schatz, S. (2000): Tiere als Therapeuten – Möglichkeiten und Wirkung des Einbezugs von Tieren in die Therapie von behinderten Menschen. Diplomarbeit, Merseburg
- Pietrzak, I.-M. (2001): Kinder mit Pferden stark machen. Cadmos Verlag, Brunsbeck
- Gäng, M. (1994): Heilpädagogisches Reiten und Voltigieren. Ernst Reinhardt Verlag, München
- DKThR (1995): Freiheit erfahren – Grenzen erkennen, über den Umgang von Polaritäten mit Hilfe des Pferdes. Tagungsband der 3. interdisziplinären Arbeitstagung des DKThR: „Die Arbeit mit dem Pferd in der Psychotherapie“ vom 12.-13. Oktober 1995,
- Schörle, A. (2003): „Magic Moments“ potentialorientiertes Lernen im heilpädagogischen Reitunterricht.
In: DKThR, Therapeutisches Reiten 3(2003)30.
www.dasgesundheitsgespraech.de

Zur pädagogischen Arbeit mit Gruppen

1 Zu den Möglichkeiten von Gruppenpädagogik

Gruppenpädagogik ist eine Methode, die bewusst mit der überschaubaren Kleingruppe arbeitet. Erzieherische Mittel sind dabei gruppenpädagogische Aktivitäten und Interventionen, um gezielt Gruppenprozesse zu beobachten, zu analysieren und zu beeinflussen. Es soll erreicht werden, dass sich jeder einzelne in gemeinsames Handeln einbringt, in der Gruppe selbsterzieherische Möglichkeiten entwickelt und genutzt werden und die Gruppenmitglieder zusammen mit dem Gruppenleiter die Entwicklung der Gruppe aktiv mitgestalten. In diesen Gesamtprozessen erhalten alle Mitglieder zugleich Hilfe bei ihrer individuellen und sozialen Entwicklung.

Mit diesem Grundverständnis wird auch in der Einrichtung gruppenpädagogisch gearbeitet. Zentraler Ort gruppenpädagogischen Wirkens sind die Wohngruppen, in denen die Jugendlichen leben. Darüber hinaus werden aber auch andere Gruppenzusammenhänge (Schule, Ausbildung, Freizeit) aktiv für pädagogische Ziele genutzt.

In zu erarbeitenden Verfahrensregelungen legt das Mitarbeiterteam offen und nachvollziehbar fest, wie die scheinbar zufällige, oft wenig strukturiert anmutende Gruppenarbeit bewusst und methodisch sicher als pädagogische Intervention gestaltet wird.

Für den Erfolg gruppenpädagogischer Arbeit haben sich folgende Rahmenbedingungen als günstig erwiesen (vgl. Kelber 1987):

- Eine überschaubare Gruppengröße (zwischen 5-15 Mitglieder).
- Es gibt nachvollziehbare Absichten und Motive für die Gruppenbildung, die von sachlichen Interessen bis zu emotionalen Bedürfnissen reichen können.
- Die Gruppe selbst wird gezielt als Erziehungsraum und –mittel genutzt. Das setzt voraus, dass das Mitarbeiterteam die Struktur der Gruppe (z. B. Jugendfreizeitbereich) und den soziokulturellen Hintergrund der einzelnen Gruppenmitglieder kennt.
- Da die Gruppe für ihr Agieren eine Leitung braucht, ist die Beschäftigung der Gruppe mit verschiedenen Führungsstilen nötig. Das Mitarbeiterteam wirkt aktiv auf das Gruppengeschehen ein und unterstützt das Finden eines gemeinschaftlich-demokratischen Verhaltens. Davon profitiert nicht allein

die Gruppe, sondern auch das einzelne Gruppenmitglied in seiner Entwicklung.

- Als unverzichtbare pädagogische Grundsätze für das Mitarbeiterteam gelten:
 - Innerhalb der Gruppenprozesse immer wieder individualisieren.
 - Mit den Stärken der einzelnen Gruppenmitglieder und jeweiligen Gruppe arbeiten.
 - Den Entwicklungsstand der Gruppe beachten und dort anfangen, wo die Gruppe steht.
 - Raum für Entscheidungen geben.
 - Notwendige Grenzen des einzelnen und der Gruppe positiv nutzen.
 - Die Zusammenarbeit der Gruppenmitglieder mehr pflegen als den Einzelwettbewerb.
 - Sich überflüssig machen nach dem Motto „So aktiv wie nötig, so passiv wie möglich“.

Ziel der Gruppenpädagogik ist es, in der Gemeinschaft Kommunikation und Interaktion zu fördern. Dabei gilt es, die in der gruppenpädagogischen Arbeit angelegten Ambivalenzen möglichst auszutarieren: Einerseits sollen die Jugendlichen lernen, sich sozial verträglich in die Gruppe einzubringen, zu leben und sich unterzuordnen; andererseits sollen sie aber auch eine eigene Individualität und Selbständigkeit entwickeln.

Ausgehend von diesen widersprüchlichen Anforderungen wirkt das Mitarbeiterteam aktiv dahin, dass die Jugendlichen lernen, bewusst ihre eigenen sowie die Rollen, Positionen und Standpunkte der anderen Gruppenmitglieder wahrzunehmen und einzuschätzen. Das setzt zugleich voraus, Kritikfähigkeit zu entwickeln, zuhören zu lernen, den anderen Mitgliedern mit Toleranz zu begegnen und diese immer auch von anderen einzufordern.

In den verschiedenen strukturierten Wohngruppen erhalten die Jugendlichen einen sozialen Raum, für den sie selbst Normen und Regeln aushandeln, praktisch umsetzen und korrigieren können. Die pädagogischen Mitarbeiter nehmen als Gruppenmitglieder an diesen Prozessen aktiv teil.

Für die erfolgreiche Bewältigung dieser Gruppenprozesse ist eine relativ feste Gruppenstruktur wichtig; ständiges Kommen und Gehen von Gruppenmitgliedern wirkt eher hinderlich und kann für einzelne zur psychischen Belastung werden.

2 Zu Grenzen und Gefahren der Gruppenarbeit

Bei geschlossenen Gruppen besteht die Gefahr, dass das „Wir-Gefühl“ so stark ausgeprägt wird, dass sich die Gruppe gegen andere abschottet, einen Allein-

anspruch an die einzelnen Gruppenmitglieder stellt, damit die Entwicklungs- und Entfaltungsmöglichkeiten des einzelnen stark einschränkt und ihn in eine personale Abhängigkeit von und in eine Fixierung auf die Gruppe manövriert. Deshalb ist der Kontakt zu anderen Gruppen und Offenheit für Kontakte nach außen ausdrücklich zu fördern, z. B. durch gemeinsame Kinobesuche, Abendessen, Ausflüge oder Sportaktivitäten.

In einzelnen Fällen kann der Kontakt einzelner Gruppenmitglieder nach außen die Gruppenprozesse in der Einrichtung negativ beeinflussen. Soweit diese Schwierigkeiten nicht ausgeräumt werden können durch pädagogische Interventionen, die den negative Einfluss versuchen zu relativieren oder durch Anbindung an die Gruppe zu kontrollieren, ist in der Gruppe situationsabhängig über eine Kontaktsperre über einen begrenzten Zeitraum zu entscheiden.

Um Hierarchien in der Gruppe zu vermeiden, arbeitet das Mitarbeiterteam regelmäßig mit Gruppengesprächen, Rollenspielen oder Erlebnispädagogik.

Ideologien wie z. B. Rechtsextremismus, Rassismus, Ausländerfeindlichkeit sollen in der Einrichtung keine Möglichkeit finden, verbreitet zu werden. Der Wunsch nach Auseinandersetzung und Meinungsbildung zu solchen Themen wird durch Themenabende, Diskussionen oder Theaterpädagogik aufgegriffen.

3 Gruppenfindung

Der großen Bedeutung von Gruppenprozessen in der pädagogischen Arbeit der Einrichtung muss bereits mit der Kontaktaufnahme des Jugendlichen zur Einrichtung Rechnung getragen werden. Besondere Aufmerksamkeit gilt deshalb den Prozessen der Gruppenfindung, die durch das Mitarbeiterteam gezielt und strukturiert zu fördern sind.

In der Einrichtung treffen verschiedene Jugendliche mit unterschiedlichen Voraussetzungen und Bedürfnissen aufeinander. Damit aufzunehmende Jugendliche eine jeweils für sie geeignete Wohngruppe finden können, wird der Alltag der Einrichtung bewusst verlassen, um Begegnungen von Jugendlichen und Mitarbeitern der Einrichtung in einem erlebnispädagogischen Setting zu ermöglichen. Ziel ist ein Kennenlernen unter besonderen Anforderungen, unter denen auch mögliche schon bestehende Statusunterschiede zwischen den Bewohnern nicht mehr so relevant werden können. Auf diese Weise wird die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass Entscheidungen für eine Gruppe auf der einen und für einen neu in die Gruppe aufzunehmenden Jugendlichen auf der anderen Seite von allen Beteiligten fundierter getroffen werden.

4 Zu den unterschiedlich strukturierten Wohngruppen

Gruppenpädagogisch wird in der Einrichtung mit drei verschiedenen Wohnarten gearbeitet:

- die familienähnliche Wohngruppe
- die betreute Wohngemeinschaft
- das Allein- oder Paarwohnen.

Es ist für die Jugendlichen möglich, die Gruppe wie auch die Art der Gruppenstruktur zu wechseln, wenn trotz Gruppengesprächen und Interventionen durch das Mitarbeiterteam keine andere Lösung erarbeitet werden kann.

Ziel ist, Jugendliche aus einer familienähnlichen Gruppe so weit zu begleiten, dass sie sich aus den Bezügen ihrer sozialen Familie auf Zeit schließlich abnabeln und zunächst in einer betreuten Wohngemeinschaft innerhalb der Einrichtung, später auch in völliger Selbständigkeit leben.

Bei Unsicherheiten darüber, wieweit ein Jugendlicher für einen nächsten Schritt in die Selbständigkeit motiviert und in der Lage ist, wird im Vorfeld eine Probezeit festgelegt, nach der über eine Revision oder aber über zusätzlichen Unterstützungsbedarf entschieden wird.

4.1 Familienähnliche Wohngruppen

Die Familie ist ein lebenswichtiger Schutz- und Entwicklungsraum. Sie ist eine Primärgruppe, in der die Mitglieder in einer emotionalen, direkten und häufig sehr persönlichen Beziehung zueinander stehen. Sie ermöglicht den Jugendlichen eine zuverlässige Versorgung mit sehr vielfältigen Leistungen und die Realisierung wichtiger psychosozialer Bedürfnisse (u. a. Versorgung, Pflege, Intimität, Solidarität und gegenseitige Hilfe, emotionaler Halt und Wärme, Schutz, Stütze, Orientierung).

Die familieähnliche Wohngruppe soll für die Jugendlichen Funktionen einer Familie erfüllen; in diesem Sinne zu seiner sozialen Familie auf Zeit werden. Dazu gehören ein geregelter Tagesablauf, in dem Platz für Gemeinsamkeit und Kommunikation reserviert wird, gemeinsam entwickelte Regeln und Normen, gemeinsame Aktivitäten in der Freizeit, uneigennützig Hilfe- und Unterstützungsleistungen für andere usw.

Der Bereich des Wohnens in familienähnlichen Wohnformen umfasst in der Einrichtung insgesamt 3-4 Wohngruppen. Für das Funktionieren familienähnlicher Strukturen ist eine überschaubare Gruppengröße wichtig. Als ideal hat sich eine Gruppenstärke von fünf bis sieben Jugendlichen herausgestellt.

Typischerweise sind familienähnliche Wohngruppen in Bezug auf Alter und Geschlecht gemischt zusammengesetzt – eine Sachlage, die im unmittelbaren Zusammenleben auch unterschiedliche Rechte und Pflichten für die jeweiligen Mitbewohner nach sich zieht. Dabei sollte das Geschlechterverhältnis möglichst ausgewogen sein, um den verschiedenen Verhaltensformen und Bedürfnissen sowohl der jungen Frauen als auch der jungen Männern Durchsetzungschancen zu geben. In begründeten Fällen kann ein Bedarf und Wunsch nach einem Zusammenwohnen in gleichgeschlechtlichen Gruppen vorliegen, dem nach Prüfung Rechnung getragen werden sollte.

Bei der altersmäßigen Zusammensetzung ist es wichtig, möglichst keine Alters- oder Entwicklungslücken entstehen zu lassen, damit jedes Mitglied dieser sozialen Familie einen passenden Bezugspartner finden kann.

Um jedem Jugendlichen auch in familienähnlichen Wohngruppen ein Stück Privatsphäre zu sichern, wird angestrebt, Einzelzimmer bereitzustellen. Auf besonderen Wunsch ist auch eine Doppelbelegung möglich.

Jede Wohngruppe verfügt über einen eigenen Sanitär- und WC-Bereich sowie über einen Gemeinschaftsraum mit Wirtschafts- und Kochzeile, in der die Zubereitung kleiner Mahlzeiten, eine minimale Vorratshaltung und die Eigenregie über Reinigungsmittel möglich ist. In diesen Wohngruppen erfolgt eine eigenständige Versorgung in den Früh- und Abendstunden, die Gestaltung und Instandhaltung der Wohnräume sowie die Reinigung und Pflege von Zimmern, Kleidung und Wäsche. Auf diese Weise ergeben sich im Zuge der Bewältigung des Alltags selbstverständliche Trainingsfelder für hauswirtschaftliche Fähigkeiten (z. B. Aufräumen, Reinigung, Pflege und Reparatur, Wäsche waschen, Kochen, Backen).

Alle diese Bereiche sind in der Gruppe zu planen und arbeitsteilig zu realisieren und führen die Bewohner der Wohngruppe in familienähnlichen Strukturen zusammen. Sie lernen auf diese Weise nicht nur Verantwortung zu übernehmen und sich in Gemeinschaften einzufügen. Sie müssen zugleich zu Mustern der Verständigung, der Kommunikation und zu gemeinsamen Regeln des Verstehens, Interpretierens und Handelns finden, die ihnen nach innen und nach außen Stabilität, Zufriedenheit und emotionalen Halt vermitteln. Respekt im Umgang mit anderen, die Akzeptanz, das Eingehen auf und das Aushalten von anderen sowie Selbst- und Fremdkontrolle werden hier zu wichtigen Anforderungen, die in der Gemeinschaft zu lernen sind. Rigide und destruktive Muster des Zusammenlebens können auf diese Weise erkannt und revidiert werden. Diese sehr komplexen Entwicklungsprozesse werden intensiv durch das Mitarbeiterteam begleitet, die sich in flachen Hierarchien in die Gemeinschaft integrieren und bei Bedarf intervenieren und sanktionieren.

4.2 Betreute Wohngemeinschaften

In der Wohngemeinschaft sind die einzelnen Jugendlichen stärker auf sich selbst gestellt. In dieser Wohnart sollen die Jugendlichen lernen, selbständig zu werden, ohne leitende Figur in einer Gruppe zu agieren und gemeinsame Angelegenheiten fair zu regeln. Insofern hat auch jeder einzelne seine Versorgung selbst zu übernehmen; er bestimmt seinen Tagesablauf selbst, also auch wann er aufsteht, isst und putzt usw.

In den Wohngemeinschaften werden die inneren Abläufe sowie die Muster und Rituale der Beziehungen selbst gestaltet. Wieweit bestimmte Bereiche in der Gruppe geplant und arbeitsteilig realisiert werden und in welchem Maß die jugendlichen Bewohner in familienähnlichen Strukturen agieren, ist damit den Entscheidungen der Jugendlichen überlassen. In den Wohngemeinschaften können sich damit die Gruppenaktivitäten auf notwendige Leistungen für das gemeinsame Wohnen beschränken; darüber hinausgehende Gruppenaktivitäten können sich ergeben, sind aber nicht per se angezielt.

In einer Wohngemeinschaft leben fünf bis sieben Bewohner im Alter von 16-25 Jahren⁵³ zusammen. Das Zusammenwohnen gestaltet sich eher nach partnerschaftlichen Regeln und sieht damit keine besonderen Rechte und Pflichten für einzelne Gruppenmitglieder vor. Auch hier verfügt jede Wohnung über einen eigenen Sanitär- und WC-Bereich, einen Gemeinschaftsraum und einen Wirtschafts- und Küchenbereich. Auf diese Weise sind die Zubereitung von Mahlzeiten, eine Vorratshaltung und die Eigenregie über Reinigungsmittel möglich. Auch in diesen Wohngruppen erfolgt eine eigenständige Versorgung, die Gestaltung und Instandhaltung der Wohnräume sowie die Reinigung und Pflege von Zimmern, Kleidung und Wäsche.

Das Zusammenleben in der Wohnung erfordert einerseits, Verantwortung für das Ganze zu übernehmen und sich in Gemeinschaften einzufügen, ist jedoch andererseits auch mit neuen Ansprüchen an Selbständigkeit und Eigenverantwortung verbunden. Lernziel dieser Betreuungsform ist, den Jugendlichen zu helfen, zu einer Ausgewogenheit von Selbst- und Fremdbezug zu finden und die Gemeinschaft als emotionale und alltagspraktische Stütze erkennen, wertschätzen, gestalten und nutzen zu können, ohne sich auf die Gruppe zu fixieren und eigene Ansprüche und Interessen aufzugeben.

Diesem Ziel entsprechend werden den Jugendlichen weiterreichende Möglichkeiten bei der Gestaltung ihrer Wohnumgebung eingeräumt. Dies betrifft nicht nur die Wahl, den Einsatz und die Anschaffung von Gestaltungsmitteln (Farbe, Wohntextilien, Schmuckelemente). In der Einrichtung selbst wird zu-

⁵³ Die untere Altersgrenze ergibt sich aus der Gesetzeslage, die den Grad der möglichen Selbständigkeit an das 16. Lebensjahr bindet.

gleich die Möglichkeit angeboten, in zugehörigen Werkstätten für die Wohnung tätig zu werden, um Möbel und Inventar selbst zu entwerfen und herzustellen. Auf diese Weise wird den Jugendlichen nicht nur Ideenreichtum, Kreativität und Anstrengung abgefordert. Sie erleben zugleich, dass sich Selbstwertschätzung auch in den Ansprüchen an Lebenskultur zeigt, dass sich Gestaltungsräume ihrer unmittelbaren Lebensumwelt auch mit wenigen Mitteln erschließen lassen, erfahren Stolz und Achtung vor dem Selbstgeschaffenen und lernen Respekt und Achtung vor der Arbeit anderer. Nicht zuletzt können diese Zusammenhänge auch das Gefühl vermitteln, etwas Eigenes aufzubauen und zu besitzen – für viele Jugendliche eine Erfahrung, die sie noch nicht oft erlebt haben.

Das Mitarbeiterteam nimmt sich aus diesen gemeinschaftlichen Strukturen bewusst heraus und beschränkt sich lediglich darauf, in regelmäßigen Gruppensitzungen Probleme und Konflikte der Wohngemeinschaft und die Entwicklung der einzelnen darin zu reflektieren. Die Aufgaben des Mitarbeiterteams orientieren sich eher darauf, zu den einzelnen Jugendlichen Kontakt zu halten, diese bei Problemen zu beraten und zu begleiten sowie seine Mitsprache und Aktivität bei der Regelung gemeinsamer Angelegenheiten der Wohngemeinschaft wahrzunehmen.

Bei Jugendlichen, die eine Ausbildung oder Schule absolvieren, fördert das Mitarbeiterteam ausdrücklich die regelmäßige Teilnahme an entsprechenden Veranstaltungen und das Realisieren sich daraus ergebender Leistungsanforderungen und Verpflichtungen.

Die betreuten Wohngemeinschaften sind geschlossene Gruppen. Sie dürfen deshalb selbst wählen, ob und wen sie in ihre Gemeinschaft aufnehmen. Für den Fall, dass ein Jugendlicher aus einer familienähnlichen Wohngruppe in eine Wohngemeinschaft gewechselt hat, wirkt das Mitarbeiterteam dahin, dass der Kontakt zu der sozialen Familie erhalten bleibt (z. B. durch gegenseitige Besuche, weiterhin gemeinsam organisierte Aktivitäten und Veranstaltungen). Auf diese Weise sollen die Jugendlichen lernen, dass nicht jeder Wechsel sozialer Bezüge zugleich mit einem Bruch in den Beziehungen verbunden sein muss und wie sich Ablöseprozesse ganz selbstverständlich gestalten lassen.

4.3 Mutter-Kind/Parwohnen in der Gemeinschaft

Diese Wohnform greift die Bedürfnisse junger Mütter mit Kindern und in der Einrichtung entstandener oder in die Einrichtung kommender Paargemeinschaften auf. Auch dies ist als Schritt der Abnabelung von der bisherigen Gruppe zu verstehen und soll in erster Linie die Selbständigkeit der Jugendlichen fördern.

In dieser Wohnform leben Mütter und deren Kinder mit anderen Müttern und deren Kindern zusammen, wie auch Paare mit anderen Paaren zusammen leben. Das Zusammenleben ist dabei ähnlich dem der betreuten Wohngemeinschaft strukturiert. Es verweist damit die Bewohner in die gleichen Rechte und Pflichten und stellt an das Mitarbeiterteam ähnliche Anforderungen wie bei der Betreuung anderer Wohngemeinschaften.

Damit keine Isolation entsteht, ist auch hier der Kontakt zu anderen Gruppen erwünscht.

Ein Wechseln in die Wohnform für Paare sollte durch das Mitarbeiterteam intensiv begleitet werden, sich an der betreuten Wohngemeinschaft orientieren und zunächst auch auf Probe erfolgen.

4.4 Betreutes Einzelwohnen - eine Möglichkeit der Nachsorge

Die Einrichtung bietet in zehn nicht möblierten Appartements mit Wohnraum, Küche und Bad Jugendlichen ab dem 18. Lebensjahr die Möglichkeit des betreuten Einzelwohnens, wenn diese die Einrichtung verlassen können. Auf diese Weise kann Jugendlichen eine Möglichkeit erschlossen werden, über die Form ihrer weiteren Verselbständigung selbst zu entscheiden.

Diese Wohnform ist durch noch höhere Anforderungen an Selbständigkeit und Eigenverantwortung geprägt – in diesem Angebot erhalten die Bewohner „Schlüsselgewalt“ und Hausrecht. Die, wenn auch separate, aber doch auch räumliche und organisatorische Einordnung der Wohnungen in die Einrichtung gewährleistet jedoch noch den Schutz und das Zugehörigkeitsgefühl zu der Einrichtung als Gemeinschaft. Sie unterscheidet sich damit nochmals von Außenwohngruppen, in denen die Jugendlichen schließlich völlig losgelöst von der Einrichtung leben.

Das betreute Einzelwohnen ist ein wichtiges Übungsfeld, in dem die in den vorangehenden Wohnformen und Einrichtungsangeboten erworbenen und erprobten Fähigkeiten und Fertigkeiten nunmehr unter den Bedingungen des Einzelwohnens geprüft werden können. Dabei muss sich erweisen, ob:

- Der in der Einrichtung erworbene Umgang mit legalen Drogen (Alkohol, Nikotin, Kaffee) und die Abstinenz von illegalen Drogen auch außerhalb des schützenden Rahmens der Gemeinschaft aufrecht erhalten werden kann.
- Die erworbenen lebenspraktischen Kompetenzen ausreichen, um nunmehr weitgehend eigenverantwortlich und in eigener Regie zu leben.
- Die Fähigkeiten zu wirtschaften und mit dem Geld hauszuhalten ausreichen, um mit den zur Verfügung stehenden Einkünften zufrieden leben zu können.

- Die angeeigneten Strukturen des Alltags und die Bewältigungsmuster für Probleme, Konflikte und Belastungen durchgehalten werden können. Vor diesem Hintergrund stellt das betreute Einzelwohnen eine Übergangsform hin zur vollständigen Selbständigkeit dar, in dem noch Sicherheiten gewährt und Überforderungssituationen aufgefangen und bearbeitet werden können. Deutlich wird, dass in diesem Bereich nicht auf Betreuung verzichtet werden kann, sondern zu einer anderen Art der Begleitung zu finden ist.

Literatur

- Schäfers, B. (1999): Einführung in die Gruppensoziologie. Quelle&Meyer, Heidelberg
- Kelber, M. (1987): Was verstehen wir unter Gruppenpädagogik. In: Müller, C. W. (Hrsg.): Gruppenpädagogik. Beltz, Weinheim/Basel, S. 127-140.
- Klein, L., Vogt, H. (1995): Leben in der Familiengruppe. Lambertus Verlag, Freiburg im Breisgau
- Metzinger, A. (1999): Arbeit mit Gruppen. Lambertus Verlag, Freiburg im Breisgau
- Sader, M. (1998): Psychologie der Gruppe. Juventa Verlag, Weinheim und München
- Moeller, M. L. (1996): Selbsthilfegruppen. Rowohlt Verlag, Reinbeck bei Hamburg
- www.wikipedia.de
- www.wissen.de

Zum Umgang mit Macht und Gewalt

Das der Einrichtung zugrunde gelegte Menschenbild, das die Autonomie und den Eigensinn Jugendlicher würdigt, fordert eine Thematisierung des Umganges mit Macht und Gewalt ein. Macht als eine besondere und doch sehr alltägliche Form menschlichen Zusammenlebens wird selten als solche thematisiert und verhandelt. Folgerichtig werden sowohl ihre positiven als auch ihre negativen Einflüsse kaum oder nur wenig in pädagogischen Prozessen berücksichtigt.

1 Zum Verständnis von Macht und Gewalt

Da sich Phänomene von Macht in vielen Aspekten inner- und außerhalb der Arbeitsprozesse in der Einrichtung aufzeigen lassen, muss eine Auseinandersetzung dazu auf mehreren Ebenen erfolgen: In der strukturell vorgegebenen Macht von Ämtern, Leistungsträgern, Gerichten etc., aber auch in den Vorgaben einer Hausordnung, die die Beziehungen zwischen der Einrichtung und den Jugendlichen regelt; sie wird erkennbar auf der Ebene der Beziehung zwischen Jugendlichen und Pädagogen und nicht zuletzt innerhalb der Teamstruktur.

Besonders in Einrichtungen der Jugendhilfe ist der Umgang mit und das Bewusstsein für Macht wichtig, um verantwortungsvoll und effektiv arbeiten zu können. Die der Macht zugrunde liegende Gefahr des Machtmissbrauchs ist hier mehrfach strukturell angelegt und damit permanent aktuell. Zudem kann eine ungenügende Transparenz der Macht seitens der Einrichtung als Institution und/oder ihrer Mitarbeiter schwerwiegende Einschnitte in die Qualität der Arbeit mit sich bringen. Auch aus diesem Grund erscheint neben der internen Kontrolle auch eine Kontrolle von außen z. B. durch einen unabhängigen Heimbeirat oder über die Organisation öffentlicher Gesprächsrunden notwendig und wichtig. Insbesondere, weil sich die Einrichtung in ihrem Selbstverständnis ausdrücklich als „offene Einrichtung“ versteht, ist sie dieser Form äußerer und dem zufolge nicht „betriebsblinder“ Kontrolle zur Vorbeugung von Machtmissbrauch verpflichtet.

2 Das Bewusstsein für Macht und Gewalt in der Rolle des Pädagogen

Die professionelle Identität des Mitarbeiterteams steht oft im Spannungsfeld widersprüchlicher innerer und äußerer Anforderungen. Auf der einen Seite steht die wohlwollende Begleitung der Jugendlichen, der man sich selbst verpflichtet hat, auf der anderen Seite stehen äußere Zwänge, ohne deren Einhaltung ein realitätsbezogener Lebensentwurf nicht gelingen kann. Zudem hat das Mitarbeiterteam einerseits gesellschaftliche Aufträge/Auflagen zu realisieren, die es beim Einstieg in das Betreuungsverhältnis auferlegt bekommt, andererseits ist es angehalten, eine vertrauensvolle und pädagogisch effektive Beziehung zu den Jugendlichen zu entwickeln – eine Aufgabe, die mit von außen gestellten Auflagen durchaus kollidieren kann. Zudem dominieren im Selbstverständnis von Pädagogen oftmals eher die Rollenvorstellungen, die denen eines „Freundes“ und „Begleiters“ entsprechen, als denen des „Regelsetzers“. Mit einer solchen Selbstdefinition wird das Ausüben von Macht eher als unpassend, unverhältnismäßig oder als Vertrauensbruch gegenüber den Jugendlichen empfunden, so dass schließlich die positiven Seiten einer kontrollierten Machtausübung übersehen werden.

Diese oft schlecht miteinander zu vereinbarenden Erwartungen können Mitarbeiter dazu veranlassen, sich mit ihrem Machtpositionen nicht auseinanderzusetzen zu wollen und damit Klärungsprozessen auszuweichen.

Die spürbaren Ambivalenzen im Umgang mit Macht sind in Beziehungskonstellation jedoch strukturell angelegt und können durch den einzelnen nicht aufgelöst werden. In der täglichen Praxis müssen für diese vielmehr immer wieder produktive Umgangsformen gefunden werden: Schon um Jugendlichen Orientierung in einer sich ständig verändernden Welt zu bieten, braucht es eine pädagogische Haltung, die Normen und Werte vermittelt, die Konsequenzen aufzeigt, ggf. mit Sanktionen verdeutlicht etc.. Allerdings ergibt sich aus diesem Handlungsanspruch zugleich auch die besondere Gefahr für Machtmissbrauch: Eine Haltung, welche feste Anlauf- und Orientierungspunkte für Jugendliche bereithält, darf nicht in selbsternannten Dogmen erstarren, die schließlich „mit aller Macht“ durchgesetzt werden. Verlockend erscheint zudem eine Position, in der unter dem Deckmantel der Professionalität der Machtmissbrauch legitimiert wird.

Deutlich wird, dass es in der Einrichtung permanent gilt, das Bewusstsein für die Macht, die der professionellen Rolle innewohnt, und für die damit verbundenen Möglichkeiten der Anwendung von Gewalt zu schärfen und die Motivation für den tatsächlichen Gebrauch von Macht und Gewalt immer wieder kritisch zu prüfen.

Macht und Gewalt in der Beziehung „Pädagogen und Jugendliche“

Der Gestaltung der Beziehungen zwischen Jugendlichen und Pädagogen wohnt in Bezug auf das darin bestehende Machtverhältnis eine besondere Brisanz inne: Jugendliche befinden sich allein durch den Altersunterschied gegenüber dem Mitarbeiterteam immer in einer eher benachteiligten Position. Diese altersbedingte Diskrepanz wird zusätzlich durch das Fachwissen, welches das Mitarbeiterteam besitzt, verstärkt. Folgerichtig entwickelt sich oft ein Machtverhältnis zu Gunsten der Erwachsenen, deren Fähigkeiten in vielen Bereichen ausgereifter sind. Als Besonderheit bei der Arbeit mit Drogen konsumierenden Jugendlichen kommt schließlich dazu, dass diese vielfach als defizitäre Suchtpersönlichkeiten wahrgenommen werden. Folge eines solchen Menschenbildes ist, dass sich die Klienten in „klageunfähigen Positionen“ wiederfinden, deren Kritiken, Einwände und Zurückweisungen mit Verweis auf „... typische Züge einer Suchtpersönlichkeit“ abgewertet, ignoriert und nicht anerkannt werden müssen. Das Mitarbeiterteam der Einrichtung könnte sich somit in einer dreifach gestärkten Machtposition sehen – ein Wahrnehmungsmuster, das immer wieder kritisch zu reflektieren ist.

In Abkehr vom traditionellen Menschenbild der Suchtkrankenhilfe und zur Prävention von Machtmissbrauch durch die Institution gilt es, in der Einrichtung Raum für Kritik, Forderungen und Einwände der Jugendlichen zu schaffen. Es ist ein Beschwerdemanagement zu etablieren, zu dem u. a. ein Kummerkasten oder anonyme Fragebögen als Minimalforderung gehören können.

Innerhalb der Lebensphase „Jugend“ werden Macht und Gewalt zu besonderen Themen, denen Jugendliche eine große Aufmerksamkeit schenken und für die sie eine besondere Sensibilität entwickeln. Mit den Phänomenen Macht und Gewalt setzen sich Jugendliche in besonderer Weise auseinander. Für die Persönlichkeitsentwicklung der Jugendlichen ist es wichtig, dass sie ihre eigene Identität und ihren eigenen Lebensentwurf in unterschiedlichen Beziehungsdimensionen u. a. auch in gegebenen Machtgefügen erproben können und dazu Rückmeldungen erhalten. Insofern prägen die dabei gesammelten Erfahrungen die Persönlichkeitsentwicklung der Jugendlichen. Auch aus diesem Grunde ist es wichtig, zu einem bedachten Umgang mit Macht in der Einrichtung zu finden, der den Jugendlichen eine förderliche Rückmeldung in Bezug auf Perspektiven für ihre Person und ihren Lebensweg verschafft. Die besondere Verantwortung des Mitarbeiterteams im Umgang mit der ihm gegebenen Macht ergibt sich zugleich daraus, dass es mit seinem Handeln Orientierungspunkte und gesellschaftsfähige Modelle für den Umgang mit Macht anbietet und, gewollt oder nicht, zum Partner für Auseinandersetzungen zu diesen Themen wird.

Macht stellt sich immer auch als Resultat eines gegenseitigen/wechselseitigen Prozesses dar – nur die Akzeptanz der Macht der einen Seite durch die andere Seite sichert in weiten Teilen überhaupt Machtkonstellationen ab. Das bekommen Pädagogen immer dann deutlich zu spüren, wenn sie bei Jugendlichen auf Widerstand treffen, den sie nicht mit den herkömmlichen Mitteln brechen können. Hier stellt sich die Frage, wieweit Macht durch das Mitarbeiterteam ausgehalten werden sollte, um den Jugendlichen die Chance auf Entwicklung eines „eigenen Kopfes“ zu ermöglichen.

In dieser offenen Form tritt die zweiseitige Machtkonstellation aber eher in Ausnahmefällen zutage; diesbezüglich überwiegt wohl mehr eine subtilere Art und Weise der Machtregulation. Ein sorgsamer Umgang mit den gegebenen Machtverhältnissen in der Einrichtung legt nahe, diesem Gefüge offensiv Rechnung zu tragen. Daraus leitet sich folgerichtig das Gebot des Aushandelns von Entscheidungen ab, mit dem der natürlich gegebenen Machtkonstellation weitgehend entsprochen wird. Die dazu genutzten Formen und Rahmenbedingungen sind in Abhängigkeit vom Alter, Geschlecht und dem individuellen Entwicklungsstand des Jugendlichen zu gestalten.

Wenngleich diese Praxis die gegebenen Machtstrukturen in der Einrichtung anerkennt und sich bemüht, diese produktiv für die pädagogische Arbeit zu nutzen, wird durch das Mitarbeiterteam jedoch auf die Einhaltung von Grenzen in der Anwendung von Macht und Gewalt aktiv eingewirkt. Diese bestehen in der klaren Absage an körperliche und stark verletzende verbale Gewalt, egal ob diese zwischen Jugendlichen untereinander oder zwischen Jugendlichen und Erwachsenen stattfindet. In solchen Fällen ist es notwendig, Grenzen zu ziehen und möglichst schnell einzugreifen, um „Schlimmeres“ zu verhindern. Insofern gilt es, verbindliche Verfahrensregeln und Handlungsoptionen für die Mitarbeiter zu entwickeln, mit denen sie im Fall von Eskalationen eine gesicherte Grundlage zum Eingreifen in tätliche Auseinandersetzungen haben.

3 Psychohygiene als eine Bewältigungsform für Gewalt- und Machtprobleme

Innerhalb der Einrichtung sollte die Bedeutung von Psychohygiene von allen Mitarbeitern anerkannt werden. Qualitativ hochwertige Arbeit zu leisten, ist oft ein Verdienst regelmäßiger Supervision, des Austausches und der Korrektur der Mitarbeiter untereinander. Besonders das schon oben skizzierte Spannungsfeld „Macht“, in dem sich die Mitarbeiter stets befinden, trägt oft zu erheblichen Belastungen bei. Die Mitarbeiter können in eine Situation des „Zerriebe-

Werdens“ geraten, welche ohne Reflexion der beruflichen, individuellen und institutionellen Anteile daran auf Dauer nicht adäquat bewältigt werden kann.

Wichtig ist, sich den Perspektivenwechsel zum Umgang mit Macht ständig zu verdeutlichen: Macht kann nicht nur negativ gesehen und genutzt werden. Wahrzunehmen sind zugleich deren positiven Beiträge bei der Regulation sozialen Zusammenlebens, die es in der pädagogischen Praxis offensiv zu nutzen gilt. Für die seelische Gesundheit der Mitarbeiter ist es wichtig, sich bewusst zu machen, dass Macht ein ständiger Begleiter im Handeln von Menschen ist und nicht nur negativ z. B. in Form von Autorität erlebt werden kann.

Um einem inneren „Zerrissen-Sein“ des Mitarbeiterteams vorzubeugen, ist die Wahrnehmung für die innewohnenden Ambivalenzen sowohl der Berufsidentität und -rolle, als auch des Umgangs mit Macht zu schärfen. In diesem Sinne ist es nicht förderlich, sich nur auf eine Seite der Berufsidentität (die des „freundlichen Begleiters“) zu fokussieren; diese spiegelt nur eine Seite der Berufsrolle wider, die zudem oftmals stark idealisiert wird. Aus dem realen Arbeitsalltag ergeben sich immer zugleich auch Anforderungen, die mit Kontrolle, Sanktionierung und Bestrafung in Verbindung stehen und damit die ambivalente andere Seite der Identität des Pädagogen verkörpern. Auch für diese gilt es, zu einem offensiven Umgang zu finden und sich dabei der Gefahren bewusst zu sein, die diese speziellen Aufgaben mit sich bringen.

Schließlich wird wichtig, die sich selbst auferlegten Aufgaben auf ihren Realitätsgehalt zu prüfen und sie gegebenenfalls zugunsten der eigenen seelischen Gesundheit zu verändern.

4 Prophylaxe von Bourn out

Verantwortung kommt der Einrichtung bei der Vorsorge von „Bourn out“ zu. Ein ausgebranntes Mitarbeiterteam ruiniert nicht nur die eigene Gesundheit, sondern wird immer unfähiger, den gestellten hohen Anforderungen und der damit verknüpften Verantwortung gegenüber den anvertrauten Jugendlichen gerecht zu werden. Insofern unterstützt die Einrichtung das Mitarbeiterteam mit geeigneten Methoden darin, sich für die Gefahren in der Arbeit mit schwierigen Jugendlichen zu sensibilisieren und auf frühe Anzeichen einer Erschöpfung bei sich selbst und bei den Kollegen zu achten.

Ein in der Einrichtung vorhandenes Klima, in dem den vielfältigen Möglichkeiten der Psychohygiene (z. B. Supervision, Entspannungstechniken, genügend andere nicht mit der Arbeit verbundene Tätigkeiten etc.) nicht nur verbal, sondern in der Organisation des Arbeitsalltags Bedeutung zugesprochen wird, kommt letztlich auch der Entwicklung der Jugendlichen zugute.

Burn out und die Anforderungen an das pädagogische Mitarbeiterteam

Ohne Zweifel stellt die Arbeit mit schwierigen Jugendlichen hohe Anforderungen an das Mitarbeiterteam. In Zusammenhang mit einer effektiven Psychohygiene kommt einer gesicherten Selbstkenntnis, der Selbstreflexion und der Bereitschaft zur Psychohygiene große Bedeutung zu. Diese Fähigkeiten haben sich vor allem bei Auseinandersetzungen mit den Themen Macht und Machtmissbrauch zu bewähren. Hilfreich dabei ist eine gründliche Auseinandersetzung mit den im Jugendhilfe- und Suchthilfesystem vertretenden Menschenbildern.

Damit ein verantwortungsvolles Arbeiten mit dem zugrunde gelegten Konzept gelingen kann, ist an Mitarbeiter der Einrichtung die Forderung zu stellen, diese Fähigkeiten bereits mit zu bringen bzw. sich umgehend um diese zu bemühen sowie permanent an deren Weiterentwicklung zu arbeiten. Insofern wird die grundsätzliche Bereitschaft zu Supervision und Fortbildung eingefordert.

In Anbetracht der komplexen Arbeitsaufgaben und den dabei abgeforderten Fähigkeiten, auf übergreifende Fragestellungen mit einem breiten Repertoire an pädagogischen Methoden antworten zu können – Fähigkeiten, die vielfach nur im Team verfügbar sind – wird Teamfähigkeit zu einem Qualitätsmerkmal, das zugleich gepaart sein muss mit der Bereitschaft, mit Belastungen ganz verschiedener Art (z. B. Probleme auf der Beziehungsebene oder institutionelle Probleme) tagtäglich innerhalb und außerhalb der Einrichtung umzugehen.

Literatur

- Land Brandenburg, Ministerium für Bildung, Jugend und Sport (1997):
Betreutes Wohnen, Jugendwohngemeinschaft, Einzelwohnen, Außenwohn-
gruppe; Ein Leitfaden für die pädagogische Praxis in der Jugendhilfe.
Wissenschaft und Technik Verlag, Berlin
- Schwabe, M. (2000): Eskalation und De-Eskalation in Einrichtungen der
Jugendhilfe, IGfH-Eigenverlag, Frankfurt am Main
- Mann, L. (1994): Sozialpsychologie. Psychologie-Verl.-Union, Weinheim
- König, O. (1996): Macht in Gruppen; Gruppendynamische Prozesse und
Interventionen. Pfeiffer bei Klett-Cotta, München
- Wolf, K. (1999): Machtprozesse in der Heimerziehung; Eine qualitative Studie
über ein Setting klassischer Heimerziehung. Votum, Münster
- Fengler, J. (1991): Helfen macht müde; Zur Analyse und Bewältigung von
Bourn out und beruflicher Deformation. Pfeiffer bei Klett-Cotta, Stuttgart
- Barsch, G. (2002): Jugend-Drogen-Akzeptanz? – Vortrag vom 13.04.2002 auf
der Fachtagung „Akzeptierende Drogenarbeit in den Neuen Bundesländern“,
Potsdam

Zum Verständnis von Entwicklung in der pädagogischen Arbeit

Um sich mit Problemen Jugendlicher bei ihrer physischen, psychischen und sozialen Entwicklung auseinander zu setzen, ist es notwendig, sich einen Überblick über allgemeine biografische Prozesse zu verschaffen – die Jugendphase ist zwar nur ein Teil des Lebensweges, ihr fällt dabei jedoch eine Schlüsselrolle zu: Die Jugend ist die Zeit des Loslösen vom Elternhaus, des Suchens eigener Werte und Normen, des Findens und Festigens neuer Freundeskreise und der Entwicklung von Beziehung(en) und Sexualität. Dies stellt Jugendliche vor scheinbar unlösbare Spannungen und Auseinandersetzungen, die sowohl in Form innerer (psychischer, physischer) als auch äußerer Konflikte (vorwiegend sozialer Art, determiniert z. B. durch Moden, vorgegebene Körperschemata, eingeforderte Umgangsformen) ausgetragen und ausgehalten werden müssen.

1 „Entwicklung“ - Begriff zwischen Entfaltung, Anpassung und Auseinandersetzung

Setzt man sich mit dem Begriff „Entwicklung“ auseinander, so stößt man auf eine Vielzahl von Betrachtungsweisen und Definitionsversuchen.

Semantisch lässt sich für den Entwicklungsbegriff eine Verbindung zu den lateinischen Wörtern „explicitatio“ im Sinne von Entfaltung (Gottes in seiner Schöpfung) und „evolutio“ im Sinne von Entrollung (einer Buch-/Gebetsrolle) herstellen. Damit verweisen beide Begriffe auf den religiösen Ursprung des Wortes und der damit verbundenen Sichtweise: In diesem Verständnis steht er für die Unabänderlichkeit des (gottgegebenen) Werdegangs und die Vorstellung, dass das bereits von Geburt an in der Person Vorhandene „wächst“ und sich ausdifferenziert.

Auch das Duden-Lexikon orientiert auf diese Sichtweise, indem es Entwicklung als die „... Erscheinung und Ausdifferenzierung eines bereits in einer unterschiedlichen Einheit Enthaltenen“ herausstellt. Die Psychologie des beginnenden 20. Jahrhunderts schloss sich diesem Verständnis an, indem sie definierte: Entwicklung ist „... die unter Einwirkung äußerer Faktoren erfol-

gende Entfaltung von Anlagen, wobei die Entfaltung nach einer inneren Gesetzmäßigkeit erfolgt und den äußeren Faktoren die Bedeutung der Auslösung zukommt." (Stern 1923).

Eher evolutionstheoretisch geprägte Ansätze vertreten dagegen die Auffassung, dass Entwicklung als Anpassung des Lebewesens an seine Umwelt zu verstehen sei. Ihr prominentester Vertreter ist Darwin. Er definierte Entwicklung als Entfaltung von der niedrigeren zur höheren Art und verstand die Natur (= Umwelt) als Regulatorin dieser Prozesse, weil nur jene Lebewesen, die sich an die sich ständig verändernden Gegebenheiten gut anzupassen vermögen, überleben können (survival of the fittest) (vgl. Darwin 2000). Mit dieser Theorie kippte Darwin Ende des 19. Jahrhunderts das alte theologische Entwicklungsverständnis.

Derartig einseitige Auffassungen sind heute nicht mehr haltbar. Schon Mitte des 20. Jahrhunderts wurden neue und komplexere Erklärungsansätze formuliert, durch die Entwicklung nunmehr als „... Abfolge von Veränderungen in einem System, die relativ überdauernde Neuerwerbungen sowohl im strukturellen Aufbau des Systems wie in seiner Funktionsweise beinhalten“ verstanden wurde (vgl. Nagel 1957). Mit dem expliziten Verweis auf „überdauernde Neuerwerbungen“ widersprachen diese Sichtweisen Vorstellungen, nach denen das Hervorbringen von etwas völlig Neuem unter dem Einfluss von internen als auch externen Faktoren nicht vorkommt.

In den 90iger Jahren ging man im Verständnis menschlicher Entwicklung noch einen Schritt weiter: „Psychische Entwicklung ist ein dynamischer und lebenslanger Prozess. Die Interaktionen zwischen individuellen Anlagen und sozialer Umgebung bestimmen, welche Verhaltens- bzw. Handlungsmotive geweckt und manifestiert werden. Das Kalenderalter ist hierbei keine unabhängige Variable, sondern als Zeitdimension ein Rahmen für das Ordnen der Entwicklungsdaten.“ (Mönks 1996). Damit wird der Tatbestand von Entwicklung allein aus dem Vorhandensein einer Dynamik in einem Prozess erklärt, Konsequenz zu Ende gedacht, gibt es in diesem Verständnis keine Niveaus/Richtungen, also auch keinen niedrigeren oder höheren Entwicklungsstand.

2 Menschliche Entwicklung - das Verständnis der Einrichtung

An einem solchen interaktionellen Entwicklungsverständnis orientiert sich auch das Mitarbeiterteam der Einrichtung. Folgerichtig werden die Wechselwirkungen zwischen individuellen Anlagen und sozialer Umwelt in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gestellt und der Mensch als aktiver Gestalter seiner Entwicklung wahrgenommen. Mit diesem Verständnis reagieren Menschen

nicht nur auf Umwelteinflüsse, sondern werden zu handelnden Individuen – eine Sichtweise, auf die sowohl in der klassischen Aufklärung (vgl. u. a. Kant 1993) als auch in der Moderne (vgl. u. a. Piaget 1986) vielfach verwiesen wird. Mit diesem Fokus werden in der Einrichtung auch die Entwicklungsprozesse betrachtet, die von und mit den Jugendlichen anzustoßen und zu bewältigen sind.

Die der Arbeit der Einrichtung zugrunde liegenden Leitideen /siehe dazu Anhang/ leiten folgerichtig dazu über, Jugendliche als Subjekte ihrer eigenen Entwicklung zu verstehen. Der sich entwickelnde Mensch ist insofern immer aktiv, indem er nach Informationen sucht, diese verarbeitet, seine Umwelt erkundet und strukturiert oder sich ggf. auch an diese aktiv anpasst. Dabei wird seit der Klassik davon ausgegangen, dass für die Entwicklung die eigene, freie und Zweck setzende Tätigkeit Voraussetzung ist. Im Gegensatz dazu wird dem Potential von Interventionen, die durch Zwang und Gewalt Jugendliche zu einer passiven Anpassung nötigen, geringe Entwicklungsmöglichkeiten zugesprochen. Deshalb wird in der Einrichtung auf diese Formen nur in extremen Ausnahmefällen zurückgegriffen, die in Verfahrensregelungen klar darzulegen sind.

Unter Zugrundelegung dieses Entwicklungsverständnisses wird in der Einrichtung davon ausgegangen, dass Jugendliche ihre eigene Entwicklung vor allem über eine aktive Auseinandersetzung mit ihrer sozialen Umwelt, mit den an sie gestellten Anforderungen, den geltenden Werten und Normen, über die Verarbeitung von Wissen und Erfahrungen vorantreiben. In diesem Sinne versteht sich jeder im Mitarbeiterteam der Einrichtung als derjenigen, der den Rahmen und die Struktur für eine aktive Auseinandersetzung mit gesellschaftlicher Normalität schafft, die Jugendlichen motiviert, sich auf diese Auseinandersetzungsprozesse einzulassen, der diese bei der Aneignung von Normalität begleitet und mit diesen über Erfolg und Scheitern reflektiert.

3 Entwicklungsaufgaben im Lebenslauf

Die Einteilung des Lebens in Lebensphasen hat eine lange Tradition: So sprachen Plato und Aristoteles von Jugend, mittlerem Lebensalter und Alter; Hippokrates verglich das Leben mit dem Lauf der Jahreszeiten; Cicero ordnete den Lebensaltern Eigenschaften zu.⁵⁴

⁵⁴ In diesem Sinne stehen bei ihm Kindheit für Kraftlosigkeit, Jugend für Ausschweifung, mittleres Lebensalter für Ernst und Beständigkeit und das Greisenalter für Weisheit (vgl. www.stangltaller.at/ARBEITSBLAETTER/PSYCHOLOGIEENWICKLUNG/Entwicklung.html).

Auch der Gedanke, dass es in allen Lebensphasen so genannte „sensible Perioden“ gibt, in denen für spezifische Entwicklungsaufgaben des jeweils aktuellen Lebensalters eine erhöhte Lernbereitschaft besteht, ist nicht neu (vgl. u. a. Montessori 2001).

Die ohne Zweifel konkret-historische Zuordnung typischer Entwicklungsaufgaben⁵⁵ zu den jeweiligen Lebensphasen führt folgerichtig zu dem Urteil, dass es ein „Zu früh“ oder ein „Zu spät“ bei der Bewältigung dieser Anforderungen geben kann.

Die Problematik eines „Zu früh“ besteht dabei vor allem darin, dass ein Erlernen von Verhaltens- oder Handlungsweisen nur unter erhöhtem Aufwand oder gar nicht zustande kommt, weil für viele Anforderungen ein bestimmter biopsychosozialer Reifestand erreicht sein muss, um diese Erfahrungen machen und erfolgreich meistern zu können.⁵⁶ Ein Scheitern gerade bei zu früh abgeforderten Entwicklungsaufgaben, aber auch deren sehr später Bewältigung können zu einem geringen Selbstvertrauen, Lernpessimismus und einer Verstetigung des Misserfolges (auch bei anderen Entwicklungsaufgaben) führen.

Um negative Konsequenzen durch Überforderung auszuschließen, wird ausdrücklich davon ausgegangen, dass der Ausgangspunkt für alle in der Einrichtung anzustoßende Entwicklungsprozesse der einzelne Jugendliche mit seinen individuellen Ressourcen und den bereits erreichten Entwicklungsniveaus ist, der zudem ein jeweils individuelles Tempo bei der Bewältigung jugendtypischer Entwicklungsaufgaben hat. Ausgehend von dem Verständnis, dass der Mensch aktiver Gestalter seiner Entwicklung ist, sind die Jugendlichen

⁵⁵ Zu bedenken ist, dass die von der Gesellschaft formulierten Entwicklungsziele oft nur ungesicherte Überzeugungen davon sind, was unter den gegenwärtigen Umständen eine „normale“ Entwicklung sei, die sich zudem auch noch mit den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen verändern. Gerade in der modernen Gesellschaft, die durch gestiegene Lebenserwartung, durch nicht mehr individuell überschaubare Wissens- und Erfahrungsmengen, ein (relativ) hohes Niveau moralischer Normative der Zivilgesellschaft u. a. m. geprägt ist, unterliegen auch die Entwicklungsaufgaben der jeweiligen Lebensphasen einer raschen Veränderung. So bringen die notwendigen langgezogenen Ausbildungszeiten und die Schwierigkeiten beim Einstieg in das Arbeitsleben mit sich, dass das Erreichen der wirtschaftlichen Selbständigkeit oftmals erst im jungen Erwachsenenalter eingelöst werden kann, während die vorgezogene Akzeleration der Jugendlichen einen immer früheren Einstieg in bestimmte, vielfach Erwachsenen vorbehaltene Verhaltensweisen (Sexualität, Umgang mit psychoaktiven Substanzen) fördert.

⁵⁶ Ein Beispiel hierfür ist das Erlernen des Essens mit Messer, Gabel oder Löffel: Einen Säugling vor die Aufgabe zu stellen, mit einem Löffel zu essen, würde diesen überfordern, da dieser mit Sicherheit weder über die physischen noch über die psychischen Voraussetzungen für die Entwicklung dieser Fertigkeiten verfügt. Ein Kleinkind hätte damit vermutlich weniger Probleme, jedoch wäre es wahrscheinlich bei der Benutzung von Messer und Gabel aufgrund ungenügender Feinmotorik überfordert.

zugleich immer in die Erarbeitung entwicklungsfördernder Angebote einzu-beziehen.

Für die Arbeit der Einrichtung ist zudem wichtig, dass Entwicklung durch die Prozesse des physischen Wachstums, der psychischen Reifung und des Lernens charakterisiert wird. Dabei bestehen zwischen diesen drei Teilbereichen starke Wechselwirkungen, so dass eine Veränderung in einem Bereich auch eine Veränderung in einem anderen nach sich ziehen kann. Die enorme Dynamik körperlicher und psychischer Entwicklung, die den Übergang von der späten Kindheit in die Jugend prägt, erklärt das besondere Tempo, manchmal aber auch das längere Verharren und die Fragilität, die diese Entwicklungen prägen.

Die Tatsache, dass die Entwicklung in den physischen, psychischen und sozialen Bereichen durch interne und externe Kräfte vorangetrieben oder gebremst werden kann, wird bei der Arbeit mit den Jugendlichen aktiv genutzt, um ihnen Entwicklung zu ermöglichen.

Aus dem hier vertretenden Verständnis von Entwicklung als einer nicht richtungsgebundenen Veränderungsdynamik ist zudem abzuleiten, dass zu einer Entwicklung auch Fehlschläge und Rückfälle gehören. Diese dürfen nicht allein als ein Scheitern an einer der Entwicklungsaufgaben betrachtet oder unreflektiert hingenommen werden. In diesem Sinne arbeitet das Mitarbeiter-team aktiv auch mit Scheitern und Rückfällen. Diese sind immer auch ein Anreiz, nach anderen Lösungen zu suchen und sich dabei zu entwickeln. Besondere Aufmerksamkeit gilt auch Jugendlichen, die über längere Zeit auf einem erreichten Entwicklungsniveau verharren. Hier ist sorgfältig zu prüfen, welche neuen und vom Jugendlichen annehmbaren Angebote an aktiver Auseinandersetzung durch das Arbeiterteam eröffnet werden können oder ob die möglichen Angebote der Einrichtung für den Jugendlichen nicht geeignet sind.

Literatur

- Stern, W. (1923) zit. nach „www.stangl-taller.at/ARBEITSBLAETTER/PSYCHOLOGIEENTWICKLUNG/Entwicklung.html“
- Darwin, Ch. (2000): Über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl. GLB Parkland, Köln
- Nagel (1957) zit. nach www.stangl-taller.at/ARBEITSBLAETTER/PSYCHOLOGIEENTWICKLUNG/Entwicklung.html
- Mönks F. J. (1975) zit. nach Mönks, F.J. & Knoers, A.M.P. (1996): Lehrbuch der Entwicklungspsychologie. Reinhardt, München
- Piaget, J. (1986): Die Psychologie des Kindes. Klett-Cotta im Dt. Taschenbuch-Verlag, München
- Kant, I. (1993): Die drei Kritiken. Meiner, Hamburg
- Montessori, M. (2001): Kinder sind anders. dtv, München
- www.stangl-taller.at/ARBEITSBLAETTER

Problemlösungsstrategien und Entwicklungsaufgaben

Die erfolgreiche Bewältigung von Entwicklungsaufgaben im Jugendalter setzt voraus, dass der Jugendliche im Rahmen der dabei notwendigen Auseinandersetzungsprozesse zugleich wichtige Problemlösungsstrategien lernt, entwickelt und sich als Lebenskompetenz aneignet. In diesem Sinne wird erfolgreiches Coping⁵⁷ zur zentralen Herausforderung jugendlicher Entwicklung. Der Umgang mit belastenden Situationen und deren Bewältigung durch die Jugendlichen braucht deshalb die besondere Aufmerksamkeit und Unterstützung durch das Mitarbeiterteam.

1 Coping und Copingkompetenzen

In der Einrichtung werden die Jugendlichen in diesem Prozess durch das Mitarbeiterteam nicht nur beraten und begleitet. Wenngleich alle Angebote der Einrichtung immer auch die Auseinandersetzung mit Problemen, das Suchen nach geeigneten Bewältigungsstrategien und die Korrektur ungeeigneter Lösungsansätze anregen und unterstützen, erhalten die Jugendlichen darüber hinaus die Möglichkeit, sich über spezielle Methoden Lösungsstrategien zu erarbeiten und zu erproben. Diese stützen sich insbesondere auf Konzepte, die rund um das Phänomen „Coping“ entstanden sind.

Als wesentliche Dimensionen von Coping werden herausgestellt:

- „Coping läuft in offenen Situationen der Ambiguität (Mehrdeutigkeit) oder der Disäquilibration (Ungleichgewicht) ab. Es umschließt individuelle Aktivitäten, die auf eine adaptive oder produktive Lösung der Situation hinielen.
- Coping wird als multikausal determiniertes Geschehen auf verschiedenen Handlungs- und Verhaltensebenen verstanden. Der Copingprozess wird

⁵⁷ Unter Coping wird das „Fertigwerden (mit Problemen)“ und damit das (erfolgreiche) Umgehen mit Anforderungen verstanden. Bezogen auf die Lebensphase Jugend werden in diesem Konzept die Entwicklungsaufgaben des Jugendalters als potentielle Stressoren gesehen, die in Abhängigkeit von ihrer Anzahl, Wichtigkeit und den vorhandenen Handlungskompetenzen tatsächlichen Stress verursachen können. Dieser kann das physische, psychische und soziale Gleichgewicht erheblich stören. Für Gesundheit und Gesunderhaltung sind deshalb die erfolgreiche Entwicklung und Umsetzung von Copingstrategien unerlässlich.

durch personenspezifische und umgebungsspezifische Faktoren ausgelöst und beeinflusst. Coping zeigt sich auf verschiedenen Handlungsebenen, die miteinander interagieren.

- Der Copingprozess verläuft dynamisch; durch konflikthafte Ansprüche, die produktive Formen des Verhaltens hervorbringen oder Verhalten durch eine Behebung kognitiv wahrgenommener oder herausfordernder Anforderungen dynamisieren.
- Coping ist nicht nur ein Prozess, der die Behebung oder Ausschaltung einer belastenden oder herausfordernden Situation zum Ziel hat; Coping wird auch dann erforderlich, wenn habitualisierte Verhaltensweisen nicht mehr ausreichen. Eine Herausforderung oder Belastung ist in diesem Kontext eine Voraussetzung für eine produktive Anpassung oder Entwicklung. Diese erfolgt dann als eine neu zu integrierende oder als eine auf prospektives Verhalten orientierende Leistung der Person.“ (Olbrich 1984)

Copingstrategien sind problemlösungsorientiert und zielen auf eine möglichst positive Lösung von Entwicklungsaufgaben. Dabei wird Verhalten aus anderen Situationen adaptiert oder besser noch, Lösungswege und Verhaltensweisen selbst entwickelt.

Das Mitarbeiterteam nimmt aktiv Einfluss darauf, dass negative Lösungen zu einer Motivation werden, um nach anderen Lösungsmöglichkeiten zu suchen. Die Entwicklung eines problemvermeidenden oder -verdrängenden Verhaltens und seine Generalisierung auch für andere Situationen ist zu verhindern: „Der Weg zum Ziel führt über das Erleben eigener Wirksamkeit zu kompetentem, zielorientiertem Handeln. Dies ist wiederum die Voraussetzung, dass mögliche Misserfolge als Herausforderung empfunden werden können, die zu neuen kreativen Problemlösungen anregen und damit langfristig immer schwierigere Probleme bewältigbar erscheinen lassen.“ (Petermann & Petermann 1996)

Es erweist sich als hilfreich, für ein Problem möglichst mehrere Lösungsstrategien zu entwickeln. Auf diese Weise werden nicht nur Handlungsmöglichkeiten für das anliegende Einzelproblem erweitert. Jugendliche lernen so eine Vielzahl von Problemlösungsvarianten kennen, so dass sie auch bei anderen Problemen auf ein möglichst großes „Archiv“ von Lösungsansätzen zurückgreifen können. Sie sind mit einem solchem Erfahrungswissen nicht mehr völlig hilflos, wenn sie in anderen Problemkonstellationen keine eigenen Lösungen entwickeln können, sondern haben immer noch die Möglichkeit, bereits erfolgreich angewandte Strategien zu adaptieren.

Für viele in der Einrichtung lebende Jugendliche kann davon ausgegangen werden, dass ungünstige personale und soziale Bedingungen dazu geführt haben, dass sie über unzureichende oder unangemessene Handlungskompetenzen verfügen, um den konkreten Problemkonstellationen des jugendlichen

Individuations- und Integrationsprozesses gewachsen zu sein. In der Einrichtung wird deshalb dem Erlernen von Handlungskompetenzen besondere Aufmerksamkeit geschenkt.

In der konkreten Umsetzung geht es darum, den Jugendlichen gezielt Wissen und Kenntnisse zu vermitteln, wie Probleme wahrzunehmen und zu analysieren sind, damit daraus Lösungsvarianten entwickelt werden können. Darauf kann sich jedoch die Unterstützung der Entwicklung von Copingstrategien nicht beschränken.⁵⁸ Die Möglichkeiten, die Entwicklung von Coping zu unterstützen, ergeben sich in vielfältigen Alltagsbezügen und können vom Mitarbeiterteam z. B. im Rahmen begleiteter Amtsgänge, über das gezielte Trainieren von Umgangsformen oder auch einfach nur in einer Beratung zu Modefragen aktiv realisiert werden.

Besonderes Augenmerk gilt zudem der Entwicklung von Selbstwirksamkeit⁵⁹. Die pädagogische Arbeit des Mitarbeiterteams zielt darauf, die Jugendlichen zu befähigen, auf der Grundlage vorhandenen Wissens über sich und die Umwelt realistische Erwartungen aufbauen, Ereignisse interpretieren und eigene Fähigkeiten kalkulieren zu können. Dazu wird gezielt und ausgewogen mit externen Konsequenzen (materielle oder soziale Verstärker) als auch mit internen Verstärkern (Selbstbewertung bzw. Selbstkritik) gearbeitet.

Dabei wird wichtig, dass sich das Mitarbeiterteam bewusst mit der Art und Weise auseinandersetzt, mit der Jugendliche ihre bisherigen Erfahrungen mit fehlgeschlagenen Bemühungen einer Problembewältigung verarbeiten. Immer wiederkehrende Erfahrungen dieser Art beherbergen in sich die Gefahr, dass sie sich in der Selbstwahrnehmung zu Überzeugungen von einer geringen Copingkompetenz verdichten, die in eine geringe Kompetenzerwartung bei der Bewältigung künftiger Belastungssituationen münden. Es ist daher wichtig, den Jugendlichen bei der Suche nach realistischen Zielen und der Entwicklung eines adäquaten Bewertungssystems für Erfolg und Misserfolg zu unterstützen.

Für die Gestaltung von Interventionsmöglichkeiten ergibt sich daraus die pädagogische Aufgabe, bezogen auf die jeweils individuell unterschiedlichen Leistungskapazitäten Ziele und Bewertungsmaßstäbe vorzugeben.

⁵⁸ „Hinsichtlich des kognitionsorientierten Ansatzes kann beispielsweise festgestellt werden, dass ein angemessener Wissensstand zwar eine notwendige, aber keine hinreichende Voraussetzung für den Aufbau adäquater Bewältigungshandeln ist. ... Daher ist ein Einbezug weiterer Maßnahmen zum Aufbau von Bewältigungskapazitäten neben der Wissensvermittlung geboten.“ (Larisch, Lohaus 1997)

⁵⁹ Diese beinhaltet z. B. Wissen über die eigene Kompetenz, die Fähigkeit zur Selbstbeobachtung, das Vertrauen in die eigenen Bewältigungsmöglichkeiten.

2 Methodeninventar eines Copingtrainings

Für die gezielte und strukturierte Förderung von Entwicklungsprozessen rund um Coping, Copingstrategien und Selbstwahrnehmung haben sich in der pädagogischen Praxis bereits eine Vielzahl von Methoden (u. a. Rollenspiele⁶⁰, Theaterpädagogik) bewährt.

Als eine Möglichkeit, den Jugendlichen ein spezielles Angebot für das Kennenlernen und Üben von Problemlösungsstrategien zu unterbreiten, wird hier auf das von Petermann & Petermann (1996) entwickelte (therapeutische) Training für verhaltensauffällige Jugendliche verwiesen. Es bietet mit seinem Herangehen, seinen Komponenten und den bisher nachweisbaren Effekten eine Vielzahl von Anregungen, wie in der Einrichtung Jugendliche bei der Bewältigung wesentlicher Entwicklungsaufgaben gezielt unterstützt werden können.

2.1 Ziele

Dieses Training ist ursprünglich für delinquente und/oder aggressive Jugendliche sowie für Jugendliche mit sozialen Unsicherheiten und Rückzugstendenzen in Heimen und ähnlichen Institutionen konzipiert worden. Dabei zielten die Autoren auf die Altersgruppe zwischen 13 und 20 Jahren.

In Anbetracht der besonderen Problemlagen problematisch konsumierender Jugendlicher (teilweise auch auffällig in Bezug auf Kriminalität und Apathie) ist die Einbindung eines solchen Trainings in den pädagogischen Prozess der Einrichtung wünschenswert. Sein modularer Aufbau erleichtert zugleich, dieses Training unter den anderen Angeboten der Einrichtung zu platzieren. Viele Probleme, die dieses Training nicht anspricht, können zudem durch andere Einrichtungsangebote und den pädagogischen Alltag abgedeckt werden.

Petermann & Petermann definieren die Ziele ihres Trainings mit Bezug zu den jugendlichen Entwicklungsaufgaben⁶¹. Mit diesen Übungen werden folgende Aufgaben bearbeitet:

- Verbesserte Selbst- und Fremdwahrnehmung
- Selbstkontrolle & Ausdauer
- Umgehen mit dem eigenen Körper & Gefühlen

⁶⁰ Hier werden nachgestellte reale Situationen als Handlungsaufgabe inszeniert und dann mit wechselnder Rollenverteilung geprobt. Ein Beispiel ist das Einstellungsgespräch zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Der Jugendliche hat die Möglichkeit, die gleiche Situation aus beiden Perspektiven zu erleben und so über sein eigenes Handeln zu reflektieren.

⁶¹ Petermann & Petermann orientieren sich dabei vor allem an Havighurst et al., deren Grundideen im Abschnitt „Entwicklungsaufgaben im Jugendalter“ dargestellt werden.

-
- Entwicklung von Selbstsicherheit & stabilem Selbstbild
 - Entwicklung von Einfühlungsvermögen
 - Umgehen mit Lob, Kritik & Misserfolg

2.1.1 Zur verbesserter Selbst- und Fremdwahrnehmung

Unter den Bedingungen der Informations- und Mediengesellschaft wird es für Jugendliche immer schwieriger, aus der Vielzahl von Eindrücken und Informationen die für ihn wichtigen herauszufiltern. Diese Wahrnehmungsschwierigkeiten angesichts zunehmender Informationsflut beziehen sich nicht nur auf die soziale Umwelt, sondern auch auf die eigene Person.

Oftmals führt eine verzerrte Wahrnehmung zu einer aggressiven Abwehrreaktion auf eine dem Interaktionspartner unterstellte negative Absicht und erklärt somit fehlerhaftes eigenes Verhalten. Aus eingeschränkten Sichtfeldern und Interpretationsspielräumen entsteht ein Mangel an Handlungsmöglichkeiten, welcher durch das Vermitteln und Üben von Alternativen behoben werden muss⁶².

Deshalb ist es notwendig, dem Heranwachsenden zuerst seine eigenen Gefühle und Vorstellungen wahrnehmbar zu machen und ihn im zweiten Schritt für Ausdrucksformen des Gegenübers zu sensibilisieren (Mimik, Gestik, Körperhaltung und -sprache).

Bei der Interpretation von Ereignissen muss die Rolle des Jugendlichen differenziert analysiert werden, um Tendenzen des Abschiebens der Verantwortlichkeit auf den/die Interaktionspartner, die Begründung mit Zufälligkeit, Situationsspezifität und andere Ausweichtaktiken aufzudecken und zu verhindern.

2.1.2 Zur Verbesserung von Selbstkontrolle & Ausdauer

„Der Begriff „Selbstkontrolle“ steht für alle willentlich gelenkten Handlungen“ (ebenda S.34) und setzt eine gute Selbst- und Fremdbeobachtung voraus: Es ist wichtig, die Ursachen für das eigene Verhalten zu kennen, sich selbst zu beobachten und nicht nur äußere Faktoren in die Ursachenerklärung einzu beziehen.

⁶² Auch bei der Berufswahl und später im Arbeitsalltag können falsche Vorstellungen über das eigene Leistungsvermögen (Aufwand, Anstrengungen) zu Motivationsstörungen oder zu einer Fehleinschätzung der beruflichen Zukunft führen. Diese sind deshalb dringend zu korrigieren.

Mangelnde Selbstkontrolle äußert sich vor allem in Wut/Aggression, Ungeduld/nicht warten können in Bezug auf andere und sich selbst. Gerade mangelnde Geduld führt oft zum Abbruch von Aufgaben und damit zum wiederholten Misserfolg. Es ist daher wichtig, Jugendlichen eine entsprechende Kontrollüberzeugung, sie können ihre Umwelt selbst beeinflussen, zu vermitteln, um zum Abbau unangemessenen Verhaltens beizutragen.

2.1.3 Umgehen mit dem eigenen Körper

„Der eigene Körper, die körperliche Fitness, Attraktivität und sexuelle Anziehungskraft sind wesentliche Aspekte, über die Jugendliche ihr Körperbild definieren.“ (ebenda S.35) Viele Jugendliche sind sich der Wirkung ihrer Körpersprache, der Art und Weise, wie sie Annahme oder Ablehnung erzeugen, nicht bewusst. Sie können deshalb oft nicht nachvollziehen, warum sie auf Misserfolge stoßen, obwohl sie sich in ihrem Verständnis richtig äußern. Rollenspiele (mit Videoaufzeichnung) können dem Jugendlichen helfen, Kommunikationsmöglichkeiten aufzuzeigen, mit denen sie zur Harmonisierung, Intensivierung oder Deeskalation von Beziehungen beitragen können.

In diesem Zusammenhang werden insbesondere sportliche Betätigung oder der Umgang mit Tieren⁶³ wichtig. Durch diese werden nicht nur körperliche Fitness und Kenntnis der eigenen körperlichen Leistungsfähigkeit vermittelt. Die Rückmeldung sofortiger Erfolge, die direkt auf das eigene Bemühen zurückgeführt werden können, stärkt das Selbstwertgefühl. Über Sport und den Umgang mit Tieren können zugleich motorische und kognitive Fähigkeiten, Motivationen und Aktivität entwickelt werden. Sport lässt sich vielfach auch in die Entwicklung von Gruppenprozessen einbinden: „In vielen Fällen kann man die durch Sport ausgelösten Gruppenprozesse heranziehen, um

- ein Regel- und Normenverständnis aufzubauen,
- einige Kommunikations- und Interaktionsfertigkeiten einzuüben und
- prosoziales Verhalten (helfen und helfen lassen) zu ermöglichen.“ (ebenda S.36)

⁶³ Dazu weitere Ausführungen im Anhang „Tiere in der pädagogischen Arbeit der Einrichtung“.

2.1.4 Umgehen mit Gefühlen

Das „Umgehen mit Gefühlen“ ist wichtig für den Aufbau eines selbstsicheren Verhaltens und setzt das präzise Deuten und Ausdrücken von sowie das Umgehen mit Gefühlen voraus. Über das Training lernt der Jugendliche:

- „seine Gefühle kennen
- seine Gefühle auszudrücken
- die Gefühle anderer zu verstehen
- sich selbst in andere hineinzusetzen
- mit dem Ärger eines anderen umzugehen
- Stimmungen auszudrücken
- mit Angst umzugehen
- sich selbst zu belohnen“. (Goldstein et al. 1978, zit. nach Petermann & Petermann, a. a. O., S.25)

2.1.5 Selbstsicherheit & Stabiles Selbstbild

Um in interaktiven Prozessen eine Rolle richtig einnehmen zu können, ist eine angemessene Vorstellung und Bewertung der eigenen Person wichtig. Ein korrektes Selbstbild ist Grundlage für ein Selbstwertgefühl. Fehleinschätzungen eigener Fähigkeiten führen oft zu Versagen und in der Folge zu Identitätsproblemen, die in selbstzerstörerischen Tendenzen münden können.

Vor allem jüngere Jugendliche entwickeln ihr Selbstbild stark über die Beurteilung von „Können“, während ältere Jugendliche eher das „Sich-Zutrauen“ zum Maßstab ihrer Bewertung machen. Das Erleben eigener Kompetenz und Selbstwirksamkeit kann helfen, Diskrepanzen zwischen Selbst- und Fremdbild zu erkennen und zu korrigieren.

Als die wichtigsten Bestandteile des Selbstbildes können gelten (vgl. Offer 1984, S.37):

- das psychologische Selbst:
 - Impulskontrolle
 - Emotionalität
 - Körper- und Selbstbild
- das soziale Selbst:
 - soziale Berührung
 - Moral
 - Berufs- und Bildungsziele
- das sexuelle Selbst:
 - sexuelle Entscheidungen

- das familiäre Selbst:
 - Familienbeziehungen
- das adaptierte Selbst:
 - Bewältigung der Außenwelt
 - Psychopathologie
 - allgemeine Anpassung

In der Arbeit mit Jugendlichen ist davon auszugehen, dass nicht in allen Bereichen Fördernotwendigkeiten bestehen. Die konkrete Ausgestaltung des Trainings stützt sich deshalb wesentlich auf die in der Clearingphase⁶⁴ erarbeiteten Einschätzungen.

2.1.6 Einfühlungsvermögen

Empathie, die Fähigkeit, sich in andere Personen hineinversetzen zu können, wird als eine Grundlage für die Entwicklung psychosozialer Kompetenzen und prosozialer Moral gesehen. Sie ist deshalb die Basis u. a. für die Entwicklung eines guten Hilfeverhaltens, das Verstehen des anderen. „Unterstellte negative Absichten“ und daraus resultierende aggressive Abwehrreaktionen können über die Entwicklung von empathischen Fähigkeiten reduziert oder verhindert werden

Hilfeverhalten kann zugleich zu einer positiven Verstärkung des Selbstbildes beitragen („Ich bin stolz auf das Geleistete.“). Insofern ist auch die Entwicklung von Einfühlungsvermögen in komplexe Bereiche der Persönlichkeitsentwicklung eingebunden.

2.1.7 Umgehen mit Lob, Kritik & Misserfolg

Das Umgehen mit Lob, Kritik und Misserfolg ist einer der sensibelsten Punkte der Entwicklung. Mangelnde Kritikfähigkeiten können schnell zu Fehlentwicklungen führen. Im pädagogischen Umgang ist zu einer ausgewogenen Balance zwischen Kritik und Lob zu finden: Falsch vermitteltes Lob kann Egozentrismus und die Entwicklung eines übersteigerten Selbstbildes unterstützen; Überinterpretationen von Kritik provozieren oft aggressives Abwehrverhalten und sozialen Rückzug. Eine ungenügende Verarbeitung von Misserfolgen gefährdet zudem das Selbstwertgefühl.

Das Training orientiert darauf, die drei Bewertungsebenen (erfahrene, abgegebene und Selbstbewertungen) aufeinander zu beziehen und analysieren zu

⁶⁴ Vergleiche dazu Abschnitt „Die Clearingphase in der Einrichtung“

lernen. Die Jugendlichen werden so in die Lage versetzt, sich über einen Vergleich dieser drei Ebenen ein reales Selbstbild und damit auch die Möglichkeit zum Aufbau angemessener Handlungsoptionen zu schaffen.

„Das Ziel des Trainings besteht darin:

- die Scheu vor Bewertungen abzubauen,
- positive und negative Bewertungen angemessen zu verarbeiten
- Misserfolge mit eigenen Bemühungen in Beziehung zu setzen, aber zu relativieren und
- Bewertungen gegenüber anderen angemessen auszudrücken.“
(Petermann & Petermann, S.38)

3 Grundlagen des Vorgehens

Das Training ist in zwei Etappen gegliedert:

1. Einzeltrainings mit dem Jugendlichen und einem Trainer. Es besteht aus minimal fünf Sitzungen (plus dem Erstkontakt) und beinhaltet vorwiegend das Besprechen beruflicher und privater Zukunftsvorstellungen.
2. Anschließend erfolgt ein Gruppentraining mit 4-6 Jugendlichen und 1-2 Trainern. Hierfür werden mindestens zehn Sitzungen (plus Erstkontakt) veranschlagt. Im Gruppentraining erfolgt das Üben neuer Verhaltensweisen in gelenkten Rollen- sowie in Bewegungsspielen.

3.1 Zum Einzeltraining

Das sowohl aus dialogischen Gesprächen als auch aus Rollenspielen aufgebaute Einzeltraining dient in erster Linie der Bearbeitung von Selbst- und Fremdwahrnehmung sowie von Selbstkontrolle und Ausdauer. Hierbei wird systematisch mit dem beruflichen Teil begonnen, da dieser oft weniger bedrohlich für das Selbstbild des Jugendlichen erscheint als Gespräche über private Vorstellungen. Die beruflichen Absichten des Jugendlichen werden so weit differenziert, dass der Jugendliche Entscheidungs- und Handlungsoptionen entdeckt, die in der Praxis umsetzbar sind. Auf diese Weise wird Vertrauen zum Trainer aufgebaut, so dass der Jugendliche eher bereit ist, im Gruppentraining mitzuarbeiten. Das Vertrauen in den Trainer ist die notwendige Grundlage für das Bearbeiten persönlicher Ziele und Probleme in den Einzelgesprächen.

Da viele Jugendliche eine Scheu vor offener Selbstreflexion haben, werden als Gesprächsgrundlage Cartoons mit verfremdeten Problemsituationen verwendet.

Diese Methode erleichtert Jugendlichen, ihre passive Rolle schneller aufzugeben. Das Einzeltraining bietet durch die angebotenen gegenständlichen Materialien, die ungeteilte Aufmerksamkeit des Trainers und die Chance, eigene Themen zur Sprache zu bringen, einen hohen Bekräftigungswert und ist gut geeignet, den Selbstwert des Jugendlichen zu erhöhen.

3.2 Zum Gruppentraining

Im Unterschied zum Einzeltraining reduziert sich im Gruppentraining der Anteil der Zuwendung durch den Trainer; nun tritt die Interaktion mit anderen Jugendlichen in den Vordergrund. Zusätzlich zu Rollenspielen und Gesprächen in der Gruppe wird hier mit Bewegungsspielen gearbeitet.

Bei den Rollenspielen ist zu bedenken, dass eine effiziente und nachhaltige Verhaltensänderung nur durch gelenkte Rollenspiele möglich ist. Diese Rollenspiele werden von zwei oder mehr Spielern vorgetragen und schließen den Wechsel der Rollen sowie den Austausch von Spielern und Beobachtern ein. Hierdurch können alle Teilnehmer auf den gleichen Erfahrungsstand zurückgreifen und in der anschließenden Reflexion ihre Interpretationen und Erkenntnisse mit anderen Jugendlichen vergleichen. In dieser verbalen Reflexion werden die Bewertung des Spielablaufes, die gefühlsmäßige Anteilnahme und verbesserungswürdige Situationen thematisiert.

Bewegungsspiele mit den hier erfahrbaren physischen und psychischen Leistungsgrenzen dienen dem Aufbau eines gesunden Körperbildes. Gleichzeitig ermöglichen sie das Erkennen und Erlernen von Fähigkeiten im Umgang mit Gefühlen bzw. das Erkennen und Ausdifferenzieren von Gefühlen überhaupt.

Als besonders hilfreich hat sich die Reflexion über eine Videorückmeldung erwiesen. Die Jugendlichen bekommen so die Möglichkeit, ihr eigenes Verhalten, Körpersprache, Mimik und Gestik zu erleben und dadurch besser reflektieren zu können. Diese Informationen sind unvermittelter als die alleinige Rückmeldung über die Reaktion anderer. Es können so Stärken und Schwächen direkt aufgezeigt werden („Ich dachte, ich würde unsicherer wirken.“, „Ich wollte gar nicht so aggressiv `überkommen.“).

4 Fazit

Deutlich wird, dass das hier vorgestellte Training eine gezielte, gut strukturierbare und effiziente Arbeit ermöglicht und damit die grundsätzlich gestellte Anforderung erfüllt, Jugendliche bei der Entwicklung von Copingstrategien mit einem speziellen Angebot zu unterstützen.

Wieweit dieses Training im einzelnen in die pädagogische Arbeit der Einrichtung integriert wird, ob es möglicherweise durch andere Trainings und Methoden ergänzt oder ersetzt wird, hängt wesentlich von den Möglichkeiten und Fähigkeiten des Mitarbeiterteams ab.

Literatur

- Hurrelmann, K. (1991): Sozialisation und Gesundheit: somatische, psychische und soziale Risikofaktoren im Lebenslauf. Juventa, Weinheim und München
- Hurrelmann, K. (1994): Familienstress, Schulstress, Freizeitstress. Beltz, Weinheim und Basel
- Hurrelmann, K. & Rosewitz, B. & Wolf, H.K. (1985). Lebensphase Jugend. Juventa, Weinheim und München
- Larisch, H., Lohaus, A. (1997): Coping als Prozess – Entwicklungspsychologische Aspekte für den Aufbau von Bewältigungsstrategien im Kindes- und Jugendalter. In Tesch-Römer, C., Salewski, C., Schwarz, G. (Hrsg.) (1997): Psychologie der Bewältigung. Weinheim, S. 105 - 119
- Oerter, R., Montada, L. (1995): Entwicklungspsychologie. Psychologie Verlags Union, Weinheim
- Olbrich, E., Todt, E. (1984): Probleme des Jugendalters. Springer, Berlin
- Palmonari, A., Kirchler, E., Pombeni, M. L. (1991): Differential effects of identification with family and peers on coping with developmental tasks in adolescence. In: European Journal of Social Psychology. Vol 21(1991)5, S. 381-400
- Petermann, F., Petermann, U. (1996): Training mit Jugendlichen. Förderung von Arbeits- und Sozialverhalten. Psychologie Verlags Union, Weinheim

Normen, Sanktionen und das Zusammenleben: die Hausordnung

1 Zum Grundverständnis von Regeln und Sanktionen

Das Zusammenleben in der Einrichtung wird von Regeln und Normen sehr unterschiedlicher Art bestimmt:

- In der Einrichtung gelten alle als Rechtsordnung festgeschriebenen Gesetze, die von der Mehrheit der Gesellschaft akzeptiert und über deren Einhaltung soziale Institutionen wachen.
- In der Einrichtung gilt zudem eine Einrichtungs-/Hausordnung, die Regeln für das Zusammenleben in dieser speziellen „Einrichtung“ enthält. Diese haben eine zeitliche, in bestimmten Aussagen auch eine örtliche Begrenzung.
- Zudem werden von den einzelnen Gruppen Regelungen, ggf. auch Gruppenverträge erarbeitet. Diese enthalten ein zwischen den Mitgliedern der „Gruppe“ vereinbartes Regelwerk, in dem Rechte und Pflichten des Zusammenlebens für einen kleinen abgegrenzten Kreis von Personen und Bereiche festgelegt werden. Dies können u. a. Kommunikationsregeln, Kritikformen, Regeln zum Umgang mit Problemen sein.

Während die geltenden Gesetze – auch die, die das Verhältnis zwischen Jugendlichen und Erwachsenen regeln – meist von Erwachsenen konzipiert sind, bieten Hausordnungen und Gruppenregelungen die Chance, zu einem Aushandlungsprozess zwischen Jugendlichen und Erwachsenen zu kommen und auf diese Weise auf die Entwicklung des Rechts- und Gerechtigkeitsbewusstseins, der Sanktionsbedürfnisse und der Sanktionsbereitschaft Jugendlicher aktiv einzuwirken.

2 Keine Regelung ohne Kontrolle und Sanktion

Jedes Aufstellen von Regeln macht eine klare Definition der „Sanktion“⁶⁵ notwendig. Die aufgestellten Regeln machen nur Sinn, wenn im Voraus geklärt

⁶⁵ Hier wird von einem breiten Sanktionsbegriff ausgegangen, der sowohl eine positive (z. B. Lob) als auch eine negative Reaktion (Strafe) beinhalten kann.

ist, wie die Einhaltung dieser Regel kontrolliert wird und welche Folgen ein Fehlverhalten hat. Deshalb muss sich die Einrichtung nicht nur mit der Frage auseinandersetzen, ob ein Regelwerk geschaffen werden soll, sondern auch damit, welche Konsequenzen ein Regelverstoß hat.

Die im Regelwerk festgeschriebene Sanktion und deren konkrete Umsetzung sind Maß für die Glaubwürdigkeit des Mitarbeiterteams und der Einrichtung als Ganzes. In diesem Zusammenhang ist deshalb die Frage zu stellen, wie verbindlich Aussagen getroffen werden, die dann für jeden Prozess innerhalb der Einrichtung zu gelten haben. Das Einhalten der Regeln muss zudem kontrollierbar sein. Auch deshalb wird auf abstrakte Verbote oder moralische Vorgaben verzichtet.

Das für die Einrichtung geltende Regelwerk hat folgenden Ansprüchen zu genügen:

- Damit Regeln anerkannt/akzeptiert werden, sollten sie allgemeingültig sein.⁶⁶
- Im Regelwerk muss Freiraum vorhanden sein, um die Individualität und die Besonderheiten des jeweiligen Jugendlichen berücksichtigen zu können⁶⁷.
- Unabweisbar ist die Transparenz der Regeln. Neben der Funktion, die Folgen des Fehlverhaltens kenntlich zu machen, muss auch erklärbar sein, warum über Jugendliche individuell entschieden werden kann.
- Die Regeln und die festgelegten Sanktionen müssen gerecht sein. Die Konsequenz aus einem Regelverstoß muss nachvollziehbar und angemessen sein. Unverhältnismäßige Strafen führen eher dazu, dass der Jugendliche sein Tun nicht aus freiem Willen verändert, sondern unter fremdbestimmtem Druck. Eine solche Anpassung kann nur ein erster Anfang in Richtung einer anzustrebenden Entwicklung sein, deren Ziel aber die selbstverantwortete Geschäfts- und Gesellschaftsfähigkeiten des einzelnen ist.
- Die Sanktionen dürfen keinen Strafcharakter im Sinne von zu entrichtenden Strafgeldern o. ä. haben. Die Sanktion zielt auf einen positiven Effekt in dem Sinne, dass nachvollzogen und verstanden werden kann, dass Fehlverhalten nicht der richtige Weg ist, auf bestimmte Anforderungen zu reagieren. Nur dann erhält der Jugendliche Impulse für seine Entwicklung und kann mit der Einrichtung kooperieren.

3 Die Schwierigkeiten, zu einem angemessenen Regelwerk zu finden

⁶⁶ Wenn Rauchen im Zimmer der Jugendlichen verboten ist und sich die Erlaubnis zu rauchen auf einen möglichen Raucherraum beschränkt, sollte dieses auch für die Mitarbeiter gelten – damit ist das Rauchen dann in den Büros tabu und nur auf den Raucherraum beschränkt.

⁶⁷ Schon die weite Altersspanne der aufzunehmenden Jugendlichen (12-24 Jahre) verweist darauf, dass nicht für alle die gleichen Rechte und Pflichten gelten und nicht mit egalitären Sanktionen gearbeitet werden kann.

Bei der Aufstellung des Regelwerkes ist zu beachten, dass Regeln in ihrer konkreten Ausgestaltung immer das Zusammenleben in der Einrichtung „formen“ und die mit ihnen transportierten Aussagen auch den einzelnen Jugendlichen prägen. Besondere Aufmerksamkeit gilt deshalb der Reflexion der Regeln in Bezug auf mögliche, ihnen innewohnende Diskriminierungen und Stigmatisierungen.

Nach dem Aufenthalt in der Einrichtung muss sich der Jugendliche in der Gesellschaft mit ihren Freiheiten, aber auch mit ihren Grenzsetzungen zurechtfinden. Das Regelwerk in der Einrichtung darf Jugendliche daher nicht über- und nicht unterfordern.

Ein gänzlichliches Fehlen von Regeln in der Einrichtung überfordert Jugendliche oft, steht deren Bedürfnis nach Orientierung und Klarheit entgegen und kann auch als Vermeiden von Konfrontation gedeutet werden. Wird dagegen jeder „Lebensbereich“ durch das Regelwerk erfasst und vorgegeben, läuft dies auf das Schaffen einer „totalen Institution“ hinaus. Wie in allen derartig strukturierten Einrichtungen verhindert das Ausüben von Macht in Form von Feststellungen und Anweisungen: „... wir sind die Einrichtung und wissen was zu tun ist, was Dir gut tut und vor allem was nicht ...“ die individuelle Entwicklung Jugendlicher. Wer dieses System in einer Einrichtung „übersteht“, hat vor allem gelernt sich anzupassen. Die Möglichkeiten, sich im Rahmen seiner Ressourcen zu entwickeln und sich an Neuem zu versuchen, sind damit jedoch sehr eingeschränkt.

Deutlich wird, dass im Prozess der Erarbeitung von Regeln nicht nur das Prinzip der Verhältnismäßigkeit zu wahren, sondern auch der Zweck der Regel, deren Erfordernis, Geeignetheit und Angemessenheit zu hinterfragen sind.

Viele Regelwerke/Hausordnungen im Jugendhilfebereich und Suchtkrankenhilfesystem sind durch Verhaltensgebote und Verbote dominiert. In der Folge übernimmt das Mitarbeiterteam die Position des „Ordnungshüters“, die Mitarbeiter bemächtigen sich der Klienten und schaffen durch ein enges Regelwerk ein eigenes soziales Gefüge, das jedoch nicht den Anforderungen an Lebens- und Realitätsnähe gerecht wird. „Der Klient, dem es an vielen Fähigkeiten mangelt“, muss sich zunächst beweisen und den Gegebenheiten der Institution/Einrichtung unterordnen. Solche Grundideen widersprechen dem dieser Konzeption zugrunde liegenden Menschenbild und den Leitideen, mit denen in dieser Einrichtung gearbeitet wird.

4 Die Funktionen der Hausordnung

Die zu schaffende Hausordnung der Einrichtung hat folgende Funktionen:

- Die Hausordnung versteht sich als unterstützende Hilfe für den Jugendlichen bei seiner Suche nach Orientierung und Verhaltensmaßstäben.
- Sie ist ressourcenorientiert und gibt dem Jugendlichen Hilfe zu mehr Selbstverantwortung.
- Sie ist Instrument zur autonomen Gestaltung des Zusammenlebens in der Einrichtung.
- Sie ist Instrument der Qualitätssicherung und Qualitätsentwicklung.
- Die Hausordnung zielt vor allem auf das, was in der Einrichtung gewünscht ist, dient aber in zweiter Instanz auch der Prävention von Fehlverhalten, Abweichungen.
- Sie besitzt Allgemeingültigkeit und ist damit Empfehlung und Verhaltensvereinbarung sowohl für die Klienten der Einrichtung als auch für das Mitarbeiterteam.

5 Die Hausordnung als Ergebnis eines Erarbeitungsprozesses

Als Grundordnung für das Leben in der Einrichtung sollte die Hausordnung Ergebnis eines gemeinsamen Erarbeitungsprozesses sein, bei dem alle Vereinbarungen letztlich einvernehmlich zwischen den Jugendlichen und dem Mitarbeiterteam festgelegt werden. Dies fordert zum einen die Jugendlichen auf, sich selbst damit auseinander zu setzen, wie sich das Zusammenleben in der Einrichtung gestalten soll. Ein solcher Erarbeitungsprozess fordert zum anderen aber auch das Mitarbeiterteam auf, seine Sicht zu erklären und wirkt damit dem Vorwurf einer „totalitären Institution mit Allmacht der Mitarbeiter“ entgegen.

Dieser gemeinsame Erarbeitungsprozess wirkt auch dann nachhaltig weiter, wenn die Arbeit an der Hausordnung zu einem vorläufigen Abschluss gekommen ist, in dem er auch für alle nachfolgenden Gruppen eine neue Form von Verständnis sichert.

An den Gedanken eines gemeinsamen Erarbeitungsprozesses knüpft zugleich die Festlegung an, dass die Hausordnung immer nur für einen bestimmten Zeitraum beschlossen wird. Dieses Verfahren signalisiert, dass es immer die Notwendigkeit einer anlassbedingten Umgestaltung geben kann und dass das geschaffene Regelwerk kein starres Element im Zusammenleben sein darf. Sie ist vielmehr ständig auf die sich ändernden Bedürfnisse und Ressourcen der Jugendlichen, wie auch des Mitarbeiterteams zuzuschneiden und damit zu entwickeln. Die zeitliche Begrenztheit der Hausordnung verdeutlicht auch, dass

sich die Einrichtung ständig in ihrer Entwicklung hinterfragt. Die Umgangsweise mit der Hausordnung ordnet sich damit in den Prozess der Entwicklung und Sicherung der Qualität in der Einrichtung ein.

Aus dem dargelegten Grundverständnis zum Sinn und der Funktion eines Regelwerkes für die Einrichtung als Ganzes leiten sich folgend allgemeine Orientierungen für die konkrete Umsetzung ab:

- Oberstes Gebot der Einrichtung ist: Die Einrichtung kann und darf kein rechtsfreier Raum sein. Das Regelwerk in der Einrichtung setzt gesetzliche Bestimmungen nicht außer Kraft, kann dieses auch nicht, sondern bedient sich dieser und verhilft diesen zur Gültigkeit. Die Auseinandersetzung mit den Jugendlichen auf Basis und um Inhalte der geltenden Rechtsnormen fördert zugleich deren Kenntnis und stärkt das Unrechtsbewusstsein der Jugendlichen. Sie schafft auf diese Weise eine Grundlage, zukünftig gesetzliche Regelungen selbstverständlich zu beachten⁶⁸.
- Daraus leitet sich ab, dass Regeln, die für alle gesetzlich vorgegeben und gültig sind, keiner weiteren Regelung in der Hausordnung bedürfen.⁶⁹ Eine Ausnahme dabei ist das Festschreiben der Gewaltfreiheit, das den Charakter der Einrichtung nochmals auf besondere Weise verdeutlicht. Insofern kann die mögliche Hausordnung knapp gehalten werden und nur noch die relevanten Themen ansprechen, die nicht schon gesetzlich geregelt sind.
- Die Hausordnung sollte nur so viele Regeln enthalten, wie für eine Arbeitsatmosphäre zwischen den Jugendlichen untereinander und zwischen dem Mitarbeiterteam und den Jugendlichen auch notwendig sind.
- Eine einfache Formulierung und eine kurze Fassung beugen möglichen Missverständnissen vor und erleichtern ein Verstehen.
- Die sprachlichen Formulierungen im Regelwerk sollten positiv sein; auf abschreckende Formen nach dem Muster „... wenn nicht, dann ...“ ist möglichst zu verzichten.
- Der Adressat einer Regel sollte deutlich gemacht werden, insbesondere dann, wenn (nur) ein bestimmter Personenkreis erreicht werden soll.

⁶⁸ Die Beschäftigung mit der Hausordnung schließt damit immer auch die Möglichkeit der Auseinandersetzung mit den dazugehörigen gesetzlichen Bestimmungen ein, die durch das Mitarbeiterteam aktiv zu fördern ist. Dies darf sich nicht allein darauf beschränken, dass den Jugendlichen die Gesetzestexte ungehindert zugänglich sind. Weit wichtiger für das Verstehen des gesetzgeberischen Willens sind Diskussionen um Sinn und Anliegen in entsprechend geeigneten Veranstaltungen mit den Jugendlichen.

⁶⁹ Dazu gehört beispielsweise der Umgang mit Sachwerten der Einrichtung und mit dem Eigentum der Jugendlichen, der strafrechtlich und in Bezug auf Schadensersatzansprüche auch zivilrechtlich geregelt ist. Dazu kann auch das Erfordernis der Gewaltfreiheit in der Einrichtung gehören, die ebenfalls gesetzlich (strafrechtlich/zivilrechtlich) bestimmt ist.

Die konkrete Ausgestaltung der Hausordnung hängt letztendlich von den in der Einrichtung lebenden Jugendlichen, dem dort arbeitenden Mitarbeiterteam und schließlich auch dem Standort der Einrichtung ab.

6 Konkrete Anregungen für die Gestaltung einer Hausordnung

Wenngleich die Hausordnung nicht den Leitideen und dem Menschenbild der Einrichtung (Unternehmensleitbild) gleichzusetzen ist, finden sich in der Hausordnung die in der Einrichtung vertretenden Grundhaltungen und die „Denkansätze“ des Mitarbeiterteams wieder. Insofern legen Hausordnungen immer offen, „wer man ist“.

Deshalb sollte im gemeinsamen Erarbeitungsprozess ein Leitmotiv gefunden werden, das als Leitsatz einer Hausordnung vorangestellt wird. Dieses sollte widerspiegeln, was das charakteristische der Einrichtung ist, wie sich die grundlegende Haltung und Arbeitsatmosphäre bestimmen u. ä.: „... unsere Einrichtung ist ... unser gemeinsames Wohnen, Arbeiten und Zusammenleben in der Einrichtung gestaltet sich auf einer Basis gegenseitiger Achtung und Wertschätzung des einzelnen ...“

Die Hausordnung könnte die nachfolgenden Themen ansprechen und regeln:

1. Ausgangszeiten:

Es gibt keine allgemeingültigen gesetzlichen Regelungen, wie lange sich Jugendliche außerhalb der Einrichtung aufhalten dürfen. In familiären Bezügen handeln Jugendliche normalerweise mit ihren aufsichtspflichtigen Eltern aus, wie lange sie sich außerhalb ihrer Familie aufhalten dürfen.

In der Einrichtung übernimmt das Mitarbeiterteam Aufgaben der Eltern. Daraus wäre abzuleiten, dass ein Ausgang mit dem Betreuer abzusprechen ist und dieser ein „Vetorecht“ erhält. Er kann von diesem Gebrauch machen, wenn durch dauernden und langanhaltenden Ausgang anderen Pflichten nicht oder nur sehr nachlässig nachgegangen wird (Schulpflicht).

Diese Absprachen müssen den gesetzlichen Vorgaben entsprechen. Diese regeln für jede Alterstufe, wie lange und welche öffentlichen Veranstaltungen von Jugendlichen besucht werden dürfen.⁷⁰

Empfehlung könnte sein: Ausgang ist vor dem Hintergrund aller anderen Pflichten und auch der Rechte in der Einrichtung lebender Anderer zu vereinbaren. Er wird altersmäßig gestaffelt gewährt (11-14 Jahre zwischen 18.00 und 20.00 Uhr, 15-17 Jahre bis 22.00 Uhr und ab 18 Jahre bis 24.00 Uhr). Die

⁷⁰ Im Jugendschutzgesetz ist geregelt, ab welchem Alters sich ein Jugendlicher in Gaststätten, öffentlichen Tanzveranstaltungen, auch solchen von anerkannten Trägern der Jugendhilfe, in Stätten öffentlicher Filmveranstaltungen aufhalten darf und auch wie lange.

konkrete Zeit der Heimkehr muss jedoch individuell bestimmt werden. Ablehnungen durch den Betreuer müssen plausibel und nachvollziehbar für den Jugendlichen sein.

2. Übernachtungen bei Freunden

Übernachtungen bei Freunden außerhalb der Einrichtung sind nicht prinzipiell untersagt, aber stellen einen Ausnahmefall dar. Auch hierzu sind Absprachen mit dem Betreuer zu treffen. Die Erlaubnis für einen solchen Ausnahmefall wird unter Beachtung des Alters des Jugendlichen, mit Rücksicht auf die Verpflichtungen des Jugendlichen auch seiner Gruppe gegenüber und unter der Voraussetzung einer möglichen Erreichbarkeit bei der gastgebenden Person erteilt.

3. Die Hausordnung als Instrument für die Gestaltung des Zusammenlebens

Grundlegend ist aber nicht alles erlaubt, nur weil es in der Hausordnung nicht verboten ist.

Eine gewachsene Vertrauensbasis wird das Finden und Verstehen einer gemeinsamen Lösung für beide Seiten (Mitarbeiter*innen und Jugendlicher) möglich machen.

Zu verdeutlichen ist, dass das Mitarbeiter*innenteam in ein Netzwerk von Verpflichtungen gegenüber dem Gesetz, den Eltern, den Leistungsträgern u. ä. eingebunden ist. Auch aus dieser Einbindung können sich Vorbehalte ergeben, die deren Entscheidungen beeinflussen. Das sollte dem Jugendlichen erklärt, mit ihm gemeinsam besprochen und der Handlungsrahmen für Kompromisse dargestellt werden.

4. Mahlzeiten und Nachtruhe

Eine Bitte zur Einhaltung der Nachtruhe sollte in der Hausordnung enthalten sein, um allen in der Einrichtung lebenden Jugendlichen Ruhezeiten zu ermöglichen. Alle Zeitangaben sollten jedoch zwischen Wochentag und Wochenende unterscheiden.

Die Pflicht zur Teilnahme an allen Mahlzeiten widerspricht dem Prinzip der Normalisierung und läuft der Realität zuwider⁷¹. Insofern empfehlen die Mitarbeiter*innen, geregelte Mahlzeiten einzunehmen, eine Teilnahme wird jedoch nicht erzwungen.

Wichtig ist, dass derjenige, der an einer/mehreren Mahlzeiten nicht teilnimmt, dennoch seinen Verpflichtungen in der Gruppe (Tisch decken, Ab-

⁷¹ Schon ein Außer-Haus-Sein (Schule, Ausbildung, Besuche von Freizeitveranstaltungen) schließt möglicherweise auch die Abwesenheit bei Mahlzeiten ein.

räumen, Speisen zubereiten) nachkommt. Dies kann auch dadurch erfolgen, dass er mit einem anderen Gruppenmitglied Verpflichtungen tauscht.

Wenn ersichtlich ist, dass ein Jugendlicher gar nicht an einer Mahlzeit teilnimmt, sucht das Mitarbeiterteam das Gespräch und unterstützt die Suche des Jugendlichen nach Alternativen.

5. Silentium

Die Einrichtung empfiehlt allen Jugendlichen, sich jeden Tag der Woche und ungestört von anderen (spielerischen, sportlichen) Aktivitäten zu einer Stunde der Ruhe und der Beschäftigung mit schulischen oder Ausbildungsanforderungen (Zeit für Hausaufgaben, schulisches Vorbereiten, Lesen) zu finden.

Die Zeiten hierfür können wohngruppenspezifisch festgelegt werden. Sie bestimmen sich durch den Rhythmus des Alltags und sind damit für schulpflichtige Jugendliche anders, als für Jugendliche in der Ausbildung.

Abweichungen hiervon können im gemeinsamen Gespräch mit dem Mitarbeiterteam geklärt werden. Ein Gespräch trägt für beide Seiten zum Verstehen und in der Folge auch zur Akzeptanz von Entscheidungen bei. Ziel ist, dass jeder Jugendliche diese Zeit als Zeit für sich versteht und nutzt; in ihr nicht etwas Aufgezwungenes sieht.

6. Geldbesitz/ finanzieller Bedarf

Zivilrechtlich ist durch den so genannten Taschengeldparagraphen (§ 110 BGB) geregelt, dass trotz beschränkter Geschäftsfähigkeit Jugendliche im Alter von 7-18 Jahren Verträge auch ohne Zustimmung des gesetzlichen Vertreters schließen dürfen. Der Gesetzgeber sieht das Taschengeld als zur freien Verfügung überlassen.

In der Hausordnung könnte ergänzend dazu festgelegt werden, dass der Jugendliche mit seinem zuständigen Betreuer seine „größeren“ Ausgaben bespricht. Die Verwendung des Taschengeldes sollte nicht überwacht werden. Angezielt wird jedoch, dass die Verwendung des Taschengeldes dem Jugendlichen ermöglicht, Geld auch für gemeinsame Aktivitäten mit der Gruppe über den ganzen Monat einsetzen zu können. Der vollständige Verbrauch bereits zu Beginn des Monats muss als Hinweis auf die Förderung von Kompetenzen im Umgang mit Geld gelten, der vom Mitarbeiterteam aktiv aufzugreifen ist.

Die Einrichtung könnte jedem Jugendlichen anbieten, für ihn ein Barbankkonto einzurichten. Von diesem sind notwendige Überweisungen möglich, werden Praxisgebühren oder Vergleichbares bezahlt, der Jugendliche hat Zugriff auf sein Taschengeld, eine Auszahlung des gesamten Betrages am Monatsanfang ist möglich und erfolgt auf Vertrauensbasis (auch im Sinne von Vertrauensvorschuss).

Der Jugendliche sollte immer seine finanziellen Verpflichtungen erfüllen können, da die Einrichtung keinen Dispositionskredit gewährt.

7. Drogenkonsum in der Einrichtung

Prinzipiell ist der **Konsum illegalisierter Drogen** in der Einrichtung nicht gestattet. Dieses Verbot leitet sich aus den gesetzlichen Regelungen des BtmG ab.

In Bezug auf den Konsum von Substanzen, die zur Zeit „noch nicht“ unter das Betäubungsmittelgesetz fallen, könnte argumentiert werden, dass deren Wirkungen nicht ausreichend erforscht und deshalb in der Einrichtung nicht erwünscht sind. Zu diesem Themenkreis sollte das Mitarbeiterteam aktiv mit Hilfe von Prävention und Aufklärung tätig werden und entsprechende Angebote auch in der Hausordnung festschreiben: „... Wir bieten die Teilnahme an Informationsveranstaltungen an, ... die Möglichkeit das Gespräch mit Arzt/ Mitarbeitern der Einrichtung zu suchen ...“

In der Hausordnung ist zu regeln, wieweit Kontrollen in Bezug auf den Konsum illegaler Drogen zum Alltag gehören, wie diese ablaufen sollen, wer kontrolliert wen, wann ein Verdacht gegeben ist und wie dann zu reagieren ist, ob auch ohne Anhaltspunkt kontrolliert wird, ob stichprobenartig kontrolliert wird etc. Schwere Erkrankungen und deren medikamentöse Behandlung (Hepatitis und deren Behandlung, Substitution) wie auch gesundheitsschädigendes Verhalten können möglicherweise zu Kontrollmaßnahmen verpflichten.

Möglich wäre auch eine Einigung auf Kontrollen mit den Jugendlichen, die dies selbst wünschen, um zu beweisen, dass sie keine Drogen konsumieren.

Im Sinne des ressourcenorientierten Ansatzes sollte das Mitarbeiterteam den einzelnen Jugendlichen einen Vertrauensvorschuss entgegenbringen, der gegebenenfalls zurückgenommen wird, wenn der Betreuer wegen Fehlverhaltens dem Jugendlichen kein Vertrauen mehr entgegenbringen möchte/kann. In jedem Fall sollte aber auch zu diesem Thema Raum für gemeinsame Gespräche und für individuell geplante Hilfe sein.

Für den Konsum von **Zigaretten** gibt es wiederum gesetzliche Bestimmungen, denen auch die Einrichtung unterliegt⁷². In diesen ist der Personenkreis festgelegt, der überhaupt Rauchen darf. Mit Hinweis darauf „darf“ die Einrichtung jüngeren Jugendlichen das Rauchen nicht gestatten. Das Mitarbeiterteam sollte sich mit Hilfe von Prävention und Aufklärung aktiv mit Jugend-

⁷² § 10 Jugendschutzgesetz - Rauchen in der Öffentlichkeit, Tabakwaren (Auszug):

„In Gaststätten, Verkaufsstellen oder sonst in der Öffentlichkeit dürfen Tabakwaren an Kinder und Jugendliche unter 16 Jahren weder abgegeben noch darf ihnen das Rauchen gestattet werden.“

lichen unter 16 Jahren auseinandersetzen, die außerhalb der Einrichtung rauchen (z. B. auf dem Schulweg und damit außerhalb des Kontrollbereiches der Einrichtung). Dieses Angebot ließe sich in der Hausordnung festschreiben.

Die Einrichtung könnte in der Hausordnung mit Hinweis auf brandschutzrechtliche Bestimmungen zugleich das Rauchen in den Zimmern generell untersagen und einen Raucherraum festlegen. Dieser wäre sowohl durch Jugendliche und als auch durch Mitarbeiter zu nutzen und „entkriminalisiert“ das Rauchen des dafür berechtigten Personenkreises.

Die Einnahme von **Medikamenten** ist durch die betreuenden Ärzte kontrolliert: verschreibungspflichtige Medikamente setzen ein ärztliches Rezept voraus.

Vorgaben der zuständigen Heimaufsicht und gesetzliche Bestimmungen legen fest, wie diese Medikamente aufbewahrt werden, wo, durch wen sie, wie verabreicht werden dürfen.

Die Nutzung frei verkäuflicher Medikamente ist in der Einrichtung kaum kontrollierbar. Die Einrichtung kann diesbezüglich nur Vertrauensvorschuss anbieten und im Fall von Fehlverhalten das Gespräch und eine individuelle Lösung mit dem Jugendlichen suchen. Ein Festschreiben in einer Hausordnung erscheint nicht geeignet.

Der Erwerb und Verzehr von **Alkohol** ist im Jugendschutzgesetz gesetzlich geregelt⁷³. In der Hausordnung könnte ergänzend festgehalten werden, dass Alkohol auch für Jugendliche über 16 Jahren nicht erwünscht ist. Das schließt nicht die Möglichkeit aus, dass Jugendliche diesen Alters in der Wohngruppe mit dem Betreuer Absprachen zu einem geplanten Fest treffen können.

Wichtig sind auch Angebote der Einrichtung, die den Jugendlichen eine andere Sicht zu Festen und deren Gestaltung ermöglichen, in denen ein genussorientierter maßvoller Alkoholkonsum seine Berechtigung genauso hat, wie Alternativen zu Alkohol (z. B. Cocktails ohne Alkohol).

⁷³ § 9 Jugendschutzgesetz – Alkoholische Getränke (Auszug):

„... (1) In Gaststätten, Verkaufsstellen oder sonst in der Öffentlichkeit dürfen: Branntwein, branntweinhaltige Getränke oder Lebensmittel, die Branntwein in nicht nur geringfügiger Menge enthalten, an Kinder und Jugendliche, andere alkoholische Getränke an Kinder und Jugendliche unter 16 Jahren weder abgegeben noch darf ihnen der Verzehr gestattet werden.“

7 Die Grenzen der Hausordnung

Das Nahebringen der Hausordnung in den kleineren Gruppenzusammenhängen kann eine Brücke zu subsidiären Regelungen in der jeweiligen Wohngruppe schaffen.

Die Regelungen, die für das Leben in den einzelnen Gruppen erarbeitet werden, nehmen Bezug zu den Besonderheiten des Lebens in der Gruppe ohne den Rahmen der Hausordnung zu kappen. Die Themen dieser Gruppenregeln können regelmäßige Gruppenabende und Besprechungen betreffen und das Festlegung eines Gruppensprechers sowie die Pflichten und Rechte in der Gruppe beinhalten.

Auch Themen, die insbesondere das eigene Empfinden/Gefühl des Jugendlichen betreffen, sollten nicht Gegenstand der Hausordnung sein; Klärungen dazu finden in den dafür relevanten Gruppenzusammenhängen ihren geeigneten Ort.

Literatur

- Deegener, G. (2002): Aggression und Gewalt von Kindern und Jugendlichen. Hohgreffe-Verlag, Göttingen
- Kreutzer, A. (1978): Jugend – Rauschdrogen – Kriminalität, Akademische Verlagsgesellschaft, Wiesbaden
- Seyrer, Y. (1986): Aufbruch in den Alltag, Beltz Verlag, Weinheim/ Basel
- Schindler, A. (2001): Bindungsstile in den Familien Drogenabhängiger, Verlag Dr. Kovac, Hamburg
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (1998): Familienorientierte Arbeit mit Kindern und Jugendlichen alkohol- bzw. drogenabhängiger Eltern/-teile. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart
- Schuhmann-Hengsteler, R. Trautner, H. M. (1996): Entwicklung im Jugendalter. Hohgreffe-Verlag, Göttingen
- Brunstein, J. (1995): Motivation nach Misserfolg. Hohgreffe-Verlag, Göttingen
- Selg, H., Mees, U., Berg, D. (1997): Psychologie der Aggressivität. Hohgreffe-Verlag, Göttingen
- www.offroadkids.de
- www.haus-niedersachsen.de
- www.praxis-jugendarbeit.de

Zur konzeptionellen Einbindung von Erlebnispädagogik

Der Rückgriff auf erlebnispädagogische Methoden für sehr unterschiedliche Zielgruppen und mit sehr verschiedenen Zielstellungen erlebt gegenwärtig einen regelrechten Boom.^{74 75}

Erlebnispädagogik ist allerdings mehr als eine Modeerscheinung, die sich aus der "Kick- und Spaß-Gesellschaft" ableitet, auch mehr als nur eine weitere Idee oder Therapie. Sie basiert auf einem ganzheitlichen Menschenbild, ist eine Herausforderung an alle Beteiligten und kann überall stattfinden, nicht nur aufwendig auf Segelschiffen, bei Extremsportarten und in fernen Ländern.

Bei aller Vielfalt in der konkreten Umsetzung stimmen im Grundanliegen erlebnispädagogische Angebote in der Regel überein: "Es geht fast immer um Selbsterfahrungslernen, ganzheitliches Lernen, um Lernen in der Gruppe und Lernen an realen Situationen. Es geht um individuelle Grenzerfahrungen und deren Reflexion." (Herrmann 2001, S.2)

1 Zu den Ursprüngen von Erlebnispädagogik

Die historischen Wurzeln der Erlebnispädagogik gehen u. a. auf die **Erlebnistherapie** von **Kurt Hahn** (1886-1974) zurück. Er vertrat die Meinung, dass Nachahmung und Übung entscheidende Faktoren für Lernen seien und sah sein

⁷⁴ Im „Bundesverband für Erlebnispädagogik“ sind beispielsweise über 150 Träger solcher Projekte zusammengeschlossen /vgl. Fischer, Ziegenspeck 2000, S. 268/

⁷⁵ Nachstehende Tätigkeitsbereiche, die mit erlebnispädagogischer Orientierung ausgestaltet werden können, deuten die Vielfalt erlebnispädagogischer Methoden nur an und sind keineswegs vollständig: Akrobatik, Alpinistik, Angeln, Ballonfahren, Bauen, Baumpflege, Bergsteigen, Bergwandern, Bildhauerei, Biwakieren, Canyoning, City Bound, Expedition, Fahrradtouren, Fallschirmspringen, Feuerspucken, Fischen, Fliegen, Floß, Flussüberquerung, Fotografie, Garten, Go-cart, Handwerk, Hochseil, Höhlentouren, Hütte, Schlucht, Schmieden, Segeln, Seilgarten, Sinnespfad, Skateboard, Skitouren, Snowboarding, Sport, Tanz, Tauchen, Theater, Tiere, Tipi, Trekking, Vertrauensfall, Video, Wandern, Wikinger, Wildwasser, Indoor, Inliner, Jagen, Kajak, Kanu, Klettern, Kochen, Kutter, Pfadfinder, Quad, Rafting, Reisen, Ökologie, Outdoor, Outward Bound, Pantomime, Parcours, Reiten, Rettungsdienst, Ritterspiele, Rollenspiel, Schlauchboot. Allein durch Handwerk, Kreativität, Kunst, Natur und Sport ist diese Palette unendlich erweiterbar.

Erziehungsideal demzufolge in einem Lernen durch konkretes Handeln und praktischen Lebensbezug.

Hahn entwickelte sein erlebnistherapeutisches Konzept 1958 aus einer Gesellschaftsdiagnose, aus der er vier „Verfallserscheinungen“ ableitete:

- Mangel an menschlicher Anteilnahme (verursacht durch Hast und Eile des modernen Lebens).
- Verfall der körperlichen Tauglichkeit (verursacht durch moderne Fortbewegungsmittel).
- Mangel an Initiative und Spontaneität (verursacht durch moderne Kommunikationsmittel, durch die der Mensch in eine Zuschauermentalität verfällt).
- Mangel an Sorgsamkeit (verursacht durch schwindende Bereitschaft exakten Arbeitens sowie durch schwindende Traditionen des Handwerkertums) (vgl. Heckmair 1998).

Diese für die Gesellschaft des 20. Jahrhunderts analysierten Entwicklungstrends lassen sich auch für die Moderne aufzeigen⁷⁶:

- Zunehmende Hast und verschärfter Konkurrenzkampf reduzieren weiterhin Anteilnahme und Solidarität (Mobbing, Burning Out, Lehrstellenmangel).
- Immer mehr junge Menschen erkranken durch Bewegungsmangel an klassischen Zivilisationskrankheiten (Adipositas, Diabetes, Haltungsschäden).
- Neue Medien und deren Eindringen in fast alle Bereiche des Alltags verändern die Formen von Initiative und Spontaneität, oft aber unterstützen sie auch nachlassende aktive Auseinandersetzung sowie blockieren Aktivitäten in anderen Bereichen (Big Brother, Internet, PC-Spiele, Soaps).
- Leistungsdruck auf der einen und gesellschaftlich verwehrter Zugang zu den Bereichen „Arbeit“ und „berufliche Entwicklung“ auf der anderen Seite befördern auch weiterhin Tendenzen einer schwindenden Sorgsamkeit (Desinteresse, ‘Null-Bock’, Schulverweigerer).

Um Kinder und Jugendliche auf ihren zweifellos komplizierten Entwicklungswegen zu begleiten und zu unterstützen, setzt Hahns Erlebnistherapie bei der Entfaltung der Stärken und Fähigkeiten des Individuums an. Er erwartete von den Impulsen, die Kinder und Jugendliche u. a. auch über diese Art von Erziehung erhalten, grundlegende Impulse auch für die Entwicklung der Gesellschaft als Ganzes und verstand in diesem Sinne Erlebnistherapie auch als Gesellschaftstherapie.

⁷⁶ Die Situationsbeschreibung der Lebensverhältnisse, unter denen Kinder und Jugendliche heute aufwachsen und leben, kann wohl treffender nicht zusammengefasst werden: „... an der Schwelle zum dritten Jahrtausend ist das größte gesellschaftliche Problem nicht die Mafia, sind es nicht die Ausländer, es sind die verlorenen, hilflosen, brutalen Kinder und Jugendlichen“ (zit. nach Heckner 2000, S.11)

Den von ihm aufgezeigten vier Verfalls- oder Mangelerscheinungen setzte Hahn vier elementare Wirkrichtungen der Erlebnistherapie entgegen (zit. nach Fischer/Ziegenspeck 2000, S. 241):

Anlagen, Stärken Fähigkeiten Neigungen Ressourcen	Deformationen im Psychischen und Physischen	Gesellschafts- und kulturkritische Argumentation	Ansätze der Erlebnistherapie
Abenteuerlust und menschliche Anteilnahme	Unausgelebte Emotionen und schwache soziale Bindungen	Mangelnde Anteilnahme, Demokratiekrise und Verfall der Selbstbeherrschung	Dienst am Nächsten und Rettungsdienst
Körperlicher Betätigungsdrang und Spieltrieb	Geschlechtstrieb	Verfall der körperlichen Tauglichkeit	Körperliches Training, Sport und Bewegung
Spontaneität und Wissbegierde	Interesselosigkeit	Verfall der persönlichen Initiative	Expedition
Forschungsdrang	Denkunlust	Verfall der Sorgsamkeit	Projekt

"Kurt Hahn, der nie den Anspruch erhoben hat, dass sein erlebnistherapeutisches Konzept neu oder originell sei, betonte, dass es erst im integrativen Zusammenspiel der vier Elemente, welche unter dem gemeinsamen Motiv des Erlebnisses stünden, seine eigentliche charakterbildende Wirkung entfalten könne. Er hat in seiner Erlebnistherapie die verschiedenen Fäden einer Pädagogik des Erlebens wohl eher unbewusst als beabsichtigt verknüpft und so eine umfassende Basis für die heutige Erlebnispädagogik geschaffen, die ihn nicht zum Gründer, aber zum „Urvater der Erlebnispädagogik“ macht." (zit. nach Heckerens, Schiller 2003)

2 Vom Urvater zur urigen Einrichtung eines Wikingerdorfes

Wer die Gelegenheit hatte, sich in das soziale Zusammenleben der Wikinger im frühen Mittelalter zurückversetzen zu dürfen, wird die pädagogischen Möglichkeiten der Arbeit mit diesen besonderen Formen von Erlebnispädagogik, in

denen es immer auch um das Leben von sozialer Gemeinschaft geht, schnell registrieren. Sinnvoll wäre es, in anderen Regionen nach ähnlichen historischen Anknüpfungspunkten zu suchen (z. B. Rittersleute', Germanen, Sorben, Slawen).

Erlebnispädagogische Ansätze, die explizit mit sozialen Milieus und Gemeinschaftsleben arbeiten, sind besonders geeignet, um Problembündelungen bei Kindern und Jugendlichen zu entwirren und bestimmte Entwicklungsimpulse zu setzen:

- Die Gestaltung der Eingewöhnungsphase in überschaubarer Lage und unter nichtalltäglichen Bedingungen erleichtert das Ankommen und das Finden in neue Handlungsmuster. Über den historischen Bezug können auch schwierige Themen (z. B. die zeitweilige Abstinenz von TV, PC und Handy, notwendig werdende Kontaktunterbrechungen) ohne vordergründige Auflagen und Sanktionsdrohung gemanagt werden.
- Eine entfernte Hütte kann als Weglaufhaus fungieren und ein Angebot für Rückzug und Neutarieren von Nähe – Distanz bieten.
- Überwindung von Verweigerungshaltungen in Bezug auf Lernen und Wissensaneignung (Lernen "ohne Schule") und in der Folge Stärkung des Selbstvertrauens durch Erfolgserleben.
- Beziehungsentwicklung und Kontaktaufnahme durch Offenheit und Zeit.
- Sensibilisierung für das Abenteuer „Alltag“ im Sinne von Fortschritt durch Rückschritt beispielsweise durch das Ausüben einfacher Tätigkeiten wie Feuer anzünden und erhalten, Wasser holen, Mehl mahlen, Essen vorbereiten und kochen, backen, Holz und Metall bearbeiten, Schmieden, Bau von Werkzeugen, Nähen, Weben.
- Gemeinschaft erleben durch gleiche Interessen wie Arbeit, Essen, Schlafen, Unterkunft und Spielen sowie durch erforderliche Absprachen und die eigenen Möglichkeiten bei der Gestaltung von Gemeinschaft erfahren.
- Verbesserung der Wahrnehmung eigener Interessen und der anderer.
- Alternatives Werte- und Bezugsbild.
- Übernahme von Verantwortung für sich und die Gruppe.
- Förderung von Selbständigkeit.
- Absprache und Einhaltung von Regeln, Konfliktbewältigung.

3 Die Arbeit mit mittelalterlichen Milieus

Für welchen konkreten mittelalterlichen Lern- und Erlebnisort sich die Einrichtung auch immer entscheidet, seine Entwicklung erfordert eine sorgfältige Vorbereitung und kann und sollte durch Learning by doing entstehen (z. B.

Hausbau, Anfertigung von Kleidung und Arbeitsmitteln, Anbau von Nahrungsmittel).

Bei der Standortwahl der Einrichtung sollte auf Bedingungen geachtet werden, die sich teilweise für das erlebnispädagogische Dorf als förderlich erweisen, anderen Unterstützungsleistungen der Einrichtung als Ganzes aber auch widersprechen können. Insofern sind für deren Gestaltung Kompromisse zu suchen. Für die erlebnispädagogischen Ansätze sind als wichtigen Rahmenbedingungen zu bedenken:

- Durch die vielfältige Einbindung in die Unterstützungsangebote der Einrichtung ist das Dorf keine befristete Aktion, sondern ein dauerndes soziales System.
- Für die Beteiligten der Clearing-Phase wird eine gewisse Abgeschlossenheit, Selbständigkeit und Störungsfreiheit benötigt.
- Dem steht entgegen, dass aus organisatorischen Gründen und zur Optimierung des hohen Personalaufwandes eine kurze, schnelle Erreichbarkeit günstig ist.
- Das Dorf ist als soziale Gemeinschaft auf lebendige Offenheit angewiesen.
- Dabei ist es vor ungewollter Fremdeinwirkung (Vandalismus) zu schützen.
- Im Dorf finden parallel Clearing-Phase mit neu ankommenden Jugendlichen, Projekte mit denen, die schon länger da sind, und Freizeitbeschäftigung statt. Das erfordert eine geschickte Organisation zur Vereinbarkeit von Dauerbetrieb und Projektarbeit sowie zur Aufrechterhaltung der Erlebbarkeit, des Interesses und der Teilnahmebereitschaft.

Durch klar erkennbare Übergänge wie Hecken, Tore, Zäune und Kleidungswechsel ist der Wechsel der Erlebniswelten zu verdeutlichen (Switchen).

4 „Alltag erleben“

Erlebnisse sind ein gutes Mittel, um Denkanstöße zu Verhaltensänderungen zu provozieren und gute arbeitsfähige Beziehungen zu ermöglichen. Dieser Ansatz ist deshalb in alle Bereiche der Einrichtung zu übernehmen.

Als Lernen über Erleben bieten sich auch Erlebnisse in allen anderen Bereichen der Einrichtung an, nach denen gezielt gesucht und für die das Mitarbeiterteam aktiv Zugangsmöglichkeiten zu gestalten hat.

So kann der Umgang mit Tieren, die es im mittelalterlichen Milieu gibt (Hunde, Pferde, Schafe, Ziegen, Hühner usw.), ebenso wie der Anbau von Obst, Gemüse und Kräutern für die Selbstversorgung der Einrichtung eine gute Brücke zwischen kreiierter und alltäglicher Erlebniswelt sein. Sie helfen, Er-

fahrungen, die in der „alten“ Welt vermittelt werden, in ihrer Relevanz für die „neue“ Welt verdeutlichen.

Mit einfachen Mitteln gilt es zugleich, kreativ organisierte Erlebnisse zu initiieren (z. B. Sinnespfad-Parcours) und darüber hinaus Sport, Fitness, Musik, Rollenspiele, Theater, Keramik- und Holzwerkstatt als Teile der Gestaltungs-pädagogik zu profilieren. Zurückgegriffen wird damit auf ein Methodenarsenal, das seine Eignung als Lern- und Erlebnismöglichkeit bereits in Suchttherapien unter Beweis gestellt hat.

Schließlich beherbergen ganz "normale" Freizeitbeschäftigungen wie Fahrrad fahren und reparieren, spazieren gehen und die Natur bewusst wahrnehmen und reflektieren, einen Sonnenauf- oder -untergang erleben die Möglichkeit, diese zum Erlebnis werden zu lassen. Besonders im Jugendalter ist auch die erste Liebe eine Variante, neuen Lebenssinn entdeckend zu erleben.

5 Zu den Grenzen von Erlebnispädagogik

Bei aller Würdigung der Möglichkeiten erlebnispädagogischer Ansätze muss der Blick für ihre Grenzen offen bleiben. In diesem Zusammenhang gilt es zu bedenken: „Eine Pädagogik, die ausschließlich positive Erlebnismomente auslösen und verstärken will, kann sich nicht mehr an den ganzheitlichen Aufbau biographischer Konstruktionen richten. Negative Erlebnisse sind in einer positiv gemeinten Erziehung nicht vorgesehen.“ (Oelkers zit. nach Fischer, Ziegenspeck 2000, S. 288)

Heckner, Vorstandsmitglied im Bundesverband Erlebnispädagogik e. V., äußerte: „Voraussetzung für eine Beziehung mit schwierigen jungen Menschen ist meiner Überzeugung nach die Bereitschaft, ihre Pluralität anzunehmen. Voraussetzung ist ein interessierter, nicht moralischer Umgang mit ihrer Andersartigkeit und ein nicht auf Veränderung drängender Kontakt.“ (Heckner 2000, S. 23).

Diesem Erziehungsverständnis wird in der Einrichtung dann nicht gefolgt, wenn Erziehung auf Beziehungsaufbau reduziert wird; zugespitzt formuliert, wenn „Beziehung statt Erziehung“ praktiziert wird. Erziehung muss so gestaltet werden, dass sie den Jugendlichen erreicht und ihn interessiert. Gelingt dies nicht, dann ist sie tatsächlich am Ende oder reduziert sich auf die Macht der Erwachsenen.

Vor diesem Hintergrund wird klar, dass Erlebnispädagogik den Gesamtprozess von Erziehung nicht ersetzen, aber durchaus bereichern kann. Ihr Potential liegt insbesondere darin, dass sie mit interessanten und/oder Interessen

weckenden und nutzenden Methoden arbeitet und Kindern und Jugendlichen auf eine für sie akzeptable, weil sie akzeptierende Weise hilft, Anstöße zur Veränderung ihres Lebensstils mit einer von ihnen auch wirklich angestrebten besseren Lebensqualität zu geben. In diesem Sinne wird in der Einrichtung Erlebnispädagogik genutzt, um Erfahrung aus eigenem Erfahren zuzulassen statt zu belehren und daraus selbst geprüfte Werte abzuleiten und zur Grundlage auch zukünftigen Handelns zu machen.

Literatur

- Heckner, Th. (2000): Angriff auf die bösen Jungs. In: Landesgruppe Baden-Württemberg in der Deutschen Vereinigung für Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfen e. V. (DVJJ) (2000): Auffällige Kinder und Jugendliche im Spannungsfeld zwischen Erlebnispädagogik, geschlossener Unterbringung und Therapie. Eigenverlag, Heidelberg
- Heckmair, B., Werner, M. (1998): Erleben und Lernen. Luchterhand, Berlin
- Heckerens, H.-P., Schiller, R. (2003): Themenfeld Erlebnispädagogik: <http://www.fh-muenchen.de/fb11/themen.htm>,
- Fischer, T., Ziegenspeck, J. W. (2000): Handbuch der Erlebnispädagogik. Verlag Julius Klinkhardt, Bad Heilbrunn
- Herrmann, S. (2001): Erlebnispädagogik.
In: www.kindergarten-workshop.de/paedagogik/erlebnis.htm
www.erlebnispaedagogik.de/
www.outwardbound.de

Lern- und Bildungsprozesse

1 Zum Grundverständnis von Lern- und Bildungsprozessen

Der breite Ansatz von Bildung

Das Aufgabengebiet „Bildung“ wird vielfach sehr verkürzt als das Heranführen und die Wiederaufnahme von Schule und beruflicher Aus- und Weiterbildung betrachtet; ins Zentrum wird oft der Abschluss entsprechender Bildungsstufen gestellt. In diesem Konzept wird von einer sehr viel weiteren Auffassung über die Ziele und in der Folge auch über die Aufgaben und Methoden, mit denen Lern- und Bildungsprozesse gefördert werden sollen, ausgegangen. Hier wird Bildung als ein Stück Lebensbewältigung verstanden, bei der es nicht allein um schulische Bildung, sondern darüber hinaus auch um die Entwicklung von Fähigkeiten zur Lebensgestaltung, den Aufbau alltagspraktischer Handlungs- und Geschäftsfähigkeit sowie um die Einführung und Vorbereitung auf die Berufs- und Arbeitswelt geht.

2 Zu Clearingprozessen

Jugendliche, die in dieser Einrichtung Aufnahme gefunden haben, sind gegenüber Lern- und Bildungsprozessen nicht naiv, sondern haben in ihrem Leben bereits vielfältige Erfahrungen mit Anforderungen an Lernen und mit Institutionen, die diese Forderungen tragen, gemacht. In der Folge wurde vielen Jugendlichen zumeist ein mangelndes Interesse an Lernen und Bildung sowie Erfolglosigkeit, den an sie gestellten Anforderungen unter den gegebenen Bedingungen gerecht zu werden, bescheinigt.

Ausgehend von dem breiten Verständnis von Bildung, das dieser Einrichtung zugrunde liegt, kann sich das Mitarbeiterteam in seinem Verstehen von Ursachen und Einflussfaktoren bisheriger Lernprozesse von Jugendlichen nicht allein auf die Interpretation derartiger anamnestischer Daten stützen. Vielmehr muss der pädagogische Prozess von der Absicht bestimmt sein, aus dem Lebenslauf eines Jugendlichen und aus den Entwicklungstendenzen, die sich darin für das jeweilige Lebensalter zeigen, zu ermitteln, welche Erziehung,

welche Hilfen und Lernangebote ein Jugendlicher zu einem bestimmten Zeitpunkt seines Lebens braucht. Insofern gilt es, sich rückblickend die bisherige Lebensgeschichte eines Jugendlichen zu erschließen und zu verstehen, um aus bisherigen, offensichtlich wenig geeigneten Zielen und Methoden für die Neugestaltung von Lern- und Bildungsprozessen zu lernen /vgl. Klein 1985/. So kann sich das Mitarbeiterteam die Chance zu einem Perspektivenwechsel schaffen: Erziehungs- und Bildungsprozesse mit den Augen derjenigen zu sehen, die diesen pädagogischen Prozessen ausgeliefert sind. Erst mit diesem Fokus kann es gelingen, Jugendliche ernst zu nehmen und die Lehrmethoden und -ziele nach den Möglichkeiten und Bedürfnissen der einzelnen Jugendlichen auszurichten.

Folgerichtig kann die Clearingphase nicht von dem Mitarbeiterteam allein bewältigt werden, sondern ist auch auf die Mitarbeit des Jugendlichen, sein Selbstverständnis und das Einbringen seiner bisherigen Erfahrungen mit Lernprozessen angewiesen.

3 Zur Gestaltung von Lernprozessen

Pädagogische Prozesse sind so zu gestalten, dass der Jugendliche diese als etwas versteht, was für ihn Bedeutung hat, indem sie ihn seine Gegenwart befriedigend erfahren lässt und ihm Zukunft eröffnet /ebenda/. Grundlegendes Vertrauen in die Lernenden, in ihre Selbständigkeit und Eigenverantwortlichkeit, ohne das die Jugendlichen mit ihren Entscheidungen allein gelassen werden, wird dabei zur Voraussetzung aller pädagogischen Arbeit.

Ausgehend von dem hier zugrunde gelegten breiten Verständnis von Bildung ist mit pädagogischen Methoden vor allem in die Entwicklung von Motivation für Lernen und Bildung und in diesem Sinne auch in die Steuerung von Gruppenprozessen einzugreifen.

Inhalte und Formen von Lernprozessen müssen der gegenwärtigen und zukünftigen Lebenswirklichkeit der Jugendlichen Rechnung tragen /vgl. Minelli 2003/. Neben den durch Schule und Berufsausbildung formulierten Vorgaben wird eine große Bedeutung auch Erfahrungsfeldern und Übungen zur sozialen Integration und der Vermittlung von Arbeits- und Lerntechniken eingeräumt. Zurückgegriffen wird dabei auch auf eine möglichst große Palette außerschulischer Lerninhalte (z. B. Maschineschreiben, Sport, Tanz, Rettungsschwimmer-Grundschein, Kosmetik, Labortätigkeit, Werkstätten, Feste feiern lernen, Geld einteilen, Einkaufen und Kochen, Lesen von Fahrplänen oder auch die Gestaltung eines Flohmarktes). Die Vielfalt bietet die Chance, dass jeder

Jugendliche aus vielen Möglichkeiten die Beste für sich auswählen kann, mit der er schließlich erfolgreich seine Lernziele erreicht (ebenda).

4 Herausforderungen an das Mitarbeiterteam

Zentrale Herausforderung bei der Gestaltung von Lern- und Bildungsprozessen in dem hier beschriebenen umfassenden Sinne ist die bewusste Gestaltung gruppenspezifischer Prozesse, mit denen die hohe Wertschätzung und Priorität von Lernen und Bildung im Jugendalter und damit für die in der Einrichtung lebenden Jugendlichen, aber auch für das hier tätige Mitarbeiterteam immer wieder bewusst gemacht und unterstrichen wird.

Zugleich gilt es, mit jedem einzelnen Jugendlichen individuell zu arbeiten, dabei den jeweiligen persönlichen Zielen und Wegen Respekt entgegen zu bringen und deren erfolgreiche Umsetzung zu unterstützen.

Unverzichtbar bei der pädagogischen Gestaltung umfassender Lernprozesse in ihrer Gesamtheit ist ein einheitliches und abgestimmtes Vorgehen aller daran Beteiligten – von den assistierenden technischen und Verwaltungsmitarbeitern über das Pädagogenteam bis hin zur Geschäftsleitung – das durch geeignete Maßnahmen immer wieder herzustellen und abzusichern ist.

Chancen für eine erfolgreiche soziale Integration der oftmals als besonders problematisch stigmatisierten Jugendlichen, auch weit über die Einrichtung hinaus, setzen eine offene und tolerante Grundhaltung von Nachbarschaften, Arbeitsteams, Sportvereinen und allen Institutionen, die das soziale Milieu in einem Sozialraum mitprägen, voraus. Deshalb gilt es, durch die Öffnung der Einrichtung nach außen und durch die Mitarbeit an nachbarschaftlichen Projekten und Veranstaltungen nicht nur einer Stigmatisierung durch die Öffentlichkeit entgegenzuwirken, sondern möglicherweise durch Partnerschaften auch zusätzliche Ressourcen für Entwicklungsprozesse der Jugendlichen zu erschließen.

5 Lernen und Bildung und schulische Anforderungen

5.1 Die gesetzlichen Rahmenbedingungen

Die Einrichtung unterliegt bei der Gestaltung von Lern- und Bildungsprozessen allen relevanten Gesetzen, insbesondere denen, mit denen die Schulpflicht geregelt ist:

§ 1 Allgemeine Schulpflicht

- (2) Die Schulpflicht ist durch den Besuch einer deutschen Schule zu erfüllen. Über Ausnahmen entscheidet die Schulaufsichtsbehörde (Schulpflichtgesetz, Gesetz Nr. 826).

§ 4 Dauer der allgemeinen Vollzeitschulpflicht

- (1) Die allgemeine Vollzeitschulpflicht dauert neun Schuljahre. Sie endet spätestens mit dem erfolgreichen Abschluss der Klassenstufe 9.
- (2) Es kann die allgemeine Vollzeitschulpflicht auf Antrag ... verlängert werden.
- (3) Eine Zurückstellung vom Schulbesuch ... wird im Regelfall auf die Dauer der Schulpflicht nicht angerechnet (ebenda).

§ 5 Erfüllung der allgemeinen Vollzeitschulpflicht

- (1) Die allgemeine Vollzeitschulpflicht ist durch den Besuch einer öffentlichen ... Schule zu erfüllen; sie kann auch durch den Besuch einer genehmigten privaten Schule derselben Schulstufe erfüllt werden (ebenda). Verlässt ein Jugendlicher die Schule, bevor er die Vollzeitschulpflicht erfüllt hat, muss er, auch wenn er einen Job hat, nebenher weiter eine (Berufs-) Schule besuchen. Und zwar so lange, bis er die Vollzeitschulpflicht erfüllt hat.
- Jugendliche Arbeitnehmer bis zum 18. Lebensjahr müssen neben ihrer Berufsausbildung eine Berufsschule besuchen.

5.2 Das Heranführen der Jugendlichen an den Schulbesuch

Für die Einrichtung wird konzeptionell davon ausgegangen, dass formal vorliegende Schulabschlüsse nicht ausreichende Informationen über den realen Leistungsstand der Jugendlichen geben. Oftmals sind bestimmte schulische Kenntnisse, aber auch soziale Fähigkeiten und Kompetenzen bereits verschüttet und müssen aktiviert werden, um erfolgreich den Anschluss an Leistungsanforderungen der Regelschule herstellen zu können (vgl. Minelli 2003).

Um diesen Prozess optimal gestalten zu können, werden in die Einrichtung kommende Jugendliche zunächst in jahrgangsübergreifende Übergangsklassen aufgenommen. Dies schafft zunächst die Möglichkeit, im Einzel- bzw. Kleingruppenunterricht den jeweiligen Leistungsstand, aber auch Begabungen und Fertigkeiten zu erkennen, um sie für die Aufarbeitung evtl. Defizite zu nutzen.

Der Einstieg in Übergangsklassen sichert, dass die Jugendlichen mit ihrem Wissen dort abgeholt werden, wo sie gerade stehen und die Grundlagen für eine optimale individuelle Förderung gelegt werden. In den Übergangsklassen wird

es zugleich möglich, individuellen Entwicklungsgeschwindigkeiten gerecht zu werden, so dass jeder die Möglichkeit hat, entsprechend seinem Niveau voranzuschreiten.

Wesentliche Aufgabe der Übergangsklassen ist zugleich, den Jugendlichen in Vorbereitung auf die Regelschulen zu einer eigenen Motivation zu verhelfen – denn es gibt keine andere Motivation als die eigene – und ihnen soziale Kompetenz, Verantwortung und Teamgeist zu vermitteln.

In der Arbeit in den Übergangsklassen gilt es, den Jugendlichen viel Raum und Zeit zu geben, um anzukommen, sich zurechtzufinden und – über niedrigschwellige Aufgaben, die möglichst auch einen ersten Erfolg erfahren lassen – den Weg zur Gruppe und zurück zum Lernen zu finden. Erst dann kann gezielt, individuell und mit viel Geduld zu Tage gefördert werden, was an vorhandenem Talent verschüttet ist.

Aus diesen konzeptionellen Grundideen leiten sich auch die entsprechenden Lernmethoden ab: Fächer wie Deutsch, Mathematik und Naturwissenschaften werden in Verbindung mit praktischen Tätigkeiten unterrichtet. Im Mittelpunkt stehen konkrete, praktisch-nützliche Aufgabenstellungen. Wichtig ist, die Jugendlichen spüren zu lassen, dass sie „am richtigen Platz sind“ und auf dieser Grundlage ihre individuellen Fähigkeiten und Fertigkeiten neu entdecken und weiter ausbauen können (vgl. www.villa-lampe.de).

Grundsätzlich sollte der Wunsch der Jugendlichen nach einem Schulabschluss gleichberechtigt neben dem Wunsch, keinen Abschluss zu machen, stehen können. Diese Zieloffenheit entspricht dem Prinzip der Einrichtung, Jugendlichen Respekt entgegen zu bringen und Rahmenbedingungen zu eröffnen, in denen sie Selbstbestimmung lernen und auch praktizieren können (vgl. BAG JAW 1996). Zu den wesentlichen Zielen der Einrichtung gehört, dass Jugendliche sich selbst neu finden – als Individuum und in der Gruppe – und dabei den Weg weg von Verzweiflung und Fatalismus hin zu einem selbstbestimmten Leben gehen können, auch in dem sie sich ihre eigenen Ziele stecken (vgl. Minelli a. a. O.).

Nach dieser Vorbereitungsphase erfolgt dann die Einschulung in öffentliche Schulen zum Halbjahr oder Jahresbeginn entweder in die reguläre Klasse oder in die Klassenstufe darunter.

5.3 Die Einrichtung und der Schulbesuch

Es wird für wichtig erachtet, dass die in der Einrichtung aufgebauten sozialen Kontakte zwischen dem Mitarbeiterteam der Einrichtung und den Jugendlichen

auch mit Aufnahme des regulären Schulbesuches zunächst erhalten bleiben. Deshalb begleitet ein Pädagoge der Einrichtung die Schüler – evtl. gekoppelt mit einem Fahrdienst – in die Schule. Indem der Pädagoge als Schulsozialarbeiter die Zeit in der Schule verbringt, wird er nicht nur Ansprechpartner für alle Schüler der Schule, sondern bleibt auch für die Jugendlichen der Einrichtung greifbar. Über Kooperationsbeziehungen kann festgehalten werden, dass die so erbrachte Leistung der Einrichtung für die Schule durch notwendige zusätzliche Leistungen der Lehrerschaft für Jugendliche der Einrichtung anerkannt wird.

Die besondere Bedeutung, die in der Einrichtung dem Lernen und der Bildung entgegen gebracht wird, spiegelt sich auch darin wider, dass nachmittags für alle eine Zeit angesetzt wird, in der die Schüler der Einrichtung und evtl. auch Schüler der Umgebung ihre Hausaufgaben erledigen oder auch individuelle Förderangebote nutzen. Dabei werden sie von Sozialpädagogen und evtl. auch Lehrern der Regelschulen betreut.

Die Jugendlichen der Einrichtung betreiben einen Schülertreff in Form eines Cafés, das sowohl den in der Einrichtung lebenden Jugendlichen, als auch deren Freunden und Jugendlichen, die beispielsweise an der betreuten schulischen Förderung partizipieren, offen steht. Es bietet für die unterrichtsfreie Zeit, in den Ferien oder auch am Abend Gelegenheit, sich mit Freunden zu treffen, Musik zu hören, sich in kreativen Angeboten auszuprobieren oder einfach einen Ansprechpartner für Rat und Hilfe zu finden, um seinen Schulfrust loszuwerden (vgl. www.villa-lampe.de).

6 Die Phase der Orientierung/Berufsfindung

Die unterschiedlichen Freizeitangebote der Einrichtung sind in ihrem Wesen so ausgelegt, dass sie die Jugendlichen immer wieder anregen, ihre eigenen Interessen und Begabungen auch mit Blick auf die anstehende Berufswahl zu orten und zu entwickeln. Darüber hinaus greift die Einrichtung für die Unterstützung der Jugendlichen in der Phase der Berufsfeldorientierung vor allem auf Angebote zurück, die als berufsvorbereitende Bildungsmaßnahmen von der Bundesagentur für Arbeit vorgehalten werden.

Angebote der Bundesagentur für Arbeit

Die Zielgruppe der Maßnahme **tip** (testen informieren probieren) sind Jugendliche und junge Erwachsene, die den Anschluss an das Berufsleben zu verlieren drohen oder bereits verloren haben. Aufgabe ist das Wecken und Fördern der

Bereitschaft für die Aufnahme einer beruflichen Ausbildung oder Arbeitnehmertätigkeit.

Der **Grundausbildungslehrgang** bereitet ausbildungsreife Jugendliche und junge Erwachsene – unabhängig von der erreichten Schulbildung – auf die Aufnahme einer qualifizierten Ausbildung vor. Die Motivation der Teilnehmer soll gefestigt, die Wettbewerbsfähigkeit gesteigert werden, so dass schließlich eine Entscheidung zur Berufswahl getroffen werden kann.

Im **Förderlehrgang** wird über gezielte Hilfen eine dauerhafte Integration in Ausbildung oder Arbeit erreicht.

Jugendliche und junge Erwachsene, die nicht für den Grundausbildungslehrgang oder den Förderlehrgang vorgesehen werden können, erhalten im **Lehrgang zur Verbesserung beruflicher Bildungs- und Eingliederungschancen (BB)** intensive Unterstützung zur Stabilisierung ihrer Persönlichkeit sowie zur Stärkung bildungsmäßiger Voraussetzungen für die Aufnahme einer Ausbildung. Sofern eine Ausbildung voraussichtlich nicht in Betracht kommt, werden fachpraktische und fachtheoretische Grundkenntnisse vermittelt.

7 Die Phase der Berufsfeldorientierung

In der Einrichtung selbst, speziell während der Arbeit in den eigenen Werkstätten, werden die Jugendlichen in Form von Arbeitstrainings an regelmäßige Abläufe innerhalb beruflicher Arbeitsprozessen herangeführt. Durch das Ausprobieren verschiedener Möglichkeiten beruflicher Arbeit können sie ihre Stärken und Fähigkeiten erkennen sowie sich realistisch einschätzen lernen.

Durch die Auseinandersetzung mit der eigenen Person, mit Stärken und Schwächen und durch die Einschätzung der eigenen Fähigkeiten, Begabungen und Interessen sowie der Grenzen und Ängsten werden zugleich die Identitätsfindung und Selbsterfahrung der Jugendlichen unterstützt und damit wesentliche Grundlagen späterer Lebens- und Geschäftsfähigkeit gelegt. Insofern geht die Bedeutung von Arbeitstrainings weit über eine sehr schmale Auffassung von Berufsorientierung und -findung im Sinne von Berufsabschluss hinaus.

Das qualifizierte Arbeitstraining wird in verschiedenen Arbeitsbereichen ermöglicht, wobei dazu nicht allein auf Ressourcen der Einrichtung, sondern auch auf kooperative Unternehmen zurückgegriffen wird. Die durchschnittliche Verweildauer in den Arbeitsbereichen sollte 2-3 Monate betragen. Angestrebt wird eine Verbindung von Projektarbeiten mit Methoden des Arbeitstrainings, in denen sowohl ausdrucks- und interaktions- (Malen, Töpfern) als auch kompetenzzentrierte Anforderungen gestellt (Herstellen von Möbeln oder Keramik) werden (vgl. www.villa-lampe.de).

Wie bereits im schulischen Bereich wird der Schwerpunkt der methodischen Arbeit wiederum in der Einzelförderung bzw. in Kleingruppen gesetzt. Über diese Bildungsform soll den Jugendlichen der Übergang von der Schule zur Berufsbildung erleichtert werden.

Bereits in diesen Kleingruppen erfahren die Jugendlichen Anforderungen eines Acht-Stunden-Tages, Erwartungen an verantwortliche Arbeit und Wirkmechanismen der Konkurrenz um den Arbeitsplatz. Hier können Kenntnisse aus der Schule aufgeholt und gefestigt, zur praktischen Arbeitsaufnahme befähigt, Informationen gegeben und Erprobung ermöglicht werden. Mit diesem Angebot der Einrichtung wird es zugleich möglich, die Berufsschulpflicht abzugelten.

Zusätzlich dazu unterstützt die Einrichtung die Berufsfeldorientierung auch durch die Organisation und Durchführung von Betriebserkundungen, Berufsorientierungswochen und Praktika in Betrieben. In Arbeitstrainingsmaßnahmen können die Jugendlichen probeweise in Firmen der Umgebung mitarbeiten und sich so einen Einblick in bestimmte Berufsbilder verschaffen (vgl. Löscher 2003).

Schließlich bietet die Einrichtung den Jugendlichen auch Hilfestellungen bei allen Aktivitäten rund um Bewerbungen und Vorstellungsgespräche an und arbeitet aktiv mit den dabei gesammelten Erfahrungen.

8 Die Einrichtung und die Phase der Berufsausbildung

Die Berufsausbildung der Jugendlichen kann entweder betrieblich oder überbetrieblich erfolgen.

Bei einer betrieblichen Ausbildung übernimmt eine Firma den jeweiligen Jugendlichen in ein Ausbildungsverhältnis. Diesem sollte möglichst ein Praktikum in dem betreffenden Bereich, evtl. auch im Rahmen einer berufsvorbereitenden Maßnahme vorausgehen. Bei einer überbetrieblichen Ausbildung tritt zwischen die Firma und den Auszubildenden die Einrichtung, die damit für das gesamte Ausbildungsverhältnis verantwortlich ist – auch finanziell. Es wird darauf orientiert, dass die Jugendlichen den praktischen Ausbildungsteil in Praktikumsfirmen absolvieren.

Dieser Teil der Betreuungsangebote der Einrichtung wird von der Berufsberatung der Bundesagentur für Arbeit gefördert.

Das pädagogische Vorgehen der Einrichtung und die Organisationsformen in Zusammenhang mit den Kooperationsbeziehungen zur örtlichen Berufsschule sind analog zu denen bei der Schulbildung bzw. der Berufsfindung angelegt.

Da eine Berufsausbildung viel Zeit und Aufwand erfordert, die teilweise das Durchhaltevermögen, die Zukunftssicht, Ausdauer und schließlich die Bereit-

schaft zum Bedürfnisaufschub mancher Jugendlicher übersteigen, wird in der Einrichtung die Ausbildung im Modulsystem angestrebt. In diesem System werden Teilqualifikationen in Form von Kurzeitbildungen nach einem Baukastensystem erworben (z. B. Schweißen, Bohren, Führerschein, Maschinenschein, Kassenkurs). Die einzelnen Module sind in der Reihenfolge beliebig und in sich abgeschlossene Komplexe eines Wissens- und Könnensgebietes, die in einer überschaubaren, aber nicht zwingend festgelegten Zeit erworben werden. Diese Kurzlehrgänge können zudem an verschiedenen Ausbildungsorten absolviert werden und enden mit einem Zertifikat für jedes abgeschlossene Modul. In der Summation dieser Einzelabschlüsse wird es schließlich möglich, auch vollständige Berufsabschlüsse zu erwerben. Sie bietet sich somit insbesondere für Jugendliche an, die an einer durchgängig organisierten Berufsausbildung aus verschiedensten Gründen eher scheitern würden.

9 Fortbildung/Weiterbildung

Sollte junge Erwachsene der Einrichtung dazu Hilfebedarf haben, so wird insbesondere auf die assistierende Arbeitsvermittlung zurückgegriffen (vgl. v. Ploetz 2000). Diese kann über Kooperation an Mitarbeiter privater Unternehmen übertragen werden. Diese kommen bei Bedarf in die Einrichtung.

In den Fällen, in denen die kontinuierliche Beziehungsgestaltung zwischen dem Mitarbeiterteam der Einrichtung und den Jugendlichen jedoch besonders wichtig ist, wird angestrebt, dass durch dementsprechende Weiterbildungen auch das Mitarbeiterteam der Einrichtung diese Beratungen übernehmen und durchführen kann.

10 Die Phase der beruflichen Integration bzw. Reintegration

Als zentrales Instrument der Einzelfallhilfe im Rahmen der beruflichen Reintegration für Jugendliche, die noch über einen Arbeitsplatz verfügen, werden in der Einrichtung folgende Unterstützung und Hilfestellungen gegeben:

- Rückkehrberatung
- Stellenwechselberatung
- Fortbildungsberatung

Für Jugendliche, die arbeitslos sind bzw. während des Aufenthaltes in der Einrichtung arbeitslos werden, können über die assistierende Arbeitsvermittlung folgende Leistungen erschlossen werden:

- Arbeitsberatung
- Weiterbildungsberatung
- Umschulungsberatung

Schließlich können Jugendliche, die ihren Aufenthalt in der Einrichtung beendet haben und auch in Bezug auf eine berufliche Reintegration einer Nachsorge bedürfen auf folgende Angebote zurückgreifen (vgl. v. Ploetz a. a. O.):

- Bewerbungsberatung
- Arbeitsrechtsberatung
- Arbeitsmarktberatung

Das Mitarbeiterteam der Einrichtung nimmt gezielt darauf Einfluss, dass diese Angebote bei den Jugendlichen bekannt sind und unterstützt deren Inanspruchnahme in geeigneter Weise.

Soweit möglich, wird innerhalb der Einrichtung die Erwerbstätigkeit durch Schulungs- und Qualifizierungsmodule, die auf Grund ihrer Kompatibilität in der Summe eine hausintern abgeschlossene fachliche Qualifikation darstellen, wiederhergestellt. Dazu werden zunächst interne und externe Praktika in den einzelnen Bereichen durchgeführt. Unter annähernd realistischen Bedingungen kann der Jugendliche auf diese Weise sowohl seine Belastungsgrenzen als auch seine Leistungsfähigkeit testen.

Sowohl bei der inhaltliche Orientierung, als auch bei der Wahl der möglichen Wege zurück zu einer Erwerbsfähigkeit stehen die Wünsche der Jugendlichen im Abgleich mit den jeweils vorliegenden individuellen Realisierungschancen im Zentrum der Aufmerksamkeit (vgl. Thiem 2004).

Literatur

- Klein, G. (1985): Lernbehinderte Kinder und Jugendliche – Lebenslauf und Erziehung. Kohlhammer Verlag Stuttgart
- Minelli, M. (2003): Endstation Schulausschluss? Über den Umgang mit schwierigen Schulkindern. Verlag Paul Haupt, Bern Stuttgart Wien
- Dokumentation der BAG JAW (1995): Fachtagung „Jugendsozialarbeit und Schule“ vom 27.-29. Juni 1995. Gustav-Stresemann-Institut, Bonn
- BAG JAW (1996): Europäische Perspektiven der sozialen und beruflichen Integration benachteiligter junger Menschen. Bonn
www.villa-lampe.de
- Gesetz über die Schulpflicht, Gesetz Nr. 826
- Lexikon: Schulpflicht, allgemeine
- Lexikon: Berufsschule
- BAG JAW (1996): Europäische Perspektiven der sozialen und beruflichen Integration benachteiligter junger Menschen. Bonn

-
- Löscher, E. (2003): Berufliche Integration für Drogenabhängige. In: Konturen 3(2003)24., S. 20-23
- Thiem, M. (2004): Soziotherapie – Teilhabe am Arbeitsleben. In: Konturen 1(2004)25., S. 14-16
- v. Ploetz, K., Jung, Th. (2000): Stiefkind Arbeit. In: Sucht Aktuell 1(2000)7., S.59-64

Eltern- und Familienarbeit in der Einrichtung

Ein Schwerpunkt unserer Arbeit mit Drogen konsumierenden Jugendlichen liegt in der Einbeziehung des familiären Umfelds.

Die moderne Familienhilfe weiß, dass über bestimmte Auffälligkeiten eines der Familienmitglieder, z. B. problematischer Konsum psychoaktiver Substanzen, eine Hilfsbedürftigkeit der Familie insgesamt signalisiert werden kann. Diese Familien benötigen Unterstützung, um die Beziehungen zueinander klären zu können.

Für die soziale Integration des Jugendlichen ist es wünschenswert und hilfreich, die große Zahl der Mitbetroffenen im näheren und weiteren sozialen Umfeld einzubeziehen.

Im Folgenden werden die verschiedenen Formen und Methoden der Arbeit mit Eltern und Familien, auf die sich die Einrichtung stützt, dargelegt. Dabei geht es vorrangig um Aspekte der Kooperation mit Eltern, aber auch um organisatorische und fachliche Voraussetzungen des Mitarbeiterteams, die für die Arbeit mit Eltern und Familien geschaffen werden. Darüber hinaus unterstützt die Einrichtung Selbsthilfegruppen für Angehörige, beispielsweise in Form von Elternkreisen, die in ihrer Funktions- und Arbeitsweise und damit in ihrer Bedeutung für die produktive Bearbeitung von Drogenproblemen zu oft noch unterschätzt werden.

1 Formen von Elternarbeit

In der Einrichtung wird Elternarbeit in einem eher umfassenden Sinn verstanden. Sie bezieht sich auf alle Kontakte, die sich zwischen Eltern, Fachkräften und Jugendlichen formell oder informell ergeben. Dabei werden auch Familien mit nur einem Elternteil als Eltern bezeichnet.⁷⁷

⁷⁷ Existierende andere Ansätze von Elternarbeit, die entweder nur geplante und durchgeführte Kontakte mit der Herkunftsfamilie umfassen oder Elternarbeit aufgrund von Zielgerichtetheit, Kontinuität und Intensität definieren, schließen von vornherein bestimmte Formen von Kontakten mit Eltern, die im Alltag der Hilfe und Unterstützung von besonderer Bedeutung sind, aus. Deshalb wird hier konzeptionell von einem sehr breiten Ansatz von Elternarbeit ausgegangen.

Im Rahmen der Arbeit mit Eltern und Familien können drei grundlegende Formen unterschieden werden, denen sich auch unterscheidbare methodische Ansätze zuordnen lassen:

- Ein Bereich der Kooperation geht davon aus, dass mit Eltern zusammengearbeitet wird, um die Erziehung der Jugendlichen gemeinsam durchzuführen. Dies ist im Rahmen der Hilfen zur Erziehung regelmäßig der Fall, wenn die Erziehungsfunktion der Eltern durch Fachkräfte zeitweilig ergänzt wird. Die Jugendlichen werden in verschiedenen Alltagssettings durch verschiedene Personen pädagogisch betreut. Diese Alltagssettings müssen zwischen den Eltern und den Fachkräften abgestimmt werden, was auf beiden Seiten die Bereitschaft zu einer solchen Kooperation voraussetzt. Grundelemente dieser Kooperation sind der Austausch von Informationen, die Koordination der unterschiedlichen Alltagssettings sowie die Gestaltung der Übergabe- bzw. Schnittstellensituationen zwischen diesen. Als weitere Elemente können die Abstimmung der Gestaltung der Alltagssituationen zwischen der Einrichtung und der Familie sowie gegebenenfalls die Koordination von Erziehungsstilen hinzukommen.
- Andere Beratungsansätze beinhalten Elterntrainings und die Förderung der Erziehungsfähigkeit der Eltern. Diese gehen davon aus, dass es Defizite in der Erziehungsfunktion der Eltern gibt und dass ein Auftrag und die Bereitschaft der Eltern besteht, mit bestimmten Methoden an diesen Defiziten zu arbeiten. In diesem Sinne zielen Beratungsansätze und Elterntrainings in erster Linie auf eine Veränderung spezifischer Verhaltensweisen, nicht aber auf umfassendere Verhaltens- und Persönlichkeitsmodifikationen der Eltern oder auf übergreifende Aspekte der familiären Interaktion. Sie haben eine angemessene Kooperation zur Voraussetzung. Elterntrainings und Beratungsansätze werden als bewusste und geplante Beeinflussung einzelner Aspekte des elterlichen Erziehungsverhaltens definiert, wobei zielgerichtet mit bestimmten Methoden (Elterngespräche, Informationsvermittlung, Verhaltensmodifikation) innerhalb eines vereinbarten oder festgelegten Zeitraums gearbeitet wird. Beratungsansätze und Elterntrainings unterscheiden sich dahin voneinander, dass Beratung, vorwiegend in Form von Gesprächen, eine Modifikation des elterlichen Verhaltens zu erreichen versucht, während Elterntaining stärker eine Anleitung auf der konkreten Handlungsebene beinhaltet. Beide Ansätze streben die gezielte Änderung elterlicher Verhaltensweisen im Hinblick auf die Gestaltung von Alltagssituationen an.
- Familieninterventionen gehen davon aus, dass tief greifende Veränderungen bei einzelnen Elternteilen oder Veränderungen im gesamten System der Familie notwendig werden. Solche Ansätze beziehen das Kommunikations-

und Interaktionssystem der gesamten Familie ein und beinhalten oft die Veränderung im System und in den Lebenszusammenhängen der Familie. Familieninterventionen setzen voraus, dass ein Auftrag zur Veränderung des Familiensystems sowie die entsprechende Bereitschaft der Mitglieder des Systems vorhanden sind. Sie sind durch die strukturierte Arbeit mit dem Gesamtsystem der Familie gekennzeichnet. Diese Ansätze können sich an einzelne Familienmitglieder, das Elternpaar oder an die gesamte Familie richten. Die Familieninterventionen gehen über Elterntrainings und Beratungsansätze insofern hinaus, als dass eine Veränderung nicht nur in spezifischen Aspekten des elterlichen Erziehungsverhaltens, sondern im gesamten Interaktionssystem der Familie mit bestimmten Interventionen intendiert sein können.

Diese drei Formen der Arbeit mit Eltern und Familien lassen sich zwar in der praktischen Arbeit nicht scharf voneinander abgrenzen, unterscheiden sich aber dadurch, dass unterschiedliche Aufträge und Ziele vorhanden sind und mit unterschiedlichen Methoden unter verschiedenen organisatorischen Rahmenbedingungen gearbeitet wird:

- Grundsätzlich ist davon auszugehen, dass im Rahmen der Arbeit des Mitarbeiterteams die Kooperation mit Eltern unabdingbar ist.
- Die Durchführung von Beratungsansätzen kann in diesem Rahmen ebenfalls durchgeführt werden, setzt aber einen konkreten Auftrag und zeitliche und fachliche Ressourcen für die Durchführung voraus.
- Die Familieninterventionen erfordern eine Reihe struktureller Voraussetzungen, da die Beeinflussung einzelner Personen oder des Familiensystems eine strukturelle Außenposition des Mitarbeiterteams erfordert. Zumindest ist eine solche Position vorteilhaft für die Arbeit. Für die Durchführung von Familieninterventionen ist der Einbezug einer entsprechend ausgebildeten Fachkraft (z. B. interne Fachdienste, Fachkräfte von Beratungsstellen), die nicht direkt in der Betreuung der Jugendlichen mitarbeitet, notwendig oder zumindest sinnvoll.

2 Voraussetzungen für Elternarbeit

Eine wesentliche Voraussetzung für eine angemessene Elternarbeit ist, dass neben einer gründlichen Analyse des Hilfebedarfs des Jugendlichen auch eine Klärung des Hilfebedarfs und der Motivation der Eltern vorgenommen wird. Deshalb hat das Mitarbeiterteam der Einrichtungen einerseits diejenigen familiären Zusammenhänge und Hintergründe zu erfassen, die dazu geführt haben, dass der Jugendliche in der Einrichtung betreut werden muss. Dabei wird

ein Verständnis von der Lebenssituation einer Familie bereits in den „niedrigschwelligen“ Formen der Elternarbeit, in denen es vor allem um Ansätze der Kooperation geht, unverzichtbar. Andererseits ist es notwendig, Interventionen in einer Familie theoretisch begründbar und mit methodisch strukturierten Arbeitsweisen vorzunehmen.

Der Erfolg der Kooperation ist bei allen Formen der Arbeit mit Eltern und anderen Bezugspersonen der Jugendlichen nicht zuletzt davon abhängig, ob seitens des Mitarbeiterteams geeignete Kommunikationsschritte und -formen gewählt werden:

- Eine gründliche Auftragsklärung ist eine wesentliche Voraussetzung für das Gelingen der Kooperation zwischen Fachkräften und Eltern. Deshalb sollte zu Beginn der Betreuung des Jugendlichen der Auftrag mit den Eltern geklärt werden. Auch bei Kooperationsproblemen im Verlauf der Betreuung ist es sinnvoll, den Auftrag jeweils neu zu klären und gegebenenfalls neu zu definieren.
- Die Umgebung, in der die Gespräche stattfinden, trägt wesentlich zur Gesprächsatmosphäre bei. Deswegen ist ein geeigneter Raum eine wichtige Voraussetzung für eine angemessene Durchführung von Kontakten mit Eltern. Eventuelle Besuche bei den Eltern tragen dazu bei, die Lebensumstände der Eltern kennen zu lernen und den Eltern zu signalisieren, dass diese Lebensumstände vom Mitarbeiterteam akzeptiert werden.
- Der Kommunikationsstil des Mitarbeiterteams ist von großer Bedeutung. Eine verständnisvolle, höfliche und gleichzeitig sachliche Gesprächsführung sind wesentliche Voraussetzungen dafür, dass eine konstruktive Zusammenarbeit mit den Eltern entstehen kann. Dies schließt nicht aus, dass Auseinandersetzungen oder Konfliktsituationen auftreten. Bei schwierigen Gesprächen ist es sinnvoll und oft notwendig, dass zwei Mitarbeiter gemeinsam die Gespräche führen.
- Geeignete Kommunikationsformen des Mitarbeiterteams sind eine wesentliche Voraussetzung für die Arbeit mit den Eltern. Klare Absprachen und klare Informationen vermeiden Missverständnisse und Irritationen. Eine kurze Zusammenfassung der wesentlichen Absprachen am Ende eines Kontakts ist hilfreich, damit diese im Gedächtnis haften bleiben. Eine schriftliche Fixierung von Absprachen ist sinnvoll, um die Arbeit zu dokumentieren und Vereinbarungen festzuhalten.

Die Kommunikation des Mitarbeiterteams basiert in der Regel auch auf dessen Einstellungen und dessen Werthaltungen allgemeiner Art wie auch gegenüber einzelnen Elternpaaren oder Elternteilen.

Folgende Leitlinien sind in diesem Zusammenhang für die Zusammenarbeit von Bedeutung:

-
- Mitarbeiter und Eltern arbeiten gemeinsam an der Erziehung der Kinder. Dies bedeutet, dass die gemeinsame Arbeitsbasis die Sorge um das Wohl des Jugendlichen und dessen Entwicklung ist. Selbst wenn unterschiedliche Erziehungsstile oder unterschiedliche Auffassungen zu einzelnen Punkten der Erziehung vorhanden sind, sollte immer wieder diese gemeinsame Basis ins Blickfeld gerückt werden.
 - Die generelle Aufgabe der Mitarbeiter ist es, Hilfe für die Eltern anzubieten. Dies beinhaltet, dass die Eltern in ihrer Erziehungsfunktion unterstützt werden. Professionelle Hilfe beinhaltet auch das Bewusstsein, dass diese Hilfe nur punktuell und nur über einen gewissen Zeitraum notwendig sein wird. Danach sollten die Eltern wieder die vollständige Erziehungsfunktion übernehmen.
 - Mitarbeiter und Eltern gehen eine Partnerschaft auf Zeit ein, solange sie bei der Erziehung kooperieren. Partnerschaft setzt Offenheit und Wärme voraus und die Bereitschaft, trotz möglicher schwieriger Situationen miteinander zu kooperieren.
 - Eine positive Einstellung des Mitarbeiterteams, die die Eltern annimmt, deren Selbstbewusstsein stärkt, sie stützt, berät und ihnen letztlich die Verantwortlichkeit für ihr Kind überlässt, ist von großer Bedeutung.
 - Um eine angemessene Kooperation zu erreichen, ist ein partnerschaftliches Verhältnis notwendig, insbesondere angesichts eines Erziehungsauftrags der Mitarbeiter, der in vielen Fällen lediglich auf Zeit angelegt ist.
 - Von Bedeutung ist außerdem eine ausreichende Sensibilität im Hinblick auf Problemlagen und Lebenssituationen der Familie, die auch das Wertesystem der Eltern berücksichtigt und Interventionen an die individuellen Gegebenheiten der Familie anpasst.
 - Elternarbeit erfordert die Fähigkeit, eine produktive Kommunikation zwischen dem Jugendlichen und seinen Eltern herstellen und destruktive Interaktionen zwischen den Familienmitgliedern unterbrechen zu können.
 - Ein bedeutendes Ziel der Elternarbeit ist, Hilfen für die Eltern bereitzustellen, um ihre elterlichen Aufgaben wieder wahrnehmen zu können, ihre Autorität bei dem Jugendlichen wiederherzustellen und alternative Handlungsmöglichkeiten zu entwickeln.
 - Die Anerkennung der elterlichen Rechte und die Fähigkeit des Mitarbeiterteams, die Eltern als Personen mit eigenen Interessen und Bedürfnissen wahrzunehmen und zu akzeptieren, ist eine grundlegende Basis für eine konstruktive Zusammenarbeit.
 - Der schrittweise Rückzug aus der Kontrolle und Verantwortung für den Jugendlichen in dem Maß, in dem die Eltern einen größeren Teil der Verantwortung übernehmen möchten, ist letztlich das Ziel.

Zum Aufbau angemessener Einstellungen und Kommunikationsstile in der Kooperation mit Eltern sowie zur Korrektur eventuell unangemessener Haltungen eignen sich kollegiale Rückmeldungen, konkretes handlungsorientiertes Training sowie Supervision. Darüber hinaus ist immer wieder zu prüfen, wieweit strukturelle Voraussetzungen der Einrichtung die erforderlichen Kommunikationsweisen und Haltungen bei den Fachkräften fördern.

3 Zur Position der Eltern im Rahmen von Elternarbeit

Für das Verständnis der Verarbeitungsprozesse bei Eltern ist von Bedeutung, dass sich das Mitarbeiterteam darüber im Klaren ist, dass die Inanspruchnahme der Hilfe von Eltern in vielen Fällen als eigenes Versagen empfunden wird. Diese Versagensgefühle werden vielfach über Abwehrmechanismen (z. B. Scham, Verweigerung) oder in Form eines Trauerprozesses verarbeitet und erschweren zunächst die Inanspruchnahme und Akzeptanz entsprechender Unterstützungsleistungen.

Es lassen sich folgende Abwehrmechanismen unterscheiden:

- Rationalisierung: Handlungen oder Gefühle, die leidvoll, unvernünftig oder destruktiv waren, werden im Nachhinein als sinnvoll und angemessen interpretiert.
- Isolierung und Abspaltung: Zwei sich eigentlich ausschließende Vorstellungen oder Handlungen haben nebeneinander Bestand, trotz bestehender Widersprüchlichkeit oder fehlender Logik.
- Projektion: Verantwortungsbereiche oder Gefühle werden auf andere übertragen, weil so Ängste und Unzufriedenheit aufgrund des Verhaltens anderer erklärbar sind und deren Ursache im eigenen Gefühl oder Handeln nicht wahrgenommen werden muss.
- Verdrängung: Impulse oder Gefühle, die schmerzlich sind oder sich gegen die eigene Person richten, werden vernichtet oder vergessen.
- Identifikation: Als Form der Abwehr von Konflikten dient die Identifikation mit einer anderen Person dazu, die eigenen Gefühle und Impulse durch die Gefühle und Impulse einer anderen Person zu ersetzen. Oft erfolgt eine Identifikation mit derjenigen Person, die einen selbst bedroht.
- Phantasie: Die Flucht in Tagträume oder Phantasien dient dazu, eigene Gefühle oder eigenen Schmerz nicht fühlen zu müssen.
- Rückzug: Der Rückzug in Gleichgültigkeit drückt aus, dass jemand aufgegeben hat, sich mit den eigenen Gefühlen und der eigenen Lebenssituation auseinander zu setzen.

Abwehrmechanismen bei den Eltern sollten durch das Mitarbeiterteam respektiert werden, denn sie dienen auch der Verarbeitung einer belastenden Situation. Wenn Eltern Trauerreaktionen zeigen, sollte darauf in einfühlsamer Weise reagiert werden, indem Eltern bei der Bewältigung und beim Aufbau einer realistischen, zukunftsorientierten Sichtweise unterstützt werden.

4 Formen der Kooperation

Die Kooperation mit Eltern, Familien und Jugendlichen, die in den Gruppen betreut werden, stellt eine unabdingbare Form der Elternarbeit dar. Die grundsätzliche Notwendigkeit der Gestaltung einer kooperativen Arbeitsbeziehung zwischen dem Mitarbeiterteam der Einrichtung und den Familien wird daher stark betont. In der Praxis haben sich verschiedene Arbeitsformen und Methoden herauskristallisiert. Darüber hinaus werden spezifische Formen der Arbeit mit Eltern beispielsweise in Form regelmäßiger Elternkreise angeboten.

Die Formen der Kooperation mit Eltern lassen sich nach inhaltlichen und methodischen Aspekten unterscheiden, die in der Regel auch eine bestimmte Kontaktintensität zu den Eltern, eine bestimmte Frequenz und bestimmte Arten von Dokumentation nahe legen:

- Der Informationsaustausch dient dazu, wichtige Aspekte des Verlaufs der jeweiligen Betreuungszeiten zwischen Eltern und Mitarbeiterteam in der Einrichtung auszutauschen. Hierzu zählen vor allem das Führen eines Hausaufgabenbuches, Briefe, Telefonate und Kurzkontakte. Hausaufgabenbuch und Briefe stellen selbst schon Dokumentationen dar. Die Dokumentation von Telefonaten und Kurzkontakten sollte über eine Liste der Kontakte mit den Eltern, die Kurznotizen zu den einzelnen Kontaktterminen enthält, oder über Protokolle erfolgen.
- Die Koordination von Übergabesituationen zwischen der Einrichtung und der Familie bezieht sich auf die Gestaltung von Situationen, bei denen das Kind das Lebensfeld und die Bezugspersonen wechselt. Die „Schnittstellen“ zwischen den verschiedenen Lebenssituationen in der Einrichtung und bei den Eltern haben eine besondere Bedeutung, weil hier einerseits Informationsaustausch zwischen dem Mitarbeiterteam und den Eltern stattfindet und andererseits über die konkrete Ausgestaltung dieser Schnittstellen das Verhältnis zwischen Eltern und Mitarbeiterteam in wesentlichen Aspekten definiert wird. Zur Absprache mit den Eltern bezüglich der Koordination und Gestaltung dieser Übergabesituationen sind ausführlichere Gespräche notwendig (die im Rahmen von Besuchen der Eltern in der Einrichtung oder

in Elterngesprächen erfolgen können). Die Dokumentation der Absprachen sollte in Dokumentationsbogen oder Protokollen erfolgen.

- Die Koordination des Handelns von Eltern und Mitarbeiterteam erfordert in der Regel Elterngespräche, bei denen eine Abstimmung der Gestaltung des Alltags der Jugendlichen erfolgt. Dies ist in vielen Fällen besonders zu Beginn notwendig. Eine solche Koordination der Alltagssituationen, die die Jugendlichen erleben, ist sinnvoller Teil der Hilfeplanung und dessen Fortschreibung. Im Verlauf der Hilfe sind in vielen Fällen in gewissen Abständen Koordinationsgespräche zusätzlich zu den Hilfeplangesprächen notwendig. Die Dokumentation sollte wiederum in Dokumentationsbogen oder Protokollen erfolgen.
- Die Koordination von Erziehungsstilen beinhaltet die Abstimmung von Regeln und Verhaltensweisen zwischen Eltern und Mitarbeiterteam. Sie ist in der Regel integraler und notwendiger Bestandteil der pädagogischen Intervention. Wenn unterschiedliche Erziehungsstile und Regelsysteme zu einer Belastung für die betreuten Jugendlichen werden oder den Zielen der Hilfe entgegenstehen, sind das Überprüfen und die Koordination von Erziehungsstilen in einem Hilfeplangespräch sinnvoll. Als Arbeitsformen eignen sich Kooperationsmethoden. Die Dokumentation sollte auch hier in Dokumentationsbogen oder Protokollen erfolgen.
- Hilfeplangespräche dienen neben der Planung der Hilfe für den Jugendlichen auch immer der Kooperation und der Absprache mit den Eltern. Sie finden regelmäßig unter Einbezug der zuständigen Mitarbeiter statt und sollten in der Regel auch in der Hilfeplanung dokumentiert werden.
- Die Bewältigung von Konfliktsituationen zwischen Eltern und Mitarbeiterteam, die selbst bei Bereitschaft zu einer produktiven Kooperation auf beiden Seiten immer wieder auftreten können, setzt die Fähigkeit zum Umgang mit solchen Konflikten, deren Deeskalation und Kompromissbereitschaft voraus. Für die Klärung von Konflikten sind gesonderte Konfliktgespräche sinnvoll, die von Elterngesprächen unterschieden werden sollten. Teilweise sind konflikthafte Verläufe in der Kooperation zwischen Eltern und Mitarbeiterteam nur unter Einschaltung einer unbeteiligten dritten Instanz zu bewältigen. Die Dokumentation sollte auch hier in Dokumentationsbogen oder Protokollen erfolgen.

Diese Arbeitsformen werden in der Regel so kombiniert, dass sie einander ergänzen und entsprechend den pädagogischen Notwendigkeiten strukturiert werden. Die Kooperation mit Eltern setzt zugleich bestimmte organisatorische Aspekte, insbesondere zeitliche Ressourcen voraus.

Teilweise ist es sinnvoll, die Arbeit mit Eltern in Gruppen durchzuführen. Dies bietet sich immer dann an, wenn spezifische Ziele für mehrere Eltern

erreicht werden sollen. Solche Ziele können die Pflege von Kontakten zu Eltern sein, die Vermittlung bestimmter Informationen oder die Bearbeitung spezifischer Themen, die mehrere Familien betreffen. Hierfür eignen sich Elterntreffs oder Elternwochenenden. Eine besondere Form der Arbeit mit Gruppen von Eltern stellt der moderierte Elternkreis dar. Hier treffen sich die Eltern und das Mitarbeiterteam der Einrichtung in regelmäßigen Abständen, um alle relevanten Belange der pädagogischen Arbeit und der Kooperation miteinander zu besprechen. Diese Form der Elternarbeit eignet sich für verschiedenste Ziele.

5 Elterngruppen

Die emotionale Belastung und Kränkung von Familienmitgliedern der Jugendlichen ist vergleichbar mit der Reaktion auf eine unheilbare Krankheit oder auf einen Todesfall. Angehörige durchlaufen dieselben Prozesse, die auch aus der Trauerarbeit bekannt sind:

- Phase der Verleugnung
In dieser Phase sind sowohl die Angehörigen als auch die Betroffenen dermaßen schockiert, dass sie sich weigern, die Realität anzuerkennen. Beschönigungen, Nicht-Wahrhaben-Wollen und Leugnen der Problemstellung und der eigenen Hilflosigkeit sollen vorgeben, dass alles in Ordnung ist.
- Phase der Wut und des Selbstmitleids
Fragen wie „Warum muss uns das passieren?“ kennzeichnen diese Phase. Die Angehörigen ebenso wie der Jugendliche hadern mit ihrem Schicksal, sind wütend und enttäuscht über sich, den Jugendlichen und das Leben.
- Phase des Handelns
In dieser Phase versuchen die Angehörigen einen Handel mit dem Therapeuten oder dem Arzt abzuschließen. Sie bemühen sich, den besten Therapieplatz für ihr Kind zu bekommen, in der Hoffnung, sie auf diese Weise „retten“ zu können.
- Phase der Depression
Sie ist verbunden mit dem Gefühl, der Problemstellung gegenüber machtlos zu sein. Durch das Akzeptieren der eigenen Machtlosigkeit werden häufig Schmerz und Verzweiflung ausgelöst.
- Phase des Akzeptierens
Hierbei nimmt der Jugendliche seinen problematischen Drogenkonsum und dessen problematische Auswirkungen an und akzeptiert, dass er diesen ein Ende setzen muss. Die Angehörigen akzeptieren, dass sie ihre bisherige

Retter- und Helferrolle aufgeben und den Betroffenen die Verantwortung für die Genesung zurückgeben müssen.

Eltern und Angehörige können ihr destruktives Verhalten überwinden und innere Ruhe und Stabilität gewinnen, wenn sie sich diesen Auseinandersetzungen stellen – ein Prozess, der oft mit Hilfe von außen leichter zu bewältigen ist. Die Einrichtung versteht es als ihre Aufgabe, im Interesse der Entwicklung der Jugendlichen die Eltern und Angehörigen bei diesen Bewältigungsprozessen zu unterstützen.

Die soziale Gemeinschaft „Familie“ zu begreifen, bedeutet für Eltern und Angehörige, die eigene Rolle in diesem System zu erkennen und Abschied zu nehmen von ihrem natürlichen Wunsch, den Lebensweg ihrer Kinder lenken und ihnen Leid und Irrwege ersparen zu können. Dies sind schmerzliche Vorgänge, bei denen Verständnis und die Geborgenheit in der Gruppe als hilfreich erfahren werden. So stärken sich Eltern gegenseitig und ermutigen sich, die Hoffnung auf positive Veränderungen und Entwicklungen ihrer Kinder und für ihr eigenes Leben nicht zu verlieren.

In den Elterngruppen helfen Eltern sich gegenseitig, aus der sozialen Isolation herauszufinden und durch Erfahrungsaustausch Angst und Ratlosigkeit zu überwinden. Angehörige finden hier Wärme und Verständnis für alle durch Drogenkonsum entstandenen Probleme in der Familie. Aus den Erfahrungen anderer Eltern erhalten sie vielfältige Impulse für ihr eigenes selbstbewusstes Handeln. Schließlich werden auch die Bedürfnisse der anderen Familienmitglieder wieder wahrgenommen. Die auf diese Weise zurück gewonnene Lebensbejahung und Kraft der Eltern und Angehörigen lässt sie zu wichtigen Wegbegleitern der Jugendlichen werden.

Elterngruppen arbeiten in der Regel als offene Selbsthilfegruppe, ohne Leitung eines professionellen Beraters, sind überkonfessionell und unparteilich. Durch den Erfahrungsaustausch lernen die Mitglieder voneinander. Indem sie zu ausgewählten Themen Referenten einladen, erschließen sie sich gezielt Informationen, die für das Verständnis und den Umgang mit den Themen Jugendalter, jugendlicher Drogenkonsum, Drogenprobleme und Auswege daraus wichtig sind.

Elterngruppen treffen sich in regelmäßigen Abständen. Neben der Ermutigung der Eltern, sich am Wohnort um die Teilnahme an entsprechenden Elternkreisen zu bemühen, kann die Einrichtung selbst in regelmäßigen Abständen (z. B. an Wochenenden) entsprechende Angebote offerieren.

Methodenbausteine der Familienarbeit

für die systematische Arbeit mit Herkunftsfamilien lässt sich das Mitarbeiterteam durch folgende Methodenbausteine (vgl. Brönneke, Risau-Peters 1996) anregen:

Baustein 1: Beziehungstiftende Funktion

- Problemdefinition aufrechterhalten, damit das Problemsystem (Familie-Helfer) nicht zu schnell zerfällt.
- Organisatorische Absprachen, Informationsaustausch.
- Bereitschaft, sich phasenweise zu beschränken auf Kaffee trinken, Interesse an der Familie zeigen; lockere Gespräche, die sich nicht um Probleme drehen, Feste und Feiern.
- „Hinterherlaufen“.
- Strukturen schaffen, die die Eltern in ihrer Verantwortung belassen.
- Hospitation.
- Über Hausbesuche Interesse an der Familie zeigen und das Milieu kennenlernen, in dem die Familie lebt.

Baustein 2: „Auseinandersetzung fördern“

- Konflikte in der Zusammenarbeit fokussieren, Spannungen nicht ausweichen, sondern darauf zugehen
- konfrontatives Einbringen der eigenen Position, zur eigenen Position stehen.

Baustein 3: „Verbindlichkeit schaffen“

- Klarstellen: wer (Eltern, Erzieher, Jugendamt usw.) vertritt welche Meinung/Position.
- Vereinbarungen treffen.
- „Große Runde“ in Form regelmäßiger Gespräche aller beteiligten Personen (in der Regel Familie, Betreuer) Ziel: Fernzielabsprachen, Grundsätze der Zusammenarbeit festlegen.
- Verbindlichkeit schaffen zwischen Fachleuten, Einschätzungen austauschen, Vorgehensweisen aufeinander abstimmen.

Baustein 4: „Sicherheit anbieten“

- Sicherheit geben durch Wirklichkeitskonstruktionen, die Orientierungen bieten (Erfahrungen, Überzeugungen, eigene Meinungen einbringen, auch werben um Unterstützung z. B. für die praktizierte Erziehungshaltung) Häufig: „normative Weisheiten“.
- Verantwortung und Führung bei Planungen (Zukunftsperspektive, erzieherisches Vorgehen etc.) übernehmen.

Baustein 5: „Gemeinsam Erziehungsfunktion übernehmen“**Baustein 6: „Beziehungsklärung“**

- Klärung und Stärkung von Beziehungen durch emphatisch zugewandtes und ordnend klärendes Gespräch.

- Beziehungsklärung: Komplementarität herstellen (die Zusammenarbeit zur Disposition stellen. Auf Manipulation und Konfrontation verzichten) Ziel: Auflösung der Zusammenarbeit oder Herstellen eines neuen Kontraktes.

Baustein 7: „Reduktion von Störungen“

- Flankierende Maßnahmen, um Störungen des pädagogischen Alltags bzw. der Zusammenarbeit zu verhindern, zu reduzieren, zu kanalisieren.

Baustein 8: „Kontrollfunktion offen legen“

- Unterstützung des Jugendamtes in seiner Kontrollfunktion. Begleitziele: verdeckte Kontrolle abbauen, Einschätzungen offen legen, eigene Einschätzung einbringen, Verantwortlichkeiten klären.

Baustein 9: „Konfrontierendes Handeln“**Baustein 10: „Verantwortung fokussieren“**

- Elterliche Verantwortung festlegen: Zentrale Definition: Der Jugendliche bleibt wie er ist, die Eltern haben die Verantwortung, einen gangbaren Weg zu finden. Ziel: erzieherische Lösung entwickeln oder Erziehungsverantwortung langfristig abgeben.
- Verantwortung des Jugendlichen festlegen: Erzieherische Konsequenzen ankündigen, dem Jugendlichen vermitteln, dass er selbst entscheiden kann, wie er handeln will. Damit entscheidet er indirekt auch, welche Konsequenz er erfährt.

Baustein 11: „Erziehung üben“, Synthese aus: (Auf-)Forderung und Modellernen

- Stärkung der hierarchischen Position der Eltern, elterliche Verantwortung übernehmen, überfordernde Partnerschaftlichkeit gegenüber dem Jugendlichen abbauen. Konkret: Grenzsetzung, konsequentes Verhalten, Unterstützung für den Jugendlichen, Pflege und Versorgung.
- Verantwortung übernehmen dadurch, dass die eigenen Grenzen erkannt und Erziehungsverantwortung abgegeben wird.
- Strukturierungshilfen: Hilfen im Umgang mit Ämtern, Schulen, Medikamenten, Tagesablauf.

Baustein 12: „Erziehungsberatung“

- Reflexion von Erziehungssituationen (Ferien, Wochenenden) vor dem Hintergrund des normativen Erziehungsmodells (insbesondere Stärkung der hierarchischen Grenzen: wer trägt die Verantwortung).
- Problemanalyse.
- Beratung.

Baustein 13: „Impulse geben“

- Anstöße geben, um eingefahrene Beziehungsmuster wieder in Bewegung zu bringen.

Baustein 14: „Reflexionsangebote“, um die eigene Position zu finden, bzw. die eigene Identität zu stärken über therapeutische Methoden wie leerer Stuhl, Phantasiereisen, Familienbrett

- Gespräche über Erziehungsstile.
- Familiengeschichte betrachten.
- Konfliktsituationen, Beziehungsmuster, Befindlichkeiten betrachten.

Deutlich wird, dass diese Bausteine eher pädagogisch, als therapeutisch orientiert sind und insofern auch den Leitideen, die der Einrichtung konzeptionell zugrunde liegen, entsprechen.

Literatur

- Arenz-Greiving, I. (1998): Selbsthilfegruppen für Suchtkranke und Angehörige – Ein Handbuch für Leiterinnen und Leiter. Lambertus-Verlag, Freiburg im Breisgau
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2002): Effekte erzieherischer Hilfen und ihre Hintergründe. In: Handbuch Sozialpädagogische Familienhilfe, Kohlhammer, Stuttgart
- Bundesverband der Elternkreise drogengefährdeter und drogenabhängiger Jugendlicher (BVEK e.V.)(2003): Eltern und Ihre suchtkranken Kinder – Ein Leitfaden zur Suchthilfe. Lambertus, Freiburg im Breisgau
- Heigl-Evers, A., Helas, I., Vollmer, H.C. (1995): Suchtkranke in ihrer inneren und äußeren Realität – Praxis der Suchttherapie im Methodenvergleich. Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen Zürich
- [Heigl-Evers, A., Helas, I., Vollmer, H., C. \(Hrsg.\) \(2002\): Therapien bei Sucht und Abhängigkeiten – Psychoanalyse, Verhaltenstherapie, Systemische Therapie. Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen](#)
- Imber-Black, E. (1993): Geheimnisse und Tabus in Familie und Familientherapie. Lambertus, Freiburg im Breisgau
- Meyer, I. (1988): Hat Ihr Kind Drogenprobleme? Verlag für Medizin, Heidelberg
- Rennert, M. (1990): Co-Abhängigkeit – Was Sucht für die Familie bedeutet. 2. Auflage, Lambertus, Freiburg im Breisgau
- Richelshagen, K. (1996): Suchtlösungen – Systemische Unterstellungen zur ambulanten Therapie. Lambertus, Freiburg im Breisgau
- Schindler, H. (1996): Unheimliches Heim – Familientherapeutische und systemische Ideen für die Heimerziehung. Verlag Modernes Lernen, Dortmund
- Becker-Textor, I., Textor, M. (2001): Unsere Jugend. 4(2001)

Brönneke, M., Risau-Peters, J. (1996) Methodenbausteine – Anregungen für die systematische Arbeit mit Herkunftsfamilien in der Heimerziehung. In: Schindler, H. (Hg.): Unheimliches Heim. Familientherapeutische und systemische Ideen für die Heimerziehung. Verlag Modernes Lernen, Dortmund.

Entwicklung und Entwicklungsaufgaben im Jugendalter

1 Zu den Entwicklungsaufgaben des Jugendalters in der Moderne

Die grundlegenden Entwicklungsaufgaben von Jugendlichen in der modernen Gesellschaft wurden erstmals durch Havighurst definiert und u. a. durch Coleman (1980), Hurrelmann (u. a. 1985), Kirchler et al (1993) und Dekovic et al (1997) mit Bezug auf die sich verändernden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen weiterentwickelt. Als Aufgaben dieses Lebensabschnittes wurden folgende Entwicklungsbereiche und deren Besonderheiten herausgearbeitet:

- Die Bewältigung wachsender und komplizierter werdender Ansprüche an Tätigkeiten und Rollen (z. B. mehrere Schulwechsel, wachsende Ansprüche in der Schule, Verlusterfahrungen, Neuorientierung in Gleichaltrigen-Gruppen).
- Aktive Entwicklung von Wertvorstellungen und Kriterien für moralisches, ethisches, politisches und soziales Handeln durch Wissensaneignung, Erprobung und Erfahrung, z. T. auch über Provokation, Grenzüberschreitung und Tabuverletzung.
- Aneignung des Systems sozialer Normen der Erwachsenenrolle und Ablösung von Normativen, die für die Rolle des Kindes gelten; damit verbunden massives Streben aus der passiven Rolle des umsorgten Kindes und Ablöse- und Emanzipationsversuche von den Eltern und anderen betreuenden Personen.
- Bedeutungszuwachs außerfamiliärer Bereiche durch Niederbruch alter Beziehungsstrukturen und Entwickeln neuer Beziehungen, die nicht nur zur Familie und zu einem konkreten Kollektiv (u. a. Schulklasse) bestehen, sondern einen breiten Kreis gesellschaftlicher Beziehungen und teilweise divergierende soziale und emotionale Bezüge umfassen.
- Entwicklung einer eigenen Geschlechtsrolle und Identität als Frau oder Mann.
- Ausprobieren und Aufbau sexueller und/oder partnerschaftlicher Beziehungen und Erschließen von Sexualität als eine Möglichkeit der Wahrnehmung von Lust für sich selbst und als Form, sich nach außen auszudrücken.

- Auseinandersetzung mit dem Konsum psychoaktiver Substanzen und Integration bestimmter Drogen in Form eines selbstkontrollierten, sozial-verträglichen und genussorientierten Konsums in den Alltag.
- Entwicklung eigener Lebensperspektiven und damit einher gehend bewusste Wahl bestimmter Tätigkeiten und Rollen mit dem Ergebnis, auf eine Vielzahl anderer verzichten zu müssen (Beruf, Partner, Familienformen).

In der Arbeit der Einrichtung wird davon ausgegangen, dass Hilfe- und Unterstützungsangebote für Jugendliche, die einen einzelnen Entwicklungsbereich dieser Lebensphase herausgreifen und separiert zu bearbeiten versuchen – z. B. Drogenkonsum – zu kurz greifen. In den Blick muss vielmehr die gesamte Biographie des einzelnen rücken, sein persönlicher Reifeprozess, der wesentlich durch seine Erfahrungen und Ressourcen, Stärken und Defizite, seine bedeutsamen Bezugspersonen sowie durch den Kontext, in dem er lebt, geprägt wird. Ausgehend von ihren Träumen, Wünschen und Zukunftsperspektiven gilt es, benachteiligten Jugendlichen Schutzräume zu gewähren, in denen Fähigkeiten, Interessen und Motivationen wachsen und soziale Rahmenbedingungen so entwickelt werden können, dass die anforderungsreiche und in vielerlei Hinsicht schwierige Lebensphase „Jugend“ erfolgreich gemeistert und der Start in ein selbst gewähltes und zufrieden stellendes Leben als Erwachsener mit möglichst wenigen Nachteilen und Defiziten erfolgt.

Folgerichtig wird in der Einrichtung der gesamte Komplex jugendlicher Entwicklungsaufgaben in den Blick genommen und mit unterschiedlichen Methoden versucht, bei deren Bewältigung zu unterstützen und zu helfen.

1.1 Entscheidungen über die berufliche Zukunft treffen⁷⁸

Schon Kinder wissen, dass sie einmal einen Beruf haben werden, wenn auch die Berufswünsche selbst noch sehr verschwommen sind. Während 12-Jährige oft noch an Traumberufe denken, entwickeln 15-Jährige bereits realistische Berufswünsche (vgl. Feud 1991). In diesem Alter werden die Berufswünsche nicht nur realistischer, sondern passen sich immer mehr den Werten an, die die Jugendlichen insgesamt vertreten.

Berufswahl hat sehr viel mit Identitätswahl und -findung zu tun. Auch aus diesem Grund fällt es vielen Jugendlichen schwer, sich für einen Beruf zu entscheiden. Ihre Offenheit für viele Identitäten führt dazu, dass sie sich oft auch das Arbeiten in vielen Berufen vorstellen können.

⁷⁸ Zu Einzelheiten siehe Anhang „Zur konzeptionellen Verankerung von Lern- und Bildungsprozessen“

Generell wird der Übergang ins Berufsleben als der normale Weg jugendlicher Entwicklung und Selbstverwirklichung betrachtet. Allerdings ist dieser „normale“ Sozialisationschritt heute aufgrund der Situation auf dem Arbeitsmarkt mit vielen Unsicherheiten verbunden.

Deshalb unterstützt die Einrichtung die Jugendlichen bei der Schaffung wesentlicher Voraussetzungen für die Aufnahme einer Erwerbstätigkeit in Form von schulischen und beruflichen Abschlüssen.

Die Entscheidung über die berufliche Zukunft ist wichtig und muss gut abgewogen werden. Durch diverse Angebote wie Ferienjobs, Praktika und das Nutzen von Angeboten der Bundesagentur für Arbeit werden den Jugendlichen Entscheidungshilfen gegeben. Im Zentrum steht das Bemühen des Mitarbeiterteams, Möglichkeiten zu eröffnen, sich auszuprobieren und Erfahrungen sammeln zu können, um auf diese Weise sichere Entscheidungen über die berufliche Zukunft zu treffen.

In der Einrichtung werden auf vielfältige Art und Weise notwendige soziale Kompetenzen auch für eine Erwerbstätigkeit trainiert, deren Bezug zum Arbeitsleben den Jugendlichen immer wieder verdeutlicht wird. Sie sollen den Jugendlichen helfen, auf dem Arbeitsmarkt selbstsicher und souverän aufzutreten und sich dort besser zurechtzufinden.

1.2 Entwicklung eines eigenen Werte- und Normensystems

Jugendliche sind vor die Aufgabe gestellt, ein eigenes Werte- und Normensystem zu entwickeln, sich in der Gesellschaft zu definieren und eigene Standpunkte zu vertreten. Dabei werden Jugendliche heute mit immer „neuen“ und „anderen“ Normen und Werten konfrontiert (z. B. durch Internationalisierung und Pluralisierung der Gesellschaft) und wachsen nicht mehr in homogenen Milieus auf. Insofern wird es Jugendlichen kaum noch möglich, sich in Bezug auf Normen und Werten an ihren Eltern zu orientieren; auch Erwachsene sehen sich gezwungen, Prinzipien und Werthaltungen, mit denen sie ihr Leben gestalten, permanent auf deren Richtigkeit und Gültigkeit zu prüfen und ggf. zu korrigieren. Insofern sind Jugendliche vielfach bei der Suche nach Maßstäben für Werte und Normen mit der Notwendigkeit konfrontiert, Entscheidungen selbst treffen zu müssen.

Auch in der Einrichtung werden die Jugendlichen mit dem Verhalten anderer, mit anderen Meinungen und Lebensauffassungen konfrontiert. Sie erfahren und erleben Dinge, die auf ihr Normen- und Wertesystem Einfluss nehmen und ihre Einstellung und Meinung zu verschiedenen Bereichen des Lebens ändern können und sollen. Das Mitarbeiterteam unterstützt diese

Findungsprozesse aktiv durch diverse Angebote im den verschiedenen Bereichen der Einrichtung (u. a. Erlebnispädagogik, soziales Training, Umgang mit Macht und Gewalt), aber auch, in dem es sich selbst als Partner für Auseinandersetzungen und als Modell für Orientierungen anbietet.

1.3 Entwicklung von sozialen Kompetenzen in Peer-Groups

Die sogenannten Peer-Groups⁷⁹ bilden wichtige Basis als auch Raum für das Realisieren von Entwicklungsaufgaben. Hier findet selbstorganisierte Sozialisation statt, die in ihrer Bedeutung oft unterschätzt wird. „Sozialisation in eigener Regie“ erfolgt in der Regel nicht über Erziehung. Untereinander handeln Jugendliche einfach und erproben sich in ihrem Verhalten und in ihren Rollen. Die dabei erfahrenen Reaktionen werden zu Anstößen, über sich selbst, aber auch über die Vielfalt menschlicher Reaktionen und Beziehungen zu lernen.

In dem Maß, wie die Familie ihre Bedeutung für Jugendliche verliert, wird der Umgang mit Gleichaltrigen wichtiger. Die Beziehungen zu anderen Jugendlichen gestalten sich zugleich differenzierter, bekommen ganz neue Inhalte und Funktionen und werden oft neu formuliert. Es steigen die Ansprüche an soziale Kompetenzen, die jeder Jugendliche in die Beziehungen zu Gleichaltrigen einbringen muss, um seinen Platz in der Peer-Group zu finden und zu sichern.

Peer-Groups geben der Entwicklung sozialer Kompetenzen wichtige Impulse, binden zugleich emotional und lassen Jugendliche auch verletzlicher werden. Rückmeldungen insbesondere von anderen Jugendlichen werden wichtig und stoßen vielfach kritische Auseinandersetzungen auch mit der eigenen Person an.

Das Leben in der Einrichtung ist in wesentlichen Bereichen über Gruppenstrukturen organisiert und bietet damit diverse Möglichkeiten, Beziehungsfähigkeiten und soziale Kompetenzen auszuprobieren und zu entwickeln.

⁷⁹ Unter Peer-Groups werden die Gleichaltrigengruppen verstanden, in denen die Jugendlichen leben, lernen, arbeiten und ihre Freizeit verbringen. Im wesentlichen unterscheiden sich die Elternbeziehung und die Beziehung zu Gleichaltrigen durch ihre Freiwilligkeit. Mit zunehmendem Alter werden Jugendliche auch in der Wahl ihrer Freunde immer unabhängiger, weil sie nicht mehr so stark an Nachbarschaft oder Eltern gebunden sind und sich immer freier und selbständiger in ihrer Umwelt bewegen können.

1.4 Körperliche Veränderungen in der Pubertät

Das Verhalten, mit dem Jugendliche auf die körperlichen Veränderungen in der Pubertät reagieren, hängt wesentlich von der Reaktion des sozialen Umfeldes ab. Insofern können die Reaktionen auf sichtbare körperliche Zeichen der Pubertät (erste Menstruation, Brustwachstum, Schamhaare, Stimmbruch) von Stolz und Freude bis hin zu Misstrauen und Angst reichen. Wesentlich dabei ist, ob und wie Kinder bzw. Jugendliche aufgeklärt und auf diese Veränderungen vorbereitet wurden.

Ein wichtiger Einfluss auf das Körpergefühl und das Körperbewusstsein des Jugendlichen geht von der Art und Weise aus, mit der Eltern mit den körperlichen Veränderungen ihres Kindes umgehen (ob sie diese z. B. aus Scham ignorieren, das Thema tabuisieren oder mit einer selbstverständlichen Offenheit darüber sprechen). Insofern wird auch die Umgangsweise des Mitarbeiterteams mit körperlichen Veränderungen zu einem wichtigen und damit sensibel zu behandelnden Thema, zu dem in kollegialer Beratung immer wieder Reflexionen und damit die Möglichkeit von Korrekturen anzustreben sind.

Die körperlichen Veränderungen von Jungen und Mädchen beginnen fast gleichzeitig. Die Annahme, dass Jungen später in die Pubertät kommen als Mädchen beruht allein auf der Tatsache, dass die körperlichen Veränderungen bei Mädchen sichtbarer sind. So ist bei Eintritt der ersten Menstruation die körperliche Veränderung von Mädchen fast abgeschlossen, nur selten erfolgt dann noch ein Längenwachstum. Bei Jungen dagegen bilden Stimmbruch und Wachstumsspur erst den Abschluss der körperlichen Veränderungen.

Auf die Art und Weise, wie der Jugendliche seinen Körper empfindet, hat das herrschende Schönheitsideal einen enormen Einfluss. Insbesondere Mädchen, zunehmend aber auch Jungen, streben kritiklos nach den durch Medien präsentierten Modellen. Hier ist das Mitarbeiterteam gefragt, die Jugendlichen zu befähigen, diese medialen Normative kritisch hinterfragen zu lernen.

Damit die Jugendlichen lernen, mit ihren körperlichen Veränderungen umzugehen und diese anzunehmen, werden in der Einrichtung sehr unterschiedliche Angebote benutzt. Dazu gehören u. a. das Arbeiten mit Tieren, das Jugendlichen zu einem positiven Körpergefühl verhelfen kann, ebenso wie sexualpädagogische Projekte, mit denen das Wissen und das Verständnis für den eigenen Körper entwickelt wird. Auch Erlebnispädagogik wird zu einer wichtigen Methode, Jugendlichen die Veränderungen des Körpers bewusst werden zu lassen und diese schließlich positiv anzunehmen.

1.5 Ablösung vom Elternhaus

Im allgemeinen reflektieren Jugendliche keineswegs, dass das Familienleben während der Pubertät nur aus Spannungen, Streit und Auseinandersetzungen bestehen würde (vgl. Arnett 1999). Mehrheitlich werden die Beziehungen zwischen Erwachsenen und Jugendlichen eher positiv eingeschätzt; die Zeit der größten Konflikte liegt mehrheitlich zwischen dem 10. und 12. Lebensjahr (vgl. Lauren, Coy, Collins 1998). Dabei ist es Mädchen wichtiger, sich vom Elternhaus zu lösen, während bei Jungen die Orientierung auf Beruf, Gleichaltrige und soziale Kompetenzen im Mittelpunkt stehen. Die weit in das Erwachsenenalter verschobenen Möglichkeiten, sich auch wirtschaftlich zu verselbständigen, wie auch die Tatsache, dass die Mehrheit der Jugendlichen gern bei den Eltern lebt, sorgen dafür, dass der Zeitpunkt des Auszuges aus dem elterlichen Zuhause immer weiter nach hinten rückt (vgl. Pinquart 2003). Diese allgemeinen Urteile gelten auch für die Jugendlichen, die in der Einrichtung leben. Für viele sind trotz erheblicher Konflikte und Probleme die Eltern noch immer wichtige Bezugspersonen, deren Zuneigung und Interesse dem einzelnen wichtig sind. Viele Jugendliche leiden noch unter Konflikten und Spannungen mit den Eltern und trauern über endgültig verlorene Familienbeziehungen. Diese Zusammenhänge sind vom Mitarbeiterteam zu verstehen und zu bearbeiten.

Die Ablösung vom Elternhaus ist ein wichtiger Schritt zur Selbständigkeit. Der Jugendliche lernt, Verantwortung für sein Handeln zu übernehmen und nicht mehr umfassend von den Entscheidungen der Eltern abhängig zu sein. Diese Erfahrungen sind für Jugendliche unverzichtbar, um sich zu einer eigenständigen, autonomen, und selbstbestimmten Person entwickeln zu können.

Der Ablösungsprozess des Jugendlichen kann von Eltern behindert werden. Auch für diese ist die Verselbständigung ihres Kindes schwierig. Wenn auch vordergründig befürwortet, ist das Loslassen des „Kindes“ immer auch angstbesetzt: Angst um die Beziehung zu ihrem Kind; Angst, nicht mehr gebraucht zu werden; Angst vor dem Alleinsein, Angst vor Partnerschaftsproblemen, die nach dem Auszug des Kindes nicht mehr verdrängt werden können usw.

Wenngleich den Jugendlichen in dieser Lebensphase die Aufgabe der langsamen Ablösung vom Elternhaus gestellt ist, bemüht sich die Einrichtung in vielerlei Hinsicht, Eltern und Kindern bei der Gesundung ihrer Beziehungen zur Familie und zu ihren Eltern zu helfen und die Grundlagen für ein Zusammenleben auf neuer Grundlage zu schaffen.⁸⁰

1.6 Beziehungs- und Kommunikationsfähigkeit

⁸⁰ Vergleiche dazu auch Anhang „Eltern- und Familienarbeit in der Einrichtung“

Die Fähigkeit, Beziehungen aufzubauen und zu leben sowie mit anderen Menschen zu kommunizieren und sich verbal auseinander zu setzen, ist nicht erst und nur in der Jugendzeit eine Entwicklungsaufgabe.

Die Eltern und der engste Familienkreis prägen und beeinflussen die Beziehungsfähigkeit zunächst wesentlich; später gewinnen Freunde und Gleichaltrige immer mehr an Bedeutung. Mit deren Hilfe entwickeln Jugendliche weitere Beziehungsfähigkeiten. So befähigen sich Jugendliche untereinander vor allem zu neuen Konfliktlösungsstrategien, die sie mit Erwachsenen und Eltern nur schwer entwickeln können – das ungleiche Machtgefüge zwischen Erwachsenen und Jugendlichen führt oft dazu, dass Konflikte nicht ausgetragen, verdrängt oder einseitig entschieden werden.

In der Einrichtung bewegen und handeln die Jugendlichen ständig in sozialen Beziehungen. Auf diese Weise wird den Jugendlichen die Möglichkeit gegeben, die schon vorhandenen Beziehungs- und Kommunikationsfähigkeiten weiterzuentwickeln, neue zu testen und die weniger und nicht befriedigenden Stile in Frage zu stellen und zu korrigieren.

Besondere Angebote wie das soziale Training⁸¹, der Umgang mit Konflikten in der Einrichtung⁸², die Art und Weise, wie mit Macht und Gewalt in der Einrichtung umgegangen wird⁸³ und erlebnispädagogische Angebote unterstützen die Jugendlichen beim Erlernen und Erproben neuer Konfliktlösungsstrategien.

1.7 Erste Liebesbeziehungen und sexuelle Kontakte

In der Jugend ist der „soziale“ Druck, sich für das andere Geschlecht zu interessieren, besonders hoch. Dieser Druck kann für Jugendliche, die sich noch nicht für eine sexuelle Identität entschieden haben bzw. eine lesbische oder schwule Identität leben, zu einer hohen Belastung werden.

Der Zeitpunkt, zu dem sich Jugendliche auf erste sexuelle Kontakte und Liebesbeziehungen einlassen wollen, hängt von vielen Faktoren ab und variiert sehr. Bedeutend sind neben familiären Normen, die Normen der jeweiligen Peer-Groups, die psychische und biologische Reife des Jugendlichen sowie soziokulturelle Normen, die in Bezug auf den Umgang zwischen männlichen und weiblichen Jugendlichen, auf Liebe und Sexualität in der Gesellschaft insgesamt herrschen.

⁸¹ Siehe dazu Anhang „Problemlösungsstrategien und die Bewältigung von Entwicklungsaufgaben“

⁸² Siehe dazu auch Anhang „Gruppenkonflikte als Lernfelder“

⁸³ Siehe dazu Anhang „Zum Umgang mit Macht und Gewalt innerhalb der Einrichtung“

Die ersten sexuellen Kontakte verändern vieles im Leben von Jugendlichen. Sie entscheiden wesentlich mit, in welcher Art und Weise Jugendliche Bindungen aufbauen und aufrecht erhalten, wie sie Gemeinschaft und Sexualität empfinden und regulieren, wie der Jugendliche anderen Menschen begegnet, mit ihnen umgeht, wieweit er sie als Mensch respektiert und die Grenzen des anderen akzeptiert.

Hat der Jugendliche keine Chance oder Gelegenheit, seine Sexualität auszuleben, genießen zu lernen und daran zu wachsen, kann das zu depressiven Episoden führen (Hammen 1999). Eine starke Tabuisierung dieses Themas vom Umfeld kann sexuelles Risikoverhalten fördern.

Da Partnerschaft, Liebesbeziehungen und sexuelle Kontakte in der Jugend eine wichtige Rolle in der Persönlichkeitsentwicklung spielen, ist es den Jugendlichen in der Einrichtung gestattet, Beziehungen zu führen, soweit dies innerhalb der gesetzlichen Festlegungen möglich ist (dazu insbesondere §§ 176, 174, 180 StGB).

Die Paare, die dies wünschen und bei denen durch das Lebensalter keine gesetzlichen Grenzen gesetzt sind (beide sind über 16 Jahre alt) bleiben in die Wohngruppen integriert und können ein gemeinsames Zimmer erhalten. Die Entscheidung darüber, liegt im Ermessen des jeweiligen Mitarbeiterteams. Generell sollte sich die Beziehung schon gefestigt haben und nicht erst kurze Zeit bestehen. Auch nach einer Trennung bleiben beide weiterhin in ihre Wohngruppen integriert.

Auch bei einer eventuellen Schwangerschaft kann die Schwangere und die spätere Mutter mit ihrem Kind in der Einrichtung verbleiben.

Wenn sich die eingegangene Beziehung auf die Entwicklung eines Jugendlichen bzw. beider Jugendlichen insgesamt negativ auswirkt, muss ein Gespräch mit beiden gesucht werden.

Die Beziehung muss dann beendet werden, wenn Prostitution und/oder sexuelle Ausbeutung vorliegen oder die pädagogischen Möglichkeiten ausgeschöpft sind, die Beziehung für die in der Hilfeplanung festgelegten Ziele positiv zu beeinflussen oder zumindest in ihrem Einfluss neutral zu halten.

Innerhalb der Einrichtung wird dem offenen Umgang mit den Themen Sexualität, Aufklärung und Verhütung eine große Bedeutung zuerkannt. Sie werden deshalb kontinuierlich über sexualpädagogische Projekte und Angebote bearbeitet, in denen Themen wie Aufklärung, Geschlechtskrankheiten, Schwangerschaft, Beziehungen, Konflikte usw. spielerisch gestaltet werden. Es geht auch darum, eventuelles Risikoverhalten der Jugendlichen zu vermeiden bzw. zu einem angemessenen Risikomanagement zu befähigen. Dies kann in altersspezifischen Großgruppen, geschlechtsspezifischen Kleingruppen oder je nach Bedarf auch in Einzelgesprächen stattfinden. Auch vor dem Hintergrund der

besonderen Bedeutung des Themas Liebe und Sexualität im Jugendalter ist es wichtig, dass die Jugendlichen möglichst einen weiblichen und männlichen Ansprechpartner innerhalb der Einrichtung haben, die zudem Erfahrungen auf dem Gebiet der Sexualpädagogik besitzen.

1.8 Entwicklung von Konsumentenmündigkeit

„Jugendliche müssen die Kompetenz entwickeln, mit vielfältigen und verlockenden Angeboten, mit Waren und Dienstleistungen des kommerziellen Marktes souverän umgehen zu können.“ (Hurrelmann 1998). Diese Entwicklungsaufgabe wird Jugendlichen in der heutigen Konsumgesellschaft erschwert. Sie werden überschüttet mit „attraktiven“ Angeboten, Schnäppchen, ihnen wird über Werbung suggeriert, dass sie bestimmte Konsumgüter unbedingt erwerben müssen, dass an diesen Gefühle von Zufriedenheit und Glück hängen, diese Erfolg und Status ausdrücken u. a. m.

Unter dem Druck von Werbung fällt es nicht allein einem Jugendlichen immer schwerer zu unterscheiden, was er wirklich braucht und was er brauchen „soll“. Jugendliche sind dem Mechanismen des Marktes besonders ausgeliefert: ganze Werbekampagnen und Geschäftsketten haben sich auf Jugendliche als Konsumenten spezialisiert. Sie zielen mit ihren Botschaften auf Jugendliche, die auf der Suche und unsicher in ihren Entscheidungen sind und vieles ausprobieren.

Konsumstile werden zunächst von den Eltern vermittelt. Diesen wird nachgeahmt oder aber in Abgrenzung zu ihnen ein eigener Konsumstil versucht. Die Jugendlichen erleben zunächst im Elternhaus, später in ihrer Peer-Group, wie mit Waren und Dienstleistungen des Marktes umgegangen und welcher Stellenwert bestimmten Dingen eingeräumt wird.

Jugendliche sind vor die Aufgabe gestellt, nicht nur den Umgang mit Geld, sondern auch mit Besitz zu lernen; sie haben zu lernen, sich von den Zudringlichkeiten der Werbung und des Marktes zu emanzipieren, abzuschätzen, welcher Aufwand und welche Ausgaben sich „lohnen“ und welche nicht und sie haben schließlich zu erkennen, welches ihre eigentlichen Bedürfnisse sind und in welcher Weise sie zum Objekt von Manipulation gemacht werden sollen.

In Zusammenhang mit diesen Entwicklungen kommt der Erfahrung, eigenes Geld zu verdienen, eine große Bedeutung zu. Sie vermittelt nicht nur auf direkte Weise den Erfolg von Anstrengung, den Wert, den eine bestimmte Geldmenge verkörpert, und ein positives Selbstwertgefühl/Selbstbild, einen eigenen Beitrag zum Unterhalt beigetragen zu haben: „Initiativen, die der Jugendliche ent-

wickelt, um, zumindest teilweise – und sei es auch nur symbolisch – für den eigenen Unterhalt aufzukommen, sind aus entwicklungspsychologischer Hinsicht sehr sinnvoll, denn sie bedeuten einen wichtigen Schritt in die Autonomie des Jugendlichen.“ (Skinner 1968)

Um die Entwicklungsaufgabe hin zu einem emanzipierten Konsumenten bei den Jugendlichen zu unterstützen, erhalten die Jugendlichen in der Einrichtung Taschengeld. Die Höhe des Taschengeldes richtet sich nach Alter und individueller Reife – sie liegt also auch im Ermessen dessen, was das Mitarbeiterteam für sinnvoll hält. Zudem ist es wichtig, die Jugendlichen nicht von der Außenwelt abzuschotten, sondern sie weiter an der gesellschaftlichen Realität, zu der auch der Konsummarkt gehört, teilhaben zu lassen. Die dabei entstehenden Fragen und Konflikte sind durch das Mitarbeiterteam aktiv aufzugreifen und zu bearbeiten. So wird dem Jugendlichen die spätere Rückkehr in seine sozialen Kontakte und in die Selbständigkeit erleichtert.

Die Bedeutung des selbstverdienten Geldes aufgreifend, sollen den Jugendlichen in Abhängigkeit von ihrem Entwicklungsstand auch die Übernahme kleinerer Jobs ermöglicht werden: „Ohne die Chance auf Teilhabe am gesellschaftlichen Lebensprozess in Form von sinnvoller Tätigkeit und angemessener Bezahlung ist es für Heranwachsende kaum möglich, Autonomie und Lebensouveränität zu gewinnen.“ (Keupp 2004, S. 541)

Zudem bietet das Mitarbeiterteam die Möglichkeit an, sich mit dem Thema Werbung auseinander zu setzen (z. B. in Projekten), um auf diese Weise verstehen zu lernen, wie Werbung funktioniert, wen sie anspricht und wie sie Menschen in ihrem Kaufverhalten zu beeinflussen versucht.

Literatur

- Flammer, A., Françoise D. (2002): Entwicklungspsychologie der Adoleszenz. Hans Huber Verlag, Bern
- Skinner, E. A., Chapman, M., & Baltes, P. B. (1988). Children's beliefs about control, means-ends, and agency: Developmental differences during middle childhood. In: *International Journal of Behavioral Development*, (1988)11, S. 369-388.
- Klein-Allermann, E. (1995): Die Bewältigung jugendtypischer Entwicklungsaufgaben im Jugendalter im Kontext der Familie. Europäischer Verlag der Wissenschaften, Frankfurt/Main
- Schumann-Hengstler, R., Trautner, M. H. (hrsg.) (1996): *Entwicklung im Jugendalter*. Hogrefe Verlag, Göttingen

- Kohnstamm, R. (1999): *Praktische Psychologie des Jugendalters*. Verlag Hans Huber, Bern
- Endres, M. (Hrsg.) (1994): *Krisen im Jugendalter*. Ernst Reinhardt Verlag, ?
- Keupp, H. (2004): Ressourcenförderung als Basis von Projekten der Gewalt- und Suchtprävention. In: *Praxis der Kinderpsychologen/Kinderpsychiater* (2004), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, S. 531-546
- Rothgang, G.-W. (2003): *Entwicklungspsychologie in der sozialen Arbeit*. Kohlhammer, Stuttgart
- Hammen, C. (1999): *Depression – Erscheinungsformen und Behandlung*, Verlag: Hans Huber, Bern
- Hurrelmann, K. (2001): *Legale und illegale Drogen – wie kann ihr Missbrauch verhindert werden?* Bielefeld
- Engel, U., Hurrelmann, K. (1994): *Was Jugendliche wagen*. Juventa, München
- Hurrelmann, K. (1995): *Einführung in die Sozialisationstheorie*. Beltz, Basel
- Oerter, R., Montada, L. (1995): *Entwicklungspsychologie*. Psychologie Verlags Union, Weinheim
- Coleman, J. & Hendry, L. (Eds.). (1999): *The nature of adolescence*. Hove: Routledge
- Hurrelmann, K., Vogt, I. (1985): Warum Kinder und Jugendliche zu Drogen greifen – Ein Überblick über Untersuchungsergebnisse und Erklärungsversuche. *Deutsche Jugend* 33 (1), 30-39.
- Kirchler, E., Palmonari, A., & Pombeni, M.L. (1993). Developmental tasks and adolescents' relationships with their peers and their family. In S. Jackson & H. Rodriguez-Tomé (Eds.), *Adolescence and its social world* (pp. 145-167). Hove: Erlbaum.
- Dekovic, M., Noom, M. J., & Meeus, W. (1997). Expectations regarding development during adolescence: Parental and adolescent perceptions. *Journal of Youth and Adolescence*. 26, 253-272
- Arnett, J.J. (1999): Adolescent storm and stress, reconsidered. In *Psychology* (1999)54., S. 317-326
- Freud, A. (1968): *Adolescence* In: Winder, A. E., Angus, D. (Hrsg.): *Adolescence: contemporary studies*. American Book, New York, S. 13-24
- Pinguart, M. (2003): Krisen im Jugendalter. In: *Monatsschrift Kinderheilkunde* (2003)151., S.43-47
- Lauren, B., Coy, K. C., Collins, W. A. (1998): Reconsidering changes in parent-child conflict across adolescence: a meta-analysis. In: *Child* (1998)69., S.817-832

Die Clearing-Phase

Als Clearing-Phase wird die erste Zeit des Jugendlichen in der Einrichtung bezeichnet. Es ist eine Zeit des Ankommens, der Orientierung, der Abklärung und der Aufnahme. Die Art und Weise, mit der diese Prozesse gestaltet werden, entscheidet zweifellos über den Erfolg der Maßnahme. Sie erfordert eine hohe Sensibilität des Mitarbeiterteams, das nun in ein Verhältnis zu dem Jugendlichen tritt, Vertrauen aufbauen und sich ein Gespür vom jungen Menschen mit seinen Stärken und Schwächen zu erarbeiten hat.

1 Die Clearing-Phase dient dem gegenseitigen Kennenlernen.

Das gegenseitige Kennenlernen ist ein Prozess, in den beide Seiten – der Jugendliche und das Pädagogenteam – involviert sind, daran in bestimmten Bereichen aktiv mitwirken, in anderen aber auch passiv Widerstand leisten können. Jede Seite trägt mit der Art und Weise, wie sie sich in dieser Phase präsentiert dazu bei, mit welchen Bildern, Vorstellungen und Erwartungen der Aufbau von Beziehungsstrukturen in der Einrichtung zunächst beginnt.⁸⁴

Die Clearing-Phase beginnt mit einem ersten Hilfeplangespräch zur Aufnahme des Jugendlichen in die Einrichtung. Hier, wie auch im weiteren Verlauf der Clearing-Phase wird klar, mit welchen Kompetenzen und Vorstellungen der einzelne Jugendliche in die Einrichtung kommt, aber auch, wo ein individueller Förderbedarf besteht. Die Auswahl geeigneter Ansätze an Hilfe und Unterstützung orientiert sich an den Zielen des Jugendlichen und wird im Rahmen der Hilfeplanvorbereitung detailliert besprochen.

Die Clearing-Phase endet mit einem erneuten Hilfeplangespräch. Sind Jugendliche und Einrichtung an der Weiterführung der Maßnahme interessiert, werden die vereinbarten Ziele und daraus resultierende Unterstützungsangebote

⁸⁴ Die Clearingphase grenzt sich mit ihren Leitideen von solchen Methoden der Diagnostik ab, in denen der Professionelle allein der Agierende ist. In vielen Verfahren der Diagnosestellung erarbeitet sich dieser über bestimmte Diagnosemethoden eine Einschätzung der Situation und blendet dabei oftmals aufdeckend auch die Bereiche auf, die der Klient nicht präsentieren will. In Abgrenzung zu solchen Verfahrensweisen werden im Folgenden bewusst Begrifflichkeiten wie Diagnose und Diagnostik vermieden.

ausdiskutiert und schließlich auch schriftlich festgehalten. Mit einem solchen Verständigungsprozess sollen nicht nur Missverständnisse und Fehlinterpretationen ausgeschlossen, sondern für beide Seiten auch eine Verbindlichkeit der betroffenen Vereinbarungen hergestellt werden.

2 Erlebnispädagogik als Hilfsmittel der Clearingphase

Das gegenseitige Kennenlernen, das Finden von Ressourcen und das Festlegen von Zielen sind sensible Prozesse und finden deshalb in einem Rahmen statt, in dem möglichst wenige Hemmungen vom pädagogisch/therapeutischen Setting ausgehen. Deshalb erfolgt bereits in der Clearingphase ein Rückgriff auf Elemente der Erlebnispädagogik. Diese erlaubt, den Jugendlichen nicht nur mit seinen Kompetenzen und Fähigkeiten kennen zu lernen, sondern auch seine individuelle Art des Lernens (Lerntyp und erfolgreiche Methoden). Erst in Kenntnis bereits vorhandener Fähigkeiten des Jugendlichen und der ihm eigenen Methoden des Erwerbs und der Verbesserung der Fähigkeiten können individuell angemessene Lernangebote unterbreitet werden.

Diese erlebnispädagogischen Angebote finden in regelmäßigen Abständen statt. An diesen nehmen die bereits in der Einrichtung lebenden und neu hinzugekommenen Jugendliche gemeinsam teil. In diesem Setting werden vielfältige Gelegenheiten offeriert, damit sich die neu ankommenden Jugendlichen orientieren, zu anderen finden und schließlich Entscheidungen für die Anbindung an Gruppen treffen können. Zur Unterstützung der Eingewöhnung des Jugendlichen wird ihm ein bereits mit der Einrichtung erfahrener Jugendlicher im Sinne einer Patenschaft an die Seite gestellt.

Durch erlebnispädagogische Elemente erleichtert treten neu ankommende Jugendliche zugleich in Beziehungen mit Mitarbeitern des Teams, lernen diese näher kennen und beurteilen. Insofern kann auch die zum Ende der Clearing-Phase abgeforderte Entscheidung für einen persönlichen Bezugsbetreuer von dem neu ankommenden Jugendlichen fundierter getroffen werden. Allerdings muss auch der gewählte Betreuer in einem Abwägungsprozess aktiv entscheiden, ob er die Position als Bezugsbetreuer des Jugendlichen einnehmen wird.

Am Ende der Clearingphase trifft der Jugendliche gemeinsam mit dem Mitarbeiterteam Entscheidungen dazu:

- in welche Gruppe er integriert wird
- wer sein Bezugsbetreuer sein soll
- und welche konkreten Ziele mit welchen Unterstützungsleistungen realisiert werden sollen.

Regelungen zu Kontaktsperren während der Clearing-Phase gelten nicht generell, können aber im Einzelfall veranlasst werden. Verfahrensregelungen dazu beschreiben diese Einzelfälle konkreter.

3 Zum Umgang mit der Vorgeschichte

Der Umgang mit Informationen, die die Vorgeschichte des Jugendlichen betreffen, steckt voller Ambivalenzen. Das Wissen über ärztliche Befunde, bereits vorliegende Verhaltensauffälligkeiten, Delikte, zu konsultierende Fachärzte und zu verabreichende Medikationen schafft einerseits Sicherheiten im Umgang mit dem Jugendlichen, birgt aber andererseits die Gefahr in sich, dass das Mitarbeiterteam mehr oder weniger bewusst Voreinstellungen und Typisierungen vornimmt. Diese Ambivalenzen sollten deshalb im Mitarbeiterteam immer wieder thematisiert werden, um sich in kollegialer Beratung korrigieren zu können.

3.1 Beginn der Clearingphase – Chance für einen Neuanfang

Jugendliche, die in dieser Einrichtung Aufnahme finden, bringen eine intensive Vorgeschichte mit. Ausgehend von dem dieser Konzeption zugrunde gelegten Menschenbild und den daraus abgeleiteten Leitideen soll den Jugendlichen hier die Möglichkeit einer Neuorientierung und eines Neubeginns gegeben werden. Dem jungen Menschen wird mit der Einstellung begegnet, dass er sich in Entwicklung befindet und die Jugendphase mit deviantem Verhalten wie auch problematischem Konsum psychoaktiver Substanzen einhergehen kann – Verhaltensweisen, die aber korrigierbar und durchaus bewältigbar sind. Dazu wird in der Einrichtung bewusst nach Ressourcen gesucht, über die die junge Menschen verfügen, um ihnen zu ermöglichen, diese Fähigkeiten erleben und erweitern zu können.

Die Umsetzung einer solchen Grundhaltung stellt an das Mitarbeiterteam hohe und zudem sehr widersprüchliche Anforderungen. Sie legt einerseits einen großen Vertrauensvorschuss des Mitarbeiterteams gegenüber dem Jugendlichen nahe, der jedoch auch mit Unsicherheiten und Gefahren dahin verbunden ist, durch eine bewusste Entscheidung für Nichtwissen und eine unbedarfte Begegnung mit den Jugendlichen falsch zu reagieren und damit nicht nur den Beziehungsaufbau zu dem neu ankommenden Jugendlichen zu belasten, sondern auch die Sicherheit der in der Einrichtung lebenden Jugendlichen wie auch des Mitarbeiterteams zu gefährden. Insofern sind im Mitarbeiterteam immer wieder

Auseinandersetzungen darüber zu führen, welchen Prinzipien die Gestaltung der Clearingphase folgen soll.

Das Mitarbeiterteam muss sich der Brisanz des Spannungsfeldes zwischen Information und Nichtinformation und der ihm übertragenen Verantwortung zum Wohle aller in der Einrichtung lebender Kinder und Jugendlichen bewusst sein und zu einer eigenen verantwortungsvollen Lösung finden. Ein Konsens in dieser Frage mit den Mitarbeitern des Teams ist Voraussetzung bei Neueinstellung.

Variante 1: Der Verzicht auf Vorwissen über den Jugendlichen

Im Sinne einer ressourcenorientierten Arbeit ist es zunächst konsequent, sich in der pädagogischen Arbeit allein durch das aktuelle Verhalten und nicht durch Vorurteile, alte Muster und Ereignisse aus der Vergangenheit leiten zu lassen. Im Vordergrund steht, was der Jugendliche von sich vermittelt und berichtet.

Auch das Mitarbeiterteam erhält so eine größere Chance, dem jungen Menschen vorurteilsfrei entgegenzutreten. Für das Team wird die Beziehung zum neu ankommenden Jugendlichen, bis sie sich in einem gewissen Grad gefestigt hat, nicht durch Fremdinformationen gestört und beruht allein auf den Äußerungen und dem Verhalten des jungen Menschen.

Mit einer solchen Herangehensweise haben Jugendliche die Möglichkeit, neue Verhaltensmuster zu erproben und andere Positionen innerhalb der Gruppe einzunehmen. In diesem Sinne wird die Clearing-Phase vom Mitarbeiterteam genutzt, den Jugendlichen in seiner Ganzheit kennen zu lernen. Dabei richtet sich die besondere Aufmerksamkeit des Pädagogen Teams darauf, die jugendlichen Bedürfnisse, Verhaltensweisen und deren Wirkung für das soziale Umfeld möglichst differenziert wahrzunehmen und nach angemessenen pädagogischen Reaktionen und Umgehensweisen damit zu suchen. Bei der Reflexion problematisch empfundener Situationen soll zunächst weniger auf individuelle Defizite des Jugendlichen als vielmehr auf ein ungeeignetes Setting geschlossen werden.

Ist eine bestimmte Vertrautheit in den Beziehungen hergestellt, bietet die Durchführung beispielsweise der „Sozialpädagogischen Diagnostik nach Prof. Dr. Uhlendorff“ die Chance, in strukturierter und gezielter Form weitere Anhaltspunkte für Interessen, Stärken und Förderungsbedarf des Jugendlichen zu erkunden und dem Jugendlichen zugleich Gelegenheiten einzuräumen, Teile seiner Vorgeschichte selbst zu präsentieren.

Das Ende der Clearingphase – Zusammentragen von Information

Im Sinne ihrer optimalen Betreuung und Förderung sowie um das Wiederholen negativer Ereignisse aus der Lebensgeschichte zu vermeiden, ist es angebracht,

sich auch mit der Vorgeschichte der Jugendlichen auseinander zu setzen. Dies sollte jedoch erst am Ende der Clearing-Phase geschehen, wenn der Jugendliche beim Mitarbeiterteam ein durch sein Verhalten und nicht ein durch Vorurteile und alte Muster geprägtes Bild hinterlassen hat. Dazu gilt es, umfangreiche Informationen aus dem Leben des jungen Menschen zu sammeln. Um über Informationen zu bestimmten einschneidenden Lebensereignissen der Jugendlichen hinaus eine Idee von der Motivation, geeigneten Settings und Methoden der Förderung des Jugendlichen zu erhalten, sind Gespräche z. B. mit den Eltern, dem Jugendamt, der Schule u. a. den in Akten und Dokumenten festgeschriebenen Informationen vorzuziehen.

Der Jugendliche hat nun, da das Pädagogen team von Problemen der Vergangenheit weiß, die Chance, seine eigene Sichtweise einzubringen. In dieser offenen Situation macht ausweichendes Verhalten wenig Sinn, jedoch wird dem Jugendlichen die Entscheidung eingeräumt, den Zeitpunkt, zu dem er bereit ist, Probleme anzusprechen, selbst zu bestimmen.

Am Ende der Clearing-Phase setzen sich die Mitarbeiter des Teams mit den Erfahrungen, die sie mit dem Jugendlichen während der Clearingphase in der Einrichtung gesammelt haben, und mit dessen Vorgeschichte auseinander.

In dieser Arbeitsphase erarbeitet sich das Mitarbeiterteam die notwendigen detaillierten Kenntnisse, um Veränderungsprozesse bei einzelnen Jugendlichen und Gruppen wahrnehmen und darauf adäquat reagieren zu können; um gezielt in Gruppenprozesse eingreifen zu können, wenn sich z. B. negative Verhaltensweisen verschiedener Jugendlicher potenzieren oder wenn sich die Gruppenzusammensetzung auf einzelne oder auf die Gruppendynamik negativ auswirkt. Am Ende der Clearingphase kennen die Mitarbeiter des Pädagogen teams einen einheitlichen Hintergrund des Jugendlichen.

Der endgültige Entschluss zur Aufnahme eines Jugendlichen in die Einrichtung soll in Kenntnis des gesamten Hintergrundes des Jugendlichen getroffen werden. Dies ist eine bewusste Entscheidung zu Gunsten der gesamten Persönlichkeit des jungen Menschen mit seinen Stärken, Schwächen und seiner Geschichte sowie in Abwägung der Verantwortung, die das Mitarbeiterteam auch für die in der Einrichtung lebenden, anderen Jugendlichen hat.

Fehlende Erklärungen für Verhaltensweisen des neu ankommenden Jugendlichen dürfen in der Clearing-Phase nicht zu Unsicherheiten führen. Das Schaffen und Gewährleisten einer möglichst vorurteilsfreien objektiven Sichtweise sowie der angemessene Umgang mit Informationen sind eine hohe Anforderung an den einzelnen Mitarbeiter und das professionelle Team. Eine möglichst objektive Sicht auf Dauer zu stellen, ist eine Teamaufgabe. Diese zu meistern, hat sich das Team verschiedener Methoden (u. a. Selbstevaluation, Supervision, Fallbesprechungen, regelmäßige Arbeitskreise) zu bedienen. Die

einzelnen Mitarbeiter müssen bereit und in der Lage sein, ihr Verhältnis zu den einzelnen Jugendlichen kritisch zu hinterfragen und gegebenenfalls zu korrigieren. Diese Bereitschaft wird auch zur Einstellungsvoraussetzung neuer Mitarbeiter.

Variante 2: Das Kennenlernen unter Einbezug von Vorwissen

Um Veränderungsprozesse von einzelnen Jugendlichen und Gruppen wahrnehmen und adäquat reagieren zu können, wird eine umfangreiche Kenntnis des Mitarbeiterteams über die zu Betreuenden nötig. Informationen und Wissen über bestimmte Reaktionsmuster neu ankommender Jugendlicher sind zudem von Bedeutung, wenn es gilt, in Gruppenprozesse einzugreifen, die sich auf einzelne oder auf die Gruppendynamik negativ auswirken z. B. wenn das Potenzial negativer Verhaltensweisen verschiedener Jugendlicher oder eine ungünstige Gruppenzusammensetzung zu vermeiden sind. Um schließlich den Schutz einzelner Jugendlicher, auch vor selbstschädigenden Einflüssen, den Schutz anderer Bewohner der Einrichtung, den Schutz der Einrichtung und der hier arbeitenden Mitarbeiter gewährleisten zu können, werden in der Clearing-Phase von Beginn an alle notwendigen Informationen, Eindrücke und Beobachtungen zusammengetragen und in die Arbeit einbezogen.

Die Clearing-Phase wird vom Mitarbeiterteam genutzt, um die Jugendlichen in ihrer Ganzheit kennen zu lernen. Dabei bedarf es der besonderen Aufmerksamkeit, um die Bedürfnisse und Verhaltensweisen der Neuankommenden sowie die Wirkung ihres Verhaltens für das soziale Umfeld wahrzunehmen und angemessen auf diese zu reagieren. Im Vordergrund des Kennenlernens steht auch hier, das, was der Jugendliche von sich berichtet und vermittelt. Darüber hinaus werden weitere Informationen aus dem Leben des jungen Menschen gesammelt. Dazu sind Gespräche z. B. mit den Eltern, dem Jugendamt, der Schule u. a. allen bereits vorliegenden schriftlichen Informationen vorzuziehen. Nur so kann eine differenzierte Idee von den Möglichkeiten des Jugendlichen, seiner Motivation, geeigneten Settings und Methoden für Entwicklung und Lernen erhalten werden. Die Durchführung der „Sozialpädagogischen Diagnostik nach Prof. Dr. Uhlendorff“ liefert schließlich weitere Erkenntnisse.

Der Entschluss zur Aufnahme eines Jugendlichen in die Einrichtung soll in Kenntnis seines biographischen Hintergrundes und als eine bewusste Entscheidung zu Gunsten der gesamten Persönlichkeit des jungen Menschen mit all seinen Stärken und Schwächen sowie seiner Gesamtgeschichte getroffen werden. Auch der am Ende der Clearingphase vom Jugendlichen gewählte Bezugsbetreuer entscheidet in einem Abwägungsprozess, ob er sich für die Betreuung des jeweiligen Jugendlichen geeignet hält.

Während der gesamten Clearingphase wird dem jungen Menschen mit der Einstellung begegnet, dass er sich in Entwicklung befindet und die Jugendphase als ein Lebensabschnitt gesehen wird, zu dem deviantes Verhalten und problematischer Konsum psychoaktiver Substanzen gehören kann – Problemstellungen, die als vom einzelnen bearbeitbar betrachtet werden. Dazu wird in der Einrichtung bewusst nach Ressourcen gesucht, über die junge Menschen verfügen. Es gilt jedem Jugendlichen zu ermöglichen, wertgeschätzte Fähigkeiten als solche auch erleben und gezielt erweitern zu können.

Aus der Reflexion problematisch empfundener Situationen soll nicht unvermittelt auf Defizite des Jugendlichen geschlossen, sondern nach einem besser geeigneten Setting für die Bewältigung von Anforderungen gesucht werden.

Wenngleich das Mitarbeiterteam von Problemen in der Vergangenheit weiß, hat der Jugendliche in der Clearingphase immer die Chance, seine eigene Sichtweise einzubringen. In dieser offenen Situation verliert ausweichendes oder täuschendes Verhalten seinen Sinn. Dennoch wird dem Jugendlichen der Zeitpunkt überlassen werden, zu dem er bereit ist, Vergangenes anzusprechen.

Am Ende der Clearingphase erarbeitet sich das Mitarbeiterteam eine einheitliche Einschätzung des Jugendlichen. Jeder einzelne Mitarbeiter muss bereit und in der Lage sein, sein Verhältnis zu den einzelnen Jugendlichen kritisch zu hinterfragen und gegebenenfalls zu korrigieren.

Die Erarbeitung einer dauerhaften objektiven Sicht auf die Jugendlichen durch die Mitarbeiter ist als Teamaufgabe zu verstehen. Hierbei können Arbeitskreise, Selbstevaluation und Supervision hilfreich sein.

4 Sozialpädagogischen Diagnostik nach Prof. Dr. Uhlendorff

Eingebettet in die Clearing-Phase ist das Klären der Ressourcen und der Fördernotwendigkeiten für den einzelnen Jugendlichen, das in einer strukturierten und methodisch abgesicherten Form zu erfolgen hat.

Als eine dafür geeignete Methode bietet sich die „Sozialpädagogische Diagnostik nach Prof. Dr. Uhlendorff“ an. Diese Methode macht es möglich, den Jugendlichen durch sehr weit gefächerte Fragen kennen zu lernen und gleichzeitig eine Vorstellung von seinen Fähigkeiten und seinem Förderbedarf zu erhalten. Die „Sozialpädagogische Diagnostik“ kann wesentliche Hinweise darauf geben, welche Entwicklungsziele in welchen Bildungsdimensionen anzustreben sind und in welchen Bereichen sowie über welche Methoden Jugendliche gefördert werden können.

Die Methode der „Sozialpädagogischen Diagnostik“ lebt von einem vertrauensvollen Gespräch zwischen dem Betreuer und dem Jugendlichen und kann

den Eindruck des Mitarbeiterteams vom Jugendlichen nur abrunden und ergänzen, nicht aber ersetzen. Voraussetzung für den sinnvollen Einsatz dieses Instrumentariums ist die Bereitschaft des Jugendlichen zur Mitarbeit. Es steht ihm letztlich immer frei, welche Fragen er beantworten möchte. Deshalb sollte dieses Verfahren erst dann durchgeführt werden, wenn sich zwischen Jugendlichen und Betreuer eine Beziehung mit einem Mindestmass an Vertrautheit und Belastbarkeit entwickelt hat.

Es bietet sich an, zur Durchführung des Interviews einen stressfreien Ort, außerhalb des alltäglichen Lebens in angenehmer, entspannter Atmosphäre, zu wählen. Auch hierfür bietet sich ein erlebnispädagogisches Setting durchaus an.

Literatur:

- Landesgruppe Baden-Württemberg in der deutschen Vereinigung für Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfen e.V. (1999): Auffällige Kinder und Jugendliche im Spannungsfeld zwischen Erlebnispädagogik, geschlossener Unterbringung und Therapie.
- Uhlendorff, U., Mollenhauer, K. (1999): Sozialpädagogische Diagnosen. Juventa, München
- Galuske, Michael (2002); Methoden der Sozialen Arbeit. Juventa, München